Kinderleben

in

Liedern und Bildern.

Von

Wolfgang Müller und Theodor Mintrop.

Die Holzschnitte sind ausgeführt im akademischen Atelier
für Holzschneidekunst zu Dresden, unter Leitung von
Hugo Bürkner.

Verlag von Johann Heinrich Schulz,
Düsseldorf 1850.

Buchdruckerei d. Hum. Ver.

Neujahr.

Neujahr.

Jetzt fängt es an das neue Jahr!
Wir treten vor das Aelternpaar,
Das uns so treu gepfleget,
Das uns so hold geheget.

Wir bringen hier euch einen Brief
Voll Wünschen, fromm und rein und tief,
Die rufen euch Glück und Segen
Zu allen Lebenswegen.

An diesem Heerd, in diesem Haus,
Da geh der Frieden ein und aus,
Hier geh es so wie heute
Alltäglich frohe Leute.

Und daß es immer also sei,
Geloben wir euch Lieb und Treu;
Wir wollen Heut und Morgen
Für Fleiß und Ordnung sorgen.

Wir zanken und wir grollen nicht,
Getreu der guten Kinder Pflicht,
Ihr führt ja das Gemüthe
Zur Freundlichkeit und Güte.

So soll es sein, so muß es sein!
Wir wollen gute Kinder sein!
Dem, der die Aeltern ehret
Ist Gottesglück beschecret.

Schlittschuhläufer.

Schlittschuhlaufen.

Der Winter geht so starr und kalt,
Der Teich ist festgefroren,
Frischauf die Schlittschuh angeschnallt,
Die Pelze um die Ohren!

Wir gleiten hin, wir gleiten her
Auf spiegelglattem Eise,
Wir schwingen uns die Kreuz und Quer
Und schlingen unsre Kreise.

Und plumpst auch Einer 'mal dahin,
Das darf nicht schen ihn machen,
Er stehet auf mit frischem Sinn
Und er beginnt zu lachen.

Er mischt sich wieder in die Reihn
Und läuft in Freude weiter,
Denn auf dem Eis, da muß man sein
Recht munter, frisch und heiter.

Reiter.

Reiter.

Bin ein Reiter zu Pferd
Mit Helm und mit Schwert,
Mit klingenden Sporen! —
Hinaus aus den Thoren!

Es trägt mich das Roß
Voran allem Troß
Mit Zügel und Bügel,
Als hätte es Flügel.

In die Welt gehts hinein
Ueber Stock über Stein,
Den Berg zu erklimmen,
Den Fluß zu durchschwimmen!

Ich suche den Feind,
Wenn die Sonne hell scheint,
Ich reit' ihm entgegen
In Sturm und in Regen.

Und kommt er zum Plan,
So greif' ich ihn an;
Und will er nicht kehren,
So muß ich's ihn lehren.

Ihn schlägt meine Hand
Aus der Stadt, aus dem Land;
Denn mein muß es werden,
Wo's schön ist auf Erden!

Fastnacht.

Fastnacht.

Lust'ge, lust'ge Fastnachtszeit!
Heute jubeln alle Leut',
Heute sind wir alle toll,
Alle bunter Scherze voll.

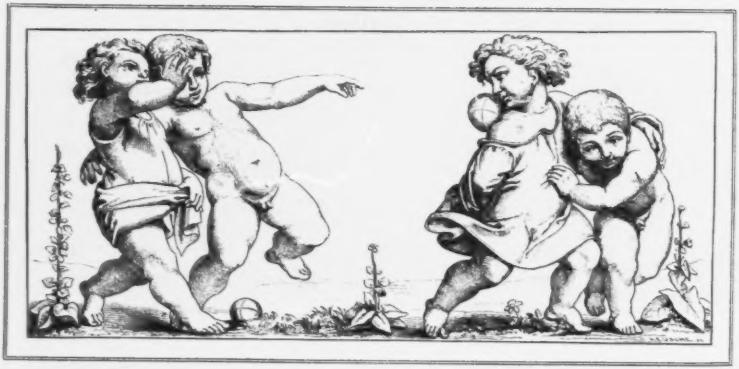
Zieht die Schellenkappen um,
Hänget bunte Kleider drum!
Keiner kennt uns mehr heraus:
Welt ist wie ein Narrenhaus.

Räuber kommen wild heran,
Ritter reihen stolz sich dran,
Die Zigeuner fehlen nicht,
Schäfersmann ist jener Wicht.

Aus Tyrol kommt der Gesell,
Jener aus dem Land des Tell.
Wenn ich doch ein Türke wär'!
Seht, dort trollt sogar ein Bär!

Auf der Geige auf dem Baß,
Auf der Flöte spielt der Spaß.
Kunterbunten Maskenscherz
Treiben froh wir allerwärts.

Lust'ge, lust'ge Fastnachtszeit!
Heute jubeln alle Leut',
Heute sind wir alle toll,
Alle bunter Scherze voll.



Ballspiel.

Ballspiel.

Kommet, kommet all!
Werft und schlagt den Ball
In die Höhe, in die Weite!
Wer's am Besten kann,
Ist der erste Mann
Und der Sieger hier im Streite!

Spielet gut das Spiel!
Treffet scharf das Ziel!
Jeder gute Wurf muß glücken.
Schleudert lustig drauf,
Treffet selbst im Lauf
Eure Gegner auf den Rücken!

Ist er ein Gesell,
Rüstig, flink und schnell,
Weiß er listig sich zu schmiegen,
Bücket sich geschwind,
Ball geht in den Wind,
Mußte über's Haupt ihm fliegen.

Wer in Kraft und List
Nun der Beste ist,
Bleibt der Sieger hier im Streite.
Kommet, kommet all!
Werft und schlagt den Ball
In die Höhe, in die Weite!

Der kleine Landmann.

Der kleine Landmann.

Thaute auf vom Frost die Welt,
Wollen wir nicht warten,
Ziehen wir in Wies' und Feld,
Ziehn wir in den Garten.

Unsern Acker, braun und grau,
Soll der Pflug bestellen;
Samen streu'n wir in die Au,
Wachsend soll er schwellen.

In dem Garten jedes Beet
Wird neu umgegraben,
Daß es bald voll Kräuter steht,
Aug' und Mund zu laben.

Manchen kleinen Rieselbach
Ziehn wir durch die Wiesen,
Grünend wird der Rasen wach,
Uns die Halme sprießen.

An den Bäumen emsiglich
Schneiden wir die Zweige,
Daß im Herbste jeder sich
Voll von Früchten neige.

So entsprießet Korn und Klee,
Alle Beete blühen,
Von dem Baum fällt Blüthenschnee:
Lohn erwächst den Mühen.

Das

Verhältniss des Staates

zu

den bildenden Künsten.

Zur Reform

der

Kunstangelegenheiten in Preußen.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

K 1915. 193

Berlin.

Verlag von Oswald Seehagen.

1861.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Alle Wandlungen in der obersten Leitung der größeren Staaten führen naturgemäß neue und frische Hoffnungen für zeitgemäße Aenderungen in einzelnen Zweigen des Staatslebens mit sich. Wir erleben aber in Preußen augenblicklich Tage, welche die mannigfachsten Erwartungen nicht allein anregen, sondern auch zu erfüllen versprechen. Es ist eine Zeit angebrochen, in welcher gewisser Maßen ein Frühlingswehen durch das Land zieht. Die Staatsbürger im Allgemeinen sehen freudig der Ausführung des alten heiligen Spruches Suum cuique entgegen. Es hat ein edler und gesetzlicher Kampf gegen Alle, die sich bevorrechtet glauben, begonnen, ein Kampf, der hoffentlich den Grundsatz von gleichen Rechten und gleichen Pflichten schließlich zur Geltung bringt. Der Gelehrte, der Handelsmann, der Handwerker und der Landmann bestreben sich in gleicher Weise, freie Entfaltung ihrer Kräfte und Thätigkeiten zu erlangen. Auf dem religiösen Gebiete wird aufs Neue für die Freiheit des Gewissens gestritten. Da ist es denn kein Wunder, daß auch der Künstler und Kunstfreund sich regt und mit seinen Wünschen und Erwartungen an den Tag tritt.

Es handelt sich von Reformen in den Kunst-Angelegenheiten. Daß es sich darum handelt, geht aus drei Schriften hervor, die seltsamer Weise fast zu gleicher Zeit in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Gleichwohl kann man dieselben nicht

als unmittelbare Ergebnisse unse[r] Lage ansehen. Die ihrem Inhalte nach älteste Schri[ft] ein Entwurf aus dem Nachlasse des leider zu früh[] gestorbenen Geheimen Ober-Regierungsrathes Dr. Fr. Kugler und heißt: „Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunst-Angelegenheiten im preußischen Staate" (Berlin, E. H. Schröder, 1858). Das Vorwort belehrt uns, daß dieser Entwurf bereits im Jahre 1849 auf Veranlassung des Herrn Ministers von Ladenberg abgefaßt wurde. Die zweite Schrift finden wir in einer Reihe von Aufsätzen in dem „Organ für christliche Kunst, herausgegeben und redigirt von Fr. Baudri" (Köln, M. DuMont-Schauberg, Jahrgang 1859) unter dem Titel: „Akademie oder Werkstätte?" Auch hier beweist das Datum, daß nicht die Aenderung der Dinge in Preußen die unmittelbare Veranlassung dieser Aufzeichnungen gewesen ist, sondern daß die entwickelten Wünsche und Forderungen aus einer in sich fertigen Ueberzeugung hervorgehen. Dagegen knüpft die dritte Schrift: „Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate von Hermann Grimm" (Berlin, Wilhelm Hertz, 1859), ohne Zweifel an alle jene für und wider geäußerten Meinungen und Gespräche an, welche in der letzten Zeit in Berlin über diesen Gegenstand zum Vorschein gekommen sind.

Die in diesen drei verschiedenen Aufsätzen gewonnenen Ansichten gehen ziemlich weit aus einander.

Der Verfasser von „Akademie oder Werkstätte" steht fast ganz und gar auf dem Standpuncte des Mittelalters. Er findet das Ideal der künstlerischen Bildung in den Bauhütten der deutschen Kunst und in den Werkstätten der Steinmetzen und Schilderer der alten Zeit. Er will Meister, Gesellen, Lehrlinge, wie wir sie heute noch im Handwerk gewahren. Der Künstler soll gewisser Maßen wieder auf dem goldenen

Boden des Handwerks wurzeln. Der Schüler würde in einem Abhängigkeits-Verhältniß zum Lehrer ſtehen und demſelben mit Handleiſtungen an ſeinen Werken zu helfen haben, welche auch die decorativen Seiten nicht ausſchlöſſen, ſo daß ihm, wenn das Talent für die höheren Richtungen nicht ausreichte, ein Weg in das Kunſthandwerk offen bliebe. Von einer wiſſenſchaftlichen Förderung durch Welt-Cultur und Kunſtgeſchichte, ſo wie durch Anatomie, Perſpective ꝛc. iſt eigentlich gar keine Rede. Ob der Meiſter in dieſer Beziehung lehrend auftreten ſoll, oder ob die genannten Fächer dem eigenen Studium überlaſſen bleiben, iſt nicht geſagt. Auch das Verhältniß der Künſtler zum Staate iſt nicht beſonders erörtert. Der Verfaſſer ſcheint für die Meiſter und die Werkſtatt eine durchaus freie Stellung im Auge zu haben.

Franz Kugler ſteht dagegen in allen weſentlichen Dingen auf dem Standpuncte der Akademieen, wie ſie, zuerſt in Italien geſtiftet, ſich über ganz Europa verbreiteten. Man wird dieſem trefflichen Kunſtgelehrten von ſelber zutrauen, daß er kein Inſtitut gründen will, wie die Kunſtſchule des vorigen Jahrhunderts, in welcher der Geiſt in ſpaniſche Stiefel eingeſchnürt wurde. In der That ſoll ſeine Kunſtbildung keine Kunſtdreſſur ſein. Wenn er auch eine Regel will, ſo möchte er doch die Erſtarrung der Regel vermeiden. Um dieſes zu bewerkſtelligen, intereſſirt er den Staat auf der einen und die Künſtler auf der anderen Seite. Der Staat ſoll in der Perſon des Cultus-Miniſters die Angelegenheiten der Kunſt in die Hand nehmen, aber die Künſtler ſollen auch gewiſſer Maßen ſelbſt ihren Stand vertreten. Dieſes geſchieht, indem ſie in ihrer Geſammtheit eine Akademie von Meiſtern bilden, welche ſich durch Aufnahme neuer und würdiger Mitglieder ergänzt. Warum er einen ſolchen Körper nicht lieber mit einem deutſchen Namen, nämlich mit Kunſt-Innung, Gilde

oder Meisterschaft benannt hat, wissen wir nicht. Der Titel Akademie hat mit der Zeit einen Beigeschmack erhalten, der an den Zopf und die Perrücke erinnert. Zwischen dem Minister und die Genossenschaft der Meister denkt sich nun Kugler ferner einen Kunstrath gestellt, der gewisser Maßen, von der Akademie vorgeschlagen und von der Regierung genehmigt, als begutachtende und überwachende Behörde alle Angelegenheiten der Kunst in die Hand nimmt. Unter der Leitung des Kunstrathes, der aus zwanzig Mitgliedern, und zwar aus zwei Baumeistern, zwei Bildhauern, drei Malern, einem Kupferstecher, einem Gartenkünstler, drei Musikern, drei Dichtern, zwei Schauspielern, drei Kunsttheoretikern oder Freunden der Kunst zusammen gesetzt ist, stehen die Schulen der bildenden Kunst (unter die Kugler indeß seltsamer Weise die Architektur nicht aufgenommen hat), so wie die Musikschule und die Theaterschule. Ferner liegen ihm ob: die Errichtung von Denkmälern und die künstlerische Ausstattung öffentlicher Bauwerke, die Conservation der Kunstdenkmale, die Sammlungen und Ausstellungen von Werken bildender Kunst. Um aber jede Stockung in dem Flusse der Lebensfähigkeit zu vermeiden, ist zugleich der Vorschlag gemacht, daß der Kunstrath und die Directionen der verschiedenen Schulen alle drei Jahre durch Wahl gewechselt werden können. Man sieht aus diesen skizzirten Andeutungen, daß es sich um eine große und umfassende Reform handelt.

Hermann Grimm will im Grunde genommen gar nichts von einem bestimmten Systeme wissen. Er tritt als Ritter für die persönliche Kunstbildung auf. In seinen geistvoll und lebendig aufgezeichneten Bemerkungen betont er hauptsächlich zwei Dinge, nämlich eine tüchtige Anleitung im freien Handzeichnen und ein möglichst weite geistige Ausbildung. Auf dieser Grundlage muß sich der bildende Künstler dann

ferner individuel aus ſich ſelbſt entwickeln, wie es bei Leonardo, Raphael, Michel Angelo und Rubens der Fall geweſen iſt. „Kunſt wird," ſo lauten ſeine eigenen Worte, „als überhaupt nicht lehrbar, auf der Akademie nicht gelehrt, ſondern nur das dargeboten, was ein Künſtler lernen kann, bevor er dieſen Namen trägt. Dies wird ſo gründlich gelehrt, wie in keiner anderen Anſtalt." Freilich ſetzt er dann noch hinzu: „daß für diejenigen, welche ſich aus freiem Entſchluſſe zu Künſtlern beſtimmen, Gelegenheit da iſt, ſich in den Ateliers bedeutender Meiſter Rath und Belehrung zu holen." Auch will er „in Rom ein Haus eingerichtet wiſſen, wo ehemalige Schüler der Akademie freie oder billige Wohnung, ein Atelier und eine Bibliothek finden."

Wer will es läugnen, daß ſich in den Anſichten aller dieſer Kämpfer für Reformen im Kunſtweſen große Wahrheiten offenbaren? Jedem derſelben ſind ſeine Grundſätze warme Herzensſachen. Wären aber auch gar keine Namen genannt, man würde ſofort wiſſen, aus welchen Kreiſen dieſe verſchiedenenen Aufſtellungen hervorgehen. Der Verfaſſer von „Akademie oder Werkſtätte" iſt offenbar ein Anhänger altdeutſcher Kunſt. Er hat ſeine Anſichten ohne Zweifel in der kölner Dombauhütte geholt, in welcher ſich die Art und Weiſe, wie das Mittelalter die Kunſt pflegt, in ſo neuer eigenthümlicher und hoffnungsreicher Geſtaltung wiederholt, daß ihre Wirkungen ſich bereits über das ganze Rheinland verbreiten. Franz Kugler dagegen iſt ein edler Gelehrter, welcher alle Gebiete der Kunſt überſieht und nach allen Seiten hin einen neuen gewaltigen Aufſchwung bereiten möchte. Die Univerſalität ſeiner Anſchauungen iſt höchſt anerkennenswerth. In Hermann Grimm aber offenbart ſich ſofort der liebenswürdige Poet, der, ſich in ſeiner Individualität fühlend, auch für die Individualität in die Schranken tritt.

Ihm liegt hauptsächlich die Entfaltung des Genies im Sinne. Er hält eigentlich eine Rede für die Bildung ganz bevorzugter Geister. Es ist nur schade, daß man nicht recht weiß, wo er hinaus will. Einmal scheint er jeden Einfluß des Staates abzuweisen, dann spricht er wieder von der Akademie und sogar von einem Hause in Rom, welches doch wohl der Staat schaffen soll.

Welcher Reformer hat nun Recht? Wir können keinem von ihnen ganz und gar beistimmen. Die größten Gegensätze finden sich offenbar bei dem ersten und dem letzten. Der Verfasser von „Akademie oder Werkstätte" scheint uns in unsrer Zeit, wo eine allgemeine Bildung in alle Schichten des Volkes übergegangen ist, und wo die weitesten Gesichtspunkte Grund und Boden gewonnen haben, zu engherzig den Ursprung der Kunst im Handwerk zu suchen. Auch spricht die geschichtliche Erfahrung gegen ihn, indem sie uns belehrt, daß die Werkstätte als Bildungsort sich überlebt hat. Könnte man ihr eine ewige Lebensfähigkeit zuschreiben, so wäre der künstlerisch schaffende Geist nicht darin verkümmert, wie es wirklich geschehen ist. Hermann Grimm verfällt in das entgegengesetzte System; bei seinen Grundsätzen würde der sich individuel ausbildende Künstler leicht über das Maß hinaus gehen. Auch ist sein Weg wohl nicht so neu. Daß wir manches Talent auf ihm verwildern sehen, lehren uns Beispiele in der Dichtung, Musik und bildenden Kunst.

Kugler's weitsichtige Plane scheinen uns aber an den Persönlichkeiten in der jeweiligen Zeitanschauung über Kunst zu scheitern. Wäre sein Cultus-Minister immer ein echter und warmer Kunstfreund, und läge in seiner Akademie nicht die Gefahr, daß sie sich zu einer Kaste ausbilden könnte, die ihre Principien für die alleinseligmachenden hielte, so würde man ihm freudig zustimmen. Es kommen aber mit-

unter Miniſter an das Ruder, welche die Kunſt für eine durchaus überflüſſige Sache halten, und es hat nicht an Akademieen gefehlt, welche, in einſeitigen Richtungen befangen, über jede neue Offenbarung den Bann und die Acht auszuſprechen, ſich nicht ſcheuten.

Es giebt aber doch einen Punkt, in welchem alle drei Schriftſteller entſchieden übereinſtimmen und den auch wir für eine Hauptſache halten. Derſelbe bezieht ſich auf den gründlichen Unterricht in den Elementen der Kunſt. Dieſer gründliche Unterricht kann aber ohne Zweifel auf dem Wege erzielt werden, der im Ganzen und Großen in der letzten Zeit an allen Kunſt-Anſtalten eingehalten worden iſt und den auch Kugler in ſeiner Schrift auf's Neue anempfiehlt. Hat das Mittelalter die Werkſtatt als Bildungsſchule für den Künſtler auserſehen, ſo lag das ganz und gar in den Verhältniſſen. Es waren die Gemeinden, die Kirchſpiele, die Gilden, die Privatleute, welche bauten, und Steinmetz-Arbeiten, Bilder und Schnitzereien beſtellten, welche ſich aber auch nach ihren ſpeciellen Meiſtern umſahen. In der neuen Zeit ſteht der Staat in ſeiner Allgemeinheit über dieſen Einzelheiten. Es ſind in geſchichtlicher, politiſcher, ſocialer Beziehung weitere Geſichtspunkte erlangt worden, die im Staate ihren Mittelpunct finden. Der Staat ſorgt für den wiſſenſchaftlichen Unterricht, warum ſoll er nicht auch für den Unterricht der Künſtler ſorgen? Lehrer bleiben Lehrer, ob man ſie Meiſter oder Profeſſor nennt. Schulen bleiben Schulen, ob ſie den Namen Werkſtätte, Atelier, Akademie erhalten. Freilich wären auch uns die deutſchen Bezeichnungen lieber. Kunſtſchulen können aber wohl entarten, gleichviel, ob ſie von Privatleuten oder vom Staate geleitet werden. Wir glauben, daß alle Entartungen mehr in den Zeiten, als in dieſen Inſtituten liegen. Die Periode des Zopfs und der Perrücke iſt nicht durch die Aka-

demie hervorgerufen worden, wohl aber ſind die Akademieen ihr mit Nothwendigkeit gefolgt. Aber trotz den Akademieen ſind auch in Tagen höchſter Erſtarrung und Verknöcherung wieder Männer wie Carſtens, Schick, Wächter, Cornelius, Overbeck, Veit und Schnorr von Caro'sfeld vermöge der neu anbrechenden geiſtigen Tendenzen zum Siege gelangt. Wir glauben alſo, daß die Kunſtſchulen weder zu verwerfen, noch daß es vom Uebel iſt, wenn der Staat ſie beſchirmt und behütet.

Wie ſoll der Staat nun ſeine Kunſtſchulen einrichten? Wir meinen, er würde ganz entſchiedene Erfolge erzielen, wenn er das Gute, was ſich in den Werkſtätten des Mittelalters und in den Akademien der Renaiſſance-Zeit findet, mit einer zugleich individuellen Entwicklung zu verbinden ſtrebte.

Eine elementare Zeichenſchule mit nebenherlaufender Schulbildung, welche den Gymnaſien entſpricht, wie Herrmann Grimm ſie fordert, ſcheint uns nicht nöthig. Was in einer ſolchen Anſtalt gelehrt werden kann, muß der Kunſtjünger ſchon mitbringen. Wir ſind aber durchaus nicht gegen die Anlage von ſolchen übrigens auch ſchon exiſtirenden Zeichenſchulen, weil ſie dem Gewerbe und Handwerk dienen und nebenbei dem angehenden Bildner den erſten Unterricht ertheilen können. Sie mögen in dieſer Beziehung als Vorſchule der künſtleriſchen Bildung angeſehen werden. Zur eigentlichen Kunſtſchule gehören ſie nicht.

Was auf der wirklichen Kunſtſchule allgemein gelehrt werden muß, giebt Kugler ganz richtig an. Die Unterrichts-Fächer ſind Lehre der Perſpective und Schatten-Conſtruction, Anatomie und Proportionen des menſchlichen Körpers, Zeichnen und Modelliren nach der Antike und nach dem lebenden Modell, Landſchafts- und Thierzeichnen, Malen nach gemalten Vorbildern und Modellen. Wir fügen noch hinzu, daß wir

zugleich alle die Vorſtudien fordern, welche zur Baukunſt gehören, und die wir bei Kugler ganz und gar vermiſſen. In dieſer zweiten Stufe der Kunſt die auf die elementare Schule folgt, iſt auf die größte Gründlichkeit zu ſehen. Je gewiſſenhafter die betreffenden Lehrer ihre Schüler zu leiten wiſſen, deſto ſicherer werden die letzteren ihren Weg gehen, um, ſtatt auf Abwege zu gerathen, einem gedeihlichen Ziel entgegen zu ſchreiten. Es muß hier, zumal wenn neben der Kunſtlehre eine hiſtoriſche und kunſthiſtoriſche Bildung einhergeht, noch ſtets der Weg in das Handwerk und Gewerbe für den zur Kunſt ungeeigneten Jünger möglich ſein.

Und nun beginnt der höchſte Grad der Kunſtlehre. Jetzt erſt ſcheiden ſich nämlich die Wege, welche in die Baukunſt, in die Bildhauerei, in die Malerei, in den Kupferſtich, in den Holzſchnitt und die Gravirkunſt führen. Die Nebenpfade ziehen ſich aber in alle decorirenden Künſte, welche der Ausſchmückung von Kirchen, Paläſten und Häuſern dienen. Und ſo iſt es nunmehr an der Zeit, daß dem Kunſtjünger Gelegenheit geboten werde, ſich in die Schule eines Meiſters zu begeben, deſſen Art und Weiſe ſeiner Perſönlichkeit am meiſten entſpricht. Es beginnt hier die Wirkſamkeit des Meiſters der Werkſtätte, wie ſie unſer Freund des Mittelalters fordert, verbunden mit einer freien, der Perſönlichkeit der Schüler entſprechenden Entfaltung. Während der Lehrling auf der früheren Stufe ſich gewiſſer Maßen noch zu jedem Fache der Kunſt beſtimmen, oder auch ganz und gar vom betretenen Wege abwenden konnte, wird er ſich nunmehr entſchließen, Architektur zu treiben, ſich der Sculptur zu widmen, Hiſtorien-, Volks- und Landſchafts-, Thier- oder Portraitmaler zu werden, oder auch die Kupferſtecherei und die Holzſchneiderei zu ergreifen, wobei übrigens ein fortgeſetztes Streben nach allgemeiner Bildung nicht vergeſſen werden darf. Wir halten dieſe Stufe für

höchſt wichtig. In der bildenden Kunſt lernt der Schüler vom Meiſter mehr, als in irgend einer anderen. Die Uebung des Auges und der Hand iſt beſonders wünſchenswerth. Das Vorbild iſt nicht zu entbehren, mag ſich auch ſpäter die entſchiedenſte Originalität entwickeln. Das Zuſammenarbeiten iſt durchaus nothwendig. Die Technik in den bildenden Künſten beruht größtentheils auf den gemachten Erfahrungen, die der Eine dem Anderen abſehen wird.

Wenn es überhaupt die Aufgabe des Staates iſt, ſich in erſter Abtheilung der Kunſtſchulen der beſten und ſtrengſten Lehrer zu bedienen, ſo iſt dies aber zumeiſt wünſchenswerth in jener Stufe, wo der Schüler aus dem allgemeinen Unterrichte in die Werkſtatt übertritt. Neben der inneren künſtleriſchen Tüchtigkeit der Meiſter muß bei der Berufung auf die größte Vielſeitigkeit geſehen werden. Mit einem halben Dutzend iſt es nicht gethan, es iſt darauf zu halten, daß jedes Fach in der Kunſt und auch jede Richtung vertreten ſei. Beſondere Vorliebe für die eine Seite würde ſofort eine Abneigung von der anderen Seite hervorrufen. Man ſieht heut zu Tage die Künſtler in verſchiedene Lager getrennt. Die Einen ſchlagen ſich zu den Realiſten, die Anderen zu den Idealiſten; hier kämpft man für religiöſe, dort für profane Kunſt. In der Landſchafts-Malerei treten ſich die Freunde der Stimmung und die Freunde der Linien gegenüber. Auf ſolche Unterſchiede darf aber der Staat nicht eingehen. Er muß über den Parteien ſtehen. Jede Art und Weiſe künſtleriſcher Darſtellung hat das Recht der Exiſtenz in ſich, vorausgeſetzt, daß wirklich ein wahrer Künſtler ſie vertritt. Verſchiedenartigkeit der Meiſter ſchützt überdies vor flauem Sichgehenlaſſen. Sie ſpornt den Ehrgeiz und die Thatkraft an und treibt lebendige Werke ins Daſein. Durch Berufungen von Meiſtern jedes Faches und jeder Richtung

wird der Staat ſich übrigens noch in anderer Weiſe die Dankbarkeit der Künſtler ſichern, denn es giebt den betreffenden Lehrern einen ſicheren Rückhalt für ihr Leben und Alter. Dieſe Anſtellungen müßten gewiſſer Maßen Ehrenſtellen für in ſich gereifte fertige Künſtler werden. Die auszuſetzenden Gehälter brauchten gar nicht einmal beſonders groß zu ſein. Dagegen müßte für freie Ateliers geſorgt werden. Auch dürften die Verpflichtungen des Lehrers nicht zu ausgedehnt ſein. In ſolchen Werkſtätten thut oft das Beiſpiel mehr als die Mahnung von Mund zu Ohr. So war K. F. Leſſing lange Jahre, ohne je ein Amt zu bekleiden, der ideelle Leiter der Düſſeldorfer Schule. Und wie ausgezeichnet hat Rauch durch ſeine Werkſtätte in Berlin gewirkt!

Wir legen ein ganz beſonderes Gewicht auf die Lehre des ſtillen und lauten Beiſpiels durch den Meiſter in ſeiner Werkſtätte und gehen von dieſem Standpunkte aus auf die einzelnen Fächer über, welche in den Meiſtern vertreten ſein müßten.

Da tritt uns denn zunächſt die Baukunſt entgegen, die mit Recht für die Mutter der bildenden Künſte gehalten wird. Sie iſt die erſte, nothwendigſte, heiligſte. Ihr verdanken wir den Tempel, das Haus, das Schiff, die Feſtgebäude, die Schirmveſte. Seltſamer Weiſe zieht Kugler aber die Baukunſt nicht in den Kreis ſeiner Betrachtungen. Wil' er vielleicht einem Streite mit der preußiſchen Bau-Akademie aus dem Wege gehen? In der That iſt er in dieſem Punkte wahrſcheinlich ein vorſichtiger Beamter. Wir aber müſſen offen geſtehen, daß wir, ohne im Mindeſten Propaganda für die Kunſtweiſe des Mittelalters zu machen, die Meinungen Auguſt Reichenſperger's theilen, welcher ſich in der Kammerſitzung vom 20. Februar 1852 im Hauſe der Abgeordneten entſchieden dahin ausgeſprochen hat, daß er die Bau-Akademie

nicht als eine Kunstanstalt im höheren Sinne gelten lasse. Allen Respekt vor diesem sonst vortrefflichen Institute, in welchem die Zwecke, die es verfolgt, mit der redlichsten Gewissenhaftigkeit und der größten Strenge im Auge behalten werden! Jedenfalls aber wird bei seiner jetzigen Gestaltung sehr viel Wissenschaft und sehr wenig Kunst getrieben. Seine Lehrgegenstände sind zumeist Maschinenlehre, Chemie, Dynamik, Physik, Orykteognosie, Geognosie, Projectionslehre, Schatten-Construction, Perspective. Die Baukunst wird aber nur in so fern gelehrt, als sie aus antiken Normen abzuleiten ist. Nach den Studien kommen eine Menge von Prüfungen, die zu amtlichen Stellen berechtigen. Wie sehr wird auf das Wissen gesehen, wie wenig auf das Können! Wie Prinz Hamlet zu viel in Wittenberg, so haben unsere Baubeamten zu viel in Berlin studirt. Das kann aber nie und nimmer dem bauenden Künstler zum Heil gereichen. Statt einer freien schönen Bildung erhält er einen gezwungenen Zuschnitt. Der Geist wird öde und lahm, die Phantasie wird ertödtet. Die schlimmen Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben, denn die meisten in den letzten Jahrzehenden von Regierungs-Bauleuten ausgeführten öffentlichen Werke, wie Kirchen, Schulen, Hospitäler, leiden an einer trostlosen Nüchternheit. Der sogenannte Kasernenstyl hat zu unserem Bedauern nur zu glänzende Triumphe gefeiert. Wenn wir hin und wieder auf Ausnahmen stoßen, so lassen sich diese nicht auf die Schule, sondern auf die Männer zurückführen, die mit eigenem Geiste den Zwang der Schule durchbrochen haben. Wie viel malerischer sind nicht viele Festungs- und Militairbauten. Auch treten die Privat-Bauleute, die oft nicht mehr sind, als einfache Maurer-, Zimmer- und Steinmetzmeister, nicht selten glücklich unseren gelehrten und beamteten Architekten gegenüber, indem sie vielseitigere und naivere Werke liefern, als ihre an Titel

und Rang hochstehenden Rivalen. Wenn der Staat polizeilich revidirende Bauleute nöthig hat, so bilde er sie so wissenschaftlich wie möglich, aber er lasse das viele Corrigiren der Privat-Architekten. In der Architektur feiert die Werkstatt in der That manchen Sieg über die Akademie. Die Kunstschule aber werde mit wahren Baukünstlern versehen. In unserer eklektischen Zeit scheint es uns nicht angemessen, irgend eine Richtung der Baukunst auszuschließen. Es ist nicht nöthig, eine Stylart vor der anderen zu protegiren. Wenn man aber die antike und Renaissance-Baukunst zum Vortrag bringt, so lasse man auch die romanische und die deutsche Architektur in den Kreis eintreten. Mag dann in edlem Wettstreite die eine oder die andere Art den Sieg davon tragen! Uebrigens ist dabei zu bedenken, daß jeder Styl einen ganzen Mann fordert. Selbst Schinkel, der genialste Architekt der neueren Zeit, war nur in der hellenischen Art groß, in der christlichen hat er meistens verfehlte Werke geliefert. König Ludwig hat in Baiern mit Recht für die verschiedenen Stylarten verschiedene Meister gewählt. Also nehme man für jedes Fach bedeutende Specialitäten.

Eine gleiche Vielseitigkeit empfehlen wir in Betreff der Werkstätte für die Bildhauerei, welche uns zunächst nach der Architektur entgegentritt Unsere Zeit kann auf der Bildungsstufe, welche sie gegenwärtig behauptet, das Alterthum nicht entbehren. Der menschliche Gliederbau ist von den Alten am treuesten studirt worden. Die Art, wie die Griechen und Römer die Sculptur behandelten, lebt auch noch in unseren Tagen. Sie ist die Grundlage der plastischen Kunst. Dabei verwebt sich mit dieser Behandlungsweise der Begriff des Ideals. Man wird also auch hier die bekannten trefflichen Meister gewähren lassen. Für die moderne Bildhauerei hat Berlin einen der größten Meister, welche je gelebt haben,

beſeſſen. Iſt der Meiſter Rauch auch hinübergegangen, ſo lebt er doch in vielen ausgezeichneten Schülern fort, die ſeine Traditionen auf die Nachwelt verpflanzen werden. Auch hat man ja ſeinen berühmten Schüler Ernſt Rietſchel berufen wollen, der aber leider dieſe Berufung ablehnte. Um aber allen Forderungen zu genügen, möge man an einer Kunſtſchule die kirchliche Richtung der Plaſtik nicht unberückſichtigt laſſen, zumal da ſie im Leben der Gegenwart neuen Grund und Boden zu gewinnen anfängt.

Ein ſehr weites Feld der Wirkſamkeit müßte dann ferner den Meiſtern der Malerei in ihren Werkſtätten eröffnet werden. Dem ſchon geäußerten Grundſatze entſprechend, daß die ideale wie die realiſtiſche Kunſt ſich derſelben Pflege zu erfreuen hätte, wären in gleicher Weiſe Maler der bibliſchen und profanen Geſchichte zu berufen, wobei die letztere ihre verſchiedenen Vertreter für alle Zeitalter aufweiſen könnte. Eben ſo müßte die Volksmalerei mancherlei Meiſter aufweiſen, die in der Art ihrer Behandlung ganz und gar aus einander gingen und ſich nur darin vereinigten, daß ſie der wahren Kunſt dienten. Für die Landſchaft würde derſelbe Grundſatz dienen, indem ſowohl die Styliſten wie die Naturaliſten ihre Vertretung fänden. Portraitmaler werden ſich ſchon aus ſich ſelbſt herausbilden, weshalb ſie nicht gerade eines beſonderen Meiſters bedürfen. Thier-, Stillleben- und Architekturmaler ſind gleichfalls als Meiſter nicht gerade nöthig.

Was die Abtheilung für Kupferſtecherei betrifft, ſo wären auch hier Künſtler, die ſowohl in einfacher Linienmanier, als in farbiger Haltung und in Schwarzkunſt zu arbeiten verſtehen, heranzuziehen. Aehnliches gilt von der Holzſchneidekunſt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Meiſter und die Werkſtatt nicht bloß die Technik vermitteln, ſondern die Jün-

ger auch auf das geiſtige Gebiet hinüberleiten ſollen. Indeſſen möchte dieſer Verkehr doch bei Weitem nicht zu jener allgemeinen harmoniſchen Bildung des Geiſtes hinreichen, welche für den Künſtler unſerer Zeit durchaus nothwendig iſt. Unſere Weltanſchauung iſt zu breit geworden, als daß die Werkſtätte des Mittelalters befriedigte. Die Kunſtſchule muß deßhalb noch andere Gelegenheiten zur Förderung und Anregung ihrer Schüler darbieten. Die techniſchen Fertigkeiten gewinnen erſt Leben, wenn ſie einer geiſtigen Ueberzeugung entquellen. Große Künſtler waren ſtets große Menſchen. Die Wahrheit dieſes Satzes wird in unſeren Tagen wenig bedacht. Wie Mancher läßt ſich bloß durch einen unbeſtimmten Inſtinct zur Kunſt treiben! In der That lernt er auch mit geſchickter Hand einige Technik. Ueber die höchſten Ziele denkt er aber häufig nicht nach, was denn ſchließlich an der Oberflächlichkeit ſeiner Arbeit erkenntlich wird. Wenn man ſich zuweilen mit ſogenannten Künſtlern einläßt, die ſich ſogar durch eine geſchickte Hand auszeichnen, ſo ſtaunt man über ihre bodenloſe Unwiſſenheit. Gewöhnlich gehen dieſen Leuten denn auch ſehr früh die künſtleriſchen Ideen aus, die Kraft verſagt ihnen in Jahren, wo ſonſt der Mann in vollſter Kraft ſteht, ſie verfallen der Manier und welken einem unfruchtbaren, troſtloſen Alter entgegen. Gegen ſolche Verödung kann aber eine tüchtige Bildung als das einzige Schutzmittel gelten. Freilich iſt es nicht nöthig, daß der Künſtler ein Philoſoph und Philologe ſei, aber es ſind denn doch die geringſten Anforderungen, wenn man von ihm eine mäßige Kenntniß der Geſchichte, der Kunſt-, Cultur- und Literatur-Geſchichte verlangt. Wer in dieſe Fächer ernſte und nachdenkliche Blicke gethan hat, dem iſt von vorn herein Gelegenheit gegeben, klar über ſich ſelbſt zu werden. Mißt der Künſtler ſich an den großen Männern ſeines Faches, ſo wird er alsbald gewahr, daß ſein

Lebensweg kein Kinderſpiel iſt. Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang. Faſt alle bedeutenden Künſtler haben mit den größten Schwierigkeiten zu thun gehabt. So fordert die Kunſtgeſchichte zu ernſthafter Selbſtprüfung auf. Die Cultur-, Völker- und Literatur-Geſchichte aber wird das Herz des Künſtlers nicht vertrocknen laſſen. Er kann aus ihnen ſtets neue Anſchauungen zur Verarbeitung bei ſeinem Schaffen ſchöpfen. Es ſcheint uns alſo höchſt nothwendig, daß dieſe Fächer bei einer Kunſtſchule gehörig vertreten ſeien. Auch iſt es ſehr wichtig, daß der Staat ſich zu dieſen Stellen die rechten Männer wähle. Der gelehrte Hiſtoriker iſt nicht immer die rechte Perſönlichkeit, um dem bildenden Künſtler zur Hand zu gehen. Viel geeigneter möchte der Mann erſcheinen, der dem Bildner den Stoff unter dem Geſichtspunkte der Darſtellbarkeit verträgt. In der Kunſtgeſchichte aber kann gleichfalls die antiquariſche und archäologiſche Gelehrſamkeit nicht maßgebend ſein. Viel wünſchenswerther iſt hier die künſtleriſche Durchdringung und Auffaſſung der Gegenſtände, die zum Vortrag kommen. Noch Eins möchten wir dem Staate bei der Wahl ſeiner kunſtgelehrten Meiſter empfehlen, nämlich, daß dieſe Männer auch im Stande ſind, vermittels öffentlicher Zeitſchriften den Sinn für die Kunſt im Publikum zu wecken und die Werke der Künſtler in leichtverſtändlicher Weiſe zu beſprechen und zu erklären. In der Kunſtſchriftſtellerei herrſcht nach wie vor viel zu ſehr die Vergangenheit, während der Gegenwart meiſt eine kümmerliche Beachtung geſchenkt wird.

Wären die angehenden Kunſtjünger ſtets von Männern umgeben, die ſie in dieſer gewichtigen Weiſe techniſch und geiſtig zu fördern ſuchten, indem ſie ſowohl den Inhalt wie die Form ihrer Thätigkeit, ſei es unter vier Augen oder in geſelligen Compoſitions-Vereinen, innig, herzlich und eingehend

beſprächen, ſo würde gewiß nicht ſo viel Oberflächlichkeit und mit derſelben ſo viel Unglück unter den Leuten auftauchen, die ſich gern Künſtler nennen, die es aber nicht ſind. Wie Mancher möchte ſich einen unſeligen Pfad durch das Leben ſparen, wenn ihm früh genug die Augen über ſich ſelbſt aufgethan wären! Wie Viele brauchten nicht durch die Erfahrung enttäuſcht zu werden, wenn ſie früh genug durch wahrheitsliebende Männer auf andere Bahnen geleitet werden könnten! Leider giebt es aber Kunſtſchulen, wo nicht einmal von einem ordentlichen Curſus der Kunſtgeſchichte, geſchweige denn von Völker-, Cultur- und Literatur-Geſchichte die Rede iſt. Daß an ſolchen Orten eine vollſtändige Verwilderung eintritt, iſt nicht zu verwundern, aber deſto tiefer zu beklagen. Und ſo ſcheint uns denn geiſtige Bildung ein Haupterforderniß der Kunſtſchulen. Der Staat kann ſich durch dieſelbe ſogar die Entſtehung eines neuen Proletariats wenigſtens theilweiſe ſparen.

Wir glauben, daß eine in der vorgeſchlagenen Art eingerichtete Kunſtſchule allen Bedürfniſſen völlig entſprechen würde, zumal wenn ſich in ihrer Mitte ein neidloſes collegialiſches Zuſammengehen offenbarte. Auf dieſe Weiſe iſt die handwerksmäßige Werkſtatt und die zopfige Akademie gleichartig vermieden. Von Beiden iſt nur das Nothwendige und Gute aufgenommen. Im Uebrigen kann ſich das künſtleriſche Individuum unter den gegebenen Verhältniſſen mit höchſter Freiheit in der Regel entwickeln. Ob bei dieſer Einrichtung noch ein Kunſtrath nöthig wäre? Wir zweifeln daran. Ein ſolches Collegium, wie wir es vorgeſchlagen haben, könnte in allen Kunſtangelegenheiten ſein Gutachten abgeben.

Die Bildung einer Akademie, wie Kugler ſie will, ſcheint uns nicht zweckmäßig. Es liegt in ihr die Gefahr einer ſich abſchließenden Kaſte, die ſich mit der Zeit leicht

eine Parteiſtellung anmaßen könnte. Auch die Anmeldung, ſo wie die Aufnahme in die Akademie würde ſehr delicater Natur ſein. Man dürfte am Ende die Erfahrung machen, daß höchſt bedeutende Männer in dieſem Kreiſe nicht einmal Sitz und Stimme gewinnen. Wir halten es deßhalb für geeigneter, daß ſich die Künſtler, wenn ſie das Bedürfniß dazu fühlen, in freien Vereinen zuſammen thun und ähnlich wie die Naturforſcher, Schulmänner, Philologen ꝛc. über die Angelegenheiten ihres Standes berathen. Alle vernünftigen und zeitgemäßen Wünſche, die aus einer ſolchen Verſammlung hervorgehen, werden ſich ſchon von ſelber Bahn brechen. Uebrigens iſt ja auch ſchon ein Grund zu einem allgemeinen deutſchen Künſtlervereine gelegt. Die Zuſammenkünfte der deutſchen Kunſtgenoſſenſchaft in Bingen, Stuttgart, München, Braunſchweig und Düſſeldorf, welche in den letzten Jahren abgehalten wurden, haben mancherlei Hoffnungen angeregt, denen wir das beſte Gedeihen wünſchen.

Die eben durchgeführten Vorſchläge, deren beſtimmte Regeln durch den Staat und ſeine Kunſt-Beamten feſtzuſtellen wären, werden in ihrem weiteſten Umfange natürlich nur ihre Anwendung auf die Kunſtſchule in Berlin finden. Dieſe Anſtalt iſt mit reichen Mitteln ausgeſtattet. Sie kann alſo auch Meiſter jeder Art heranziehen und verwenden. Ihre Hauptſorge aber ſei die Pflege der monumentalen hiſtoriſchen Kunſt. Daß die letztere weder in Düſſeldorf noch in Königsberg bei den dort beſtehenden Kunſtſchulen einer beſonderen Berückſichtigung bedarf, liegt auf der Hand. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ſie an den beſagten Orten keinen guten Grund und Boden gefunden hat. Nur die bibliſch-hiſtoriſchen Künſtler finden am Rheine Beſchäftigung. Die profane Geſchichtsmalerei hat von Jahr zu Jahr abgenommen; da ſich der Bildermarkt vorzugsweiſe auf die Gener-

und die Landſchafts-Malerei geworfen hat, ſo ſind auch dieſe Fächer in Betreff der lehrenden Meiſter vorzugsweiſe zu berückſichtigen. Wenn wir uns aber auch für eine Bevorzugung der Kunſtſchule in der Hauptſtadt unſeres Landes ausſprechen, ſo möchten wir doch zugleich vor jeder Centraliſation warnen. Die Populariſation der Kunſt geſchieht am beſten dadurch, daß man ihr mannigfache Pflanzſtätten errichtet, wie denn die Kunſtliebe am meiſten im Mittelalter verbreitet war, wo faſt jede größere und kleinere Stadt ihre Werkſtätten beſaß. Die Künſtler müſſen ſelbſt wieder die Apoſtel ihrer Thätigkeit werden. Perſönlicher Verkehr der Bildner mit den Laien wirkt auf Geiſt, Gemüth und Auge. So ſtrebte denn auch in jenen Zeiten der einfachſte Bürger nach dem Beſitze eines Kunſtwerkes. Außerdem führt die Centraliſation zur Einſeitigkeit, während die Decentraliſation ein Schutzmittel gegen dieſelbe gewährt. Die neuen Kunſtſchulen in Karlsruhe und Weimar werden gewiß ſegensreich wirken. In dieſem Sinne würden wir rathen, die Zahl der Kunſtſchulen noch auf andere Provinzen auszudehnen.

Mit der Gründung der Kunſtſchulen iſt aber keineswegs die Aufgabe des Staates geſchloſſen. Hat er bereits Sorge getragen für die Ausbildung der Künſtler, ſo liegt es ihm in gleicher Weiſe ob, ſeine Künſtler zu beſchäftigen; dies kann aber um ſo leichter geſchehen, als es ihm nicht an den mannigfachſten Gelegenheiten fehlt. Der Staat iſt nämlich vermöge ſeiner ganzen Artung zu einer fortwährenden Bauthätigkeit gezwungen. Die meiſten ſeiner Gebäude haben freilich nur national-ökonomiſche Zwecke, welche indeß die äſthetiſche Bearbeitung nicht ausſchließen. Andere aber tragen auch einen repräſentativen Charakter an der Stirn und bedürfen einer feinen künſtleriſchen Ausſchmückung. In ihnen muß ſich mit der Baukunſt auch die Bildhauerei und Male-

Kgl. Univ.-Bibl. Berlin

rei verbinden, wie es bei Gotteshäuſern und Paläſten aller Art der Fall iſt. Hier iſt für die hauptſächlichſten Künſte ein reiches Feld der Thätigkeit geboten. Allerdings ſind zu ſolchen Arbeiten ſtets Künſtler herangezogen worden. Es will uns indeß bedünken, daß dies nicht immer in der rechten Art und Weiſe geſchehen ſei. Wir vermiſſen nämlich in faſt allen monumentalen Arbeiten mehr oder weniger ein ſtätiges bewußtes Prinzip.

Man wird uns nunmehr fragen, welches Prinzip wir feſtgeſtellt wiſſen wollen. Wir können das mit einem Satze ſagen: Wir wünſchen eine nationale Kunſt. Jedermann wird verſtehen, daß es ſich um einen Ausdruck in Baukunſt, Bildhauerei und Malerei handelt, welcher den Geiſt unſeres Volkes wiederſpiegelt.

Im Ganzen und Großen iſt aber in unſerem engeren und weiteren Vaterlande nirgends ein ſolches Streben zum entſchiedenen Durchbruche gekommen. Wir haben einem leidigen Eklektizismus gefröhnt, der in gleicher Weiſe Dichtung, Muſik und Bildnerei durchdrang. Ohne Zweifel findet ſich noch am meiſten Einheit in den Planen, welche Baiern in künſtleriſcher Beziehung verfolgt hat. König Ludwig iſt als eine ganz beſondere Erſcheinung zu preiſen und zu rühmen. Seine Werke offenbaren indeß doch einen ſyſtematiſchen Eklektizismus, der alle Stylarten, griechiſche, römiſche, romaniſche, deutſche und italieniſche (Renaiſſance) Kunſt mit gleicher Aufmerkſamkeit behandelt. München und faſt ganz Baiern bietet in dieſer Beziehung eine vollſtändige, aber höchſt intereſſante, regelrechte Muſterkarte dar. Nur in Nürnberg iſt eine Ausnahme gemacht worden, denn dieſe Stadt hat der Anregung König Ludwig's gemäß ihren alten deutſcher Styl fortgeführt. Sie iſt aber auch der einzige Ort im Vaterlande, wo man den nationalen Weg beibehalten hat. Wien,

Dresden, Frankfurt, Hamburg und Stuttgart weisen gar keinen bestimmt ausgesprochenen Charakter auf. Es thut uns leid, daß wir Berlin in dieselbe Reihe stellen müssen. Was hat unsere Hauptstadt aber mit der griechischen Architektur und den von ihr ausgehenden Spielereien, die in Italien zur Entwicklung gekommen sind, zu thun? Wie passen flache Dächer, dorische, ionische und korinthische Säulenhallen unter unserem nordischen Himmel? Wir erklären Schinkel nochmals für ein Genie, aber er war für unser Land auf einem falschen Wege; viele seiner Schüler sind es noch jetzt in erhöhtem Maße. Was sollen wir ferner von den Bildsäulen sagen, die wir auf Plätzen und Brücken sehen und welche uns an eine Mythologie erinnern, die wohl der Gebildete kennt, welche aber dem Volke in seiner Gesammtheit eine völlig unbekanntes Gebiet ist? Und müssen wir nicht in gleicher Weise jene Wandmalereien verwerfen, deren Gestalten, einem schlichten Bürger unserer Zeit unverständlich, den ganzen Apparat des Olymp zur Erscheinung bringen? Die Kunst steht in diesen Werken, so groß auch ihre sonstigen Verdienste sein mögen, außer allem Zusammenhang mit dem Volke, das kalt und theilnahmlos an ihnen vorüber geht. Wie anders nun verhält sich der Preuße zu dem alten Schloß, zu dem Zeughause, zur Akademie und Bibliothek, so wie zu den Statuen des großen Kurfürsten, Friedrich's des Großen, Blücher's und Gneisenau's, in denen es Werke und Abbilder seiner Helden erblickt!

Um hier in andere und bessere Bahnen einzulenken, öffnet sich in der That ein Feld der schönsten und reichsten Thätigkeit, an dem alle Künstler der Gegenwart und Zukunft den lebendigsten Antheil nehmen können.

Welche herrliche Aufgaben haben nicht die Architekten, von denen wir indeß gerechter Weise fordern, daß sie mehr

Künſtler als Beamte ſind! Mögen ſie vor allen Dingen darauf hinwirken, daß jede Stadt und Landſchaft in der Zukunft mit ſolchen Gebäuden ausgeſchmückt werde, welche den Charakter ihrer urſprünglichen Entſtehung und Bewohnerſchaft bezeichnen. So wäre denn vor allen Dingen darauf zu ſehen, daß Berlin allmählich wieder jenen Ausdruck annehme, den es unter ſeinen erſten ſtarken Kurfürſten und Königen erhielt. Fort mit dem Griechenthum und den italieniſchen Spielereien! Vor Allem fort mit dem Caſernenſtyl! Dagegen knüpfe man wieder an die gewaltigen Bauten Schlüter's an, der es verſtanden hat, der heiteren Renaiſſance ein Angeſicht zu geben, das auch zu dem ernſten Himmel Deutſchlands ſtimmt. Man gehe von hier aus zurück zu den alten Baumeiſtern des deutſchen Volkes. Und hier drücken wir mit Vergnügen unſere Freude darüber aus, daß das Rathhaus unſerer Hauptſtadt im deutſchen Styl ausgeführt werden ſoll. In ähnlicher Weiſe müßten die alten Städte des Landes in ihrer früheren Weiſe fortgeführt werden, wie es ja ſchon in Köln mehr oder weniger durch den Dombau und die ſich daran knüpfenden Beſtrebungen der kölner Bürger — man denke an das Muſeum, das Herr J. H. Richartz im gothiſchen Style aufführen läßt — geſchieht. Man pflege ferner, wo es die alten Denkmale erheiſchen, den romaniſchen Styl. Wir gehören übrigens keineswegs zu den Puriſten, welche die modernen Bauarten ganz und gar verdammen. Wo ſie am Orte ſind, da möge man ſie aufnehmen. Das Hauptprinzip aber muß eine nationale Baukunſt ſein und bleiben.

In gleicher Art iſt die Bildhauerei zu pflegen. Es fällt uns nicht ein, die Skulptur nach griechiſchen und römiſchen Vorgängen auszuſchließen. Wer ſich berufen fühlt, in dieſer Weiſe zu arbeiten, der folge dieſem Rufe. Aber das Griechen-

und Römerthum gehört nicht auf die Straße. Man gestatte ihm seine Berechtigung in den Museen des Staates und in den Zimmern der Privatleute. Mit den Statuen auf der berliner Schloßbrücke kann gleich angefangen werden, um an ihre Stelle die der alten Preußischen Herrscher zu setzen, denn an ihnen wird der Vorübergehende ein ganz anderes Interesse haben, wie an antiker Erziehung in unverständlichen Allegorien-wären sie auch noch schöner, als sie wirklich sind, denn ihre Vortrefflichkeit geben wir gern zu. Ueberdies hat Berlin noch Plätze genug, um sie mit den größten Männern unserer Geschichte zu schmücken. Und es stehen ja auch unter der Regierung des Prinz-Regenten eine Reihe von echt nationalen Arbeiten, wie das Denkmal von Friedrich Wilhelm III. und die Statuen für Schiller, Göthe und dem Freiherrn vom Stein in Aussicht. Ein gleiches Verfahren gilt für die Skulpturen der anderen Städte im Vaterlande. In Köln hat man bereits den Plan gefaßt, im Museum Bildsäulen der alten Meister aufzupflanzen. Ueberdies steht dort die Aufstellung der Reiterstatue Friedrich Wilhelm's III. bevor, welcher der erste Herrscher war, dem das preußische Rheinland huldigte. Auch werden die Reiterstatuen Friedrich Wilhelm's IV. und des Prinz-Regenten die Rheinbrücke schmücken. Das ist national.

Aber auch die Malerei, in so fern sie monumentale Zwecke hat, muß auf einen ganz anderen Weg geleitet werden. Auch hier betonen wir wieder die gänzliche Unfruchtbarkeit jener hellenisirender Gemälde, welche nach Schinkel's Planen in der Vorhalle des Museums zu Berlin angebracht sind. Freilich wissen wir für diese Stelle keine andere Arbeit in Vorschlag zu bringen, ja, wir würden eine Entfernung derselben, da sie nun einmal vorhanden sind, für eine Barbarei erklären. Aber das Herz des Volkes wird sich doch ganz

anders öffnen, wenn es in der Hauptstadt an freier Stelle die Reihe der Thaten dargestellt findet, die seinen Ruhm und seine Größe begründet haben. Vielleicht bietet das künftige Rathhaus hierzu die beste Gelegenheit. Selbst die Kaulbach'schen Fresken im Treppenhause des neuen Museums halten wir, so geistvoll sie sind, für eine Abnormität. Was gehen uns jene alten Geschichts-Schilderungen an, die in ihrer Entfernung, Weite und Breite wie allegerische Phrasen auf uns wirken! Sind nicht die Fresken im Aachener Rathhause, in welchen der geistvolle Rethel die Thaten Karl's des Großen, eines echten deutschen Helden, geschildert hat, jenen Visionen aus der Mythengeschichte uralter Völker unendlich vorzuziehen? Wir bedürfen eben der stätigen Erweckung des Patriotismus, der sich ungleich mächtiger entwickeln läßt durch eine wahrhafte künstlerisch gehobene und erhebende Darstellung unserer Volksgeschichte. Um dies Letztere zu erreichen, möge der Staat es sich zugleich angelegen sein lassen, eine **National-Galerie** zu stiften, zu welcher die Volksvertretung gewiß die nothwendigen Summen bewilligen wird. Auch hier sei bei den anzukaufenden Bildern die Rücksicht auf das Volksleben eine Hauptsache. Bevor man durch ausländische Künstler ausländische Thaten schildern läßt, sorge man für Gemälde, die uns in das Leben der Heimat einführen. Lessing, Menzel und Schrader verstehen das so gut und noch besser, als die Belgier und Franzosen. Außerdem finde aber auch das Volksleben und die Landschaft in einer solchen National-Galerie die gehörige Berücksichtigung. An Unterstützungen für Provinzialstädte, die in gleicher Weise Gemälde-Sammlungen anzulegen bestrebt sind, darf es auch nicht fehlen, denn es ist höchst wünschenswerth, das Interesse der Gemeinde gleichfalls im weitesten Sinne anzuregen. Derselbe Grundsatz muß für die Kirchen der verschiedenen Confessionen gelten, die gleichfalls

mit bibliſchen Bildern zu bedenken ſind. Genre- und Landſchaftsmaler ſind übrigens im Ganzen auf das größere Publikum anzuweiſen, was auch von den Kupferſtechern und Holzſchneidern gilt.

Daß der Staat durch ſeine Kunſtbeamten einestheils für gute und inſtruktive Kunſt-Sammlungen, und anderentheils für die Erhaltung der alten Denkmale im Bereich ſeiner Gränzen ſorge, verſteht ſich von ſelbſt. In dieſer Beziehung möchte indeß auch wenig zu wünſchen übrig ſein. Es geſchieht in Preußen alles Mögliche. Die Muſeen in Berlin ſind im beſten Wachsthum begriffen, und Werke wie der Dom zu Köln, die Kirche zu Altenberg, die Marienburg legen neben vielen anderen Gebäuden die Vorſorge der Regierung an den Tag. Ein ſolches Verfahren hat natürlich auch günſtig auf die Gemeinden gewirkt, indem man allerwärts die Kirchen, wie in Köln, und die Rathhäuſer, wie in Aachen, reſtaurirt. Daſſelbe läßt ſich zu unſerer Genugthuung von alten Sculpturen und Bildern berichten.

Bis hieher und nicht weiter halten wir die Einmiſchung des Staates in die Kunſt-Angelegenheiten für gut und nützlich. Weitere Verpflichtungen kann und darf er gegen den bildenden Künſtler eben ſo wenig eingehen, wie er es gegen die Dichter und Muſiker thut, in ſo fern er ſie nicht zu ſeinen Beamten beim Theater und bei Muſik-Inſtituten macht. Wir ſtellen uns deßhalb ganz auf die Seite Hermann Grimm's, welcher die Stipendien für italieniſche Reiſen aufgehoben wiſſen will. Aber wir halten auch das Kunſthaus, welches er in Rom einzurichten empfiehlt, für überflüſſig. Seine Vorſchläge ſind hier durchaus widerſprechend. Wer Gelegenheit gehabt hat, ſolche junge Stipendiarien in ihrem Bildungswege zu verfolgen, der weiß, daß ein römiſcher Aufenthalt in den meiſten Fällen mehr Ver-

wirrung anrichtet, als Aufklärung gewährt. Italien mag gut sein für fertige Meister, für Anfänger sind seine Eindrücke überwältigend, es sei denn, daß der Anfänger ein ungewöhnliches Selbstbewußtsein mit auf den Weg nehme. Nirgend wird der Eklekticismus mehr gefördert, als über den Alpen. Es gilt aber auch in der Kunst zunächst, zum Vaterlande zu stehen. Die in dieser Weise verwandten Mittel werden sich ungleich besser verwerthen, wenn man die Zahl tüchtiger Lehrer in den Werkstätten mit denselben vermehrt. Man schütze damit das Alter der Künstler, indem man ihnen feste Anstellungen und Gehälter verleiht. Die Jugend, welche nun einmal nach Rom oder auch nach Paris ziehen will, möge sich ihren eigenen Weg suchen.

Wir schließen hiermit unsere Betrachtungen über das Verhältniß des Staates zu den bildenden Künsten und glauben behaupten zu dürfen, daß sie aus der unmittelbaren langjährigen Anschauung künstlerischer Verhältnisse, denen wir stets mit der größten Liebe und Aufmerksamkeit gefolgt sind, hervorgehen.

Gedruckt bei W. Moser in Berlin, Stallschreiberstraße Nr. 31.

Eine

Fahrt durch's Fahnthal.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Mit Illustrationen von F. C. Klimsch.

K 1915 · 178

Wiesbaden.

C. W. Kreidel's Verlag.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Seiner

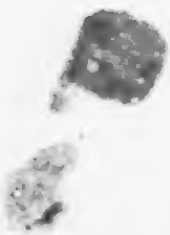
Kaiserlich Königlichen Hoheit

dem

Herrn Erzherzog

Stephan von Oesterreich

gewidmet.



Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Zum Eingang	. . . . .	1
I.	An der oberen Lahn	9
II.	Wetzlar	28
III.	Im Dillthal	44
IV.	Von Wetzlar nach Braunfels	58
V.	Weilburg. Bilmar. Runkel	69
VI.	Im Limburger Thale	85
VII.	Von Limburg nach Diez	105
VIII.	Fachingen. Balduinstein. Schaumburg. Laurenburg	125
IX.	Arnstein. Langenau. Nassau	144
X.	Ems. Lahnstein. Der Rhein	164

Das Recht der Ueberſetzung bleibt vorbehalten.

Zum Eingang.

Am 9. Mai 1864 erlebte der Rhein wieder einmal einen seiner bedeutungsvollen Tage. Der alte heilige Strom der germanischen Völker, der in seiner stolzen Größe und Herrlichkeit, wenigstens in denjenigen Länderstrecken, in welchen er in vollster Fülle und Männlichkeit dahinfließt, wahrscheinlich nur ein- oder höchstens zweimal und zwar kurze Zeit lang von den Römern überbrückt worden war, hat in den letzten Decennien seine Wogen zum dritten Male unter die Kraft der alles bezwingenden Menschenhand beugen müssen. Ich rede hier nämlich von dem Strome, wie er sich zuerst bei Mainz, wo er die meisten größeren Zuflüsse in sich aufgenommen hat, dem Auge darstellt. Zunächst wurde er bei Köln, dann bei Mainz und im letzten Jahre bei Koblenz mit Brücken versehen, über welche nicht allein Roß und Reisige, sondern auch die mächtigen Züge der Eisenbahnen dahinbrausen und sausen. Nil mortalibus arduum est.

Das war wieder einmal ein schöner, herrlicher Tag. Von allen Seiten strömten die Fremden nach der lieb-

lichen Confluentia, wo sich die Mosella, die schon der alte lateinische Dichter Ausonius besungen hat, dem Vater Rhenus vermählt. Wer zählt die Völker, nennt die Namen? Bauern, Bürger, Adel waren vertreten, um das Fest zu feiern, welches die hochwohlmögenden Herren der rheinischen Eisenbahn, die das Werk gebaut haben, und unter denen sich eine Menge von Männern befinden, die es auch ohne Wappen und Schilder mit den alten Geschlechtern aufnehmen können, unsern Fürsten und unserm Volke gaben. In der That, der König von Preußen verschmähte es nicht, nachdem er eben erst das Schlachtfeld von Düppel besucht hatte, dem festlichen Ereigniß beizuwohnen. Ihn begleitete die geistvolle Königin. Und auch die anmuthige Großherzogin von Baden, die Fürstin des beneidenswerthen Landes — kennt ihr das Land, wo — — —? vereinte sich mit den stattlichen Aeltern. Es kam ferner der Herzog von Nassau. Da war der treffliche Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen — der Minister, Generale und anderer bekannter Personen nicht zu gedenken. Kein Wunder, daß man sich in gehobener Stimmung befand. Die Siege am Alsener Sunde waren in frischester Erinnerung. Preußen hatte sich eben die schönsten Lorbern erworben.

Die geladenen Gäste versammelten sich gegen Mittag im Stationsgebäude der rheinischen Eisenbahn. Da ertönte von Blasinstrumenten gespielt „Heil dir im Siegerkranz"! Die hohen Herrschaften waren angelangt und traten vor die Versammelten hin. Der König sah freudig und strahlend, denn er glänzte im Siegerkranz, und die Königin wohlwollend und freundlich, in die Menge. Der

Präſident der Eiſenbahn-Geſellſchaft ergriff das Wort. Er ſprach von dem neuen Werk, das der Schöpfungskraft des Geiſtes gelungen ſei, er erinnerte an die Siege, die Preußens Schwert errungen habe, aber er redete auch von der Entwicklung der bürgerlichen Verhältniſſe am Rhein, und wie die echte Vaterlandsliebe, die in der ſchaffenden Thätigkeit der Nation ihren Grund und Boden beſitze, die ſtärkſte Volkswehr bereite. Und dann ließ er nach guter conſtitutioneller Sitte Herrſcher und Herrſcherin leben. Der König antwortete: daß des Heeres gedacht worden ſei, gereiche ihm zur großen Freude. Er ſchloß, daß er auf dem Wege, den ſein Vater und Bruder gegangen, fortgehen werde. Auch mir war eine kleine Rolle zugetheilt worden. Und ſo trug ich folgenden Weiheſpruch vor:

Es iſt ein alter, heil'ger Brauch,
Den alle Völker pflegen:
Zu künden, wo ein Werk gedeiht,
Die Wünſche, die ſie hegen.
Man weiht die Glocke hoch im Thurm,
Das Schiff auf Meereswegen,
Der Fahne gilt der Bannerſpruch,
Dem neuen Haus ein Segen.

Wir weihen dieſe Brücke heut
Im feſtlichen Vereine,
Sie ſchwinget hoch ſich ob der Flut
Vom ſchönen deutſchen Rheine.
Wohl iſt ſie feſt und ſtark gefügt
Von Eiſen und von Steine,
Daß ſie ein Werk aus deutſcher Kraft
Und deutſchem Fleiß erſcheine.

Wir weihen ſie in einer Zeit,
Die düſter aufgeſtiegen:
Der Schlachtendonner rollt im Nord,
Wo unſ're Adler fliegen,
Wo manche Söhne unſres Volks
Im rothen Blute liegen.
Gottlob, dem Schmerz eint ſich die Luſt
Ob ruhmgekrönten Siegen!

Doch ſei die Brück' ein Friedenswerk!
Fern Liſt, Gewalt und Tücken!
Es ſollen hier die Völker ſich
Begegnen und beglücken,
Sie ſollen hier die gold'ne Frucht
Des heitern Daſeins pflücken,
Als edle Freunde ſollen ſie
Sich hier die Hände drücken!

Die Brücke ſoll ein ehern Band
Von Oſt nach Weſten ſchlagen,
Feſt kittend alte deutſche Gau'n,
Ein Mal den Völkern ragen!
Die treuen Freunde ſoll ſie nur,
Nie unſ're Feinde tragen!
Und trüge Jemand ein Gelüſt —
Er komm' und mög' es wagen!

Wir ſtehen dann in Kraft vereint,
Wie wir jetzt ſtehn am Sunde,
Und mit uns ſteht das deutſche Volk
Im felſenfeſten Bunde.
Wir wünſchen nie den wilden Tag
Und nie die ſchwarze Stunde;
Gerechten Völkern bieten wir
Stets holde Friedenskunde.

Wohl drohen ſtolze Veſten rings
Von dieſen Höhen allen,
Doch mögen auf den Thürmen nur
Die Friedensfahnen wallen;
Es möge nur als Freudegruß
Kanonendonner ſchallen,
Und Völkerlieb' und Einigkeit
In frommen Liedern hallen.

Es lebe hoch das Vaterland!
Hoch ſoll der König leben!
Er ſchwur, wir ſchwuren ihm die Treu,
Die Eide ſind gegeben!
So möge uns vom Himmel hoch
Die rechte Freiheit ſchweben!
Gott mög' um Fürſt und Volk und Land
Der Eintracht Kränze weben!

Und nun beſtieg die Geſellſchaft den bereitſtehenden Eiſenbahnzug, die Lokomotive begann ihre Arbeit. Wir fuhren unter den Klängen einer weitſchallenden Muſik über die Brücke, die ſich in herrlichſter Lage über den Strom ſpannt, der hier eine wundervolle Landſchaft wiederſpiegelt. Es ging unter dem Donner der Geſchütze an den Feſtungswerken hin, welche die Höhen bei Ehrenbreitſtein krönen. In kurzer Zeit waren wir in Naſſau. Ober- und Niederlahnſtein boten fröhlichen Empfang. Dann brauſten wir zurück bis an die Brücke, dort lag am rechten Ufer das Feſtzelt aufgebaut; auf drei großen Schiffen ſtand es bewimpelt, befahnt, mit Grün und Blumen umwunden, hundert und zwanzig Fuß lang und achtzig Fuß breit, und hatte Tiſche, Küche und Keller. Fünfhundert Gäſte nahmen Platz „und ſie erhoben die Hände zum

lecker bereiteten Mahle", bei dem namentlich der „Scharzhofberger" und der „Johannisberger Goldlack" eine große Rolle spielten. Während des Essens fuhr ein großes Dampfboot die ganze Gesellschaft auf den Fluten des Rheines auf und nieder. Man hat von schwebenden Gärten gehört, hier gab es ein schwebendes Mahl.

Um fünf Uhr war Diner bei Hofe, an dem die Spitzen der Gesellschaft Theil nahmen, nach acht Uhr sahen sich die Gäste wieder in den Sälen des Herrn Oberpräsidenten von Pommer-Esche vereint. Durch die hinzugekommenen Damen hatte die Gesellschaft sogar ein freundlicheres Ansehen erlangt. Und nun strahlte auch die Gegend wieder von hundertfältigen Feuergarben. Auf den Höhen und im Thal brannte man ein Feuerwerk ab, da glänzte die Stadt, da glänzten die Vesten auf den Bergen, da glänzte der Rhein in mächtigen Gluten.

Aber was hat denn das Alles mit einer Fahrt durch's Lahnthal zu thun? Lieber Leser, habe nur einen Augenblick Geduld, so wird sich die Sache aufklären. Im Festzelt traten nämlich einige Herren in Nassauischen Uniformen an uns heran und luden für den andern Tag zu einer kleinen Lahnreise ein. Es waren der Geheime Regierungsrath Hendel, der verwaltende, und der Baurath Hilf der technische Direktor, die beiden Direktoren der Nassauischen Staatsbahn. Viele Gäste hatten sich nicht auf einen zweiten Festtag gerüstet. Ich konnte indeß der reizenden Lockung nicht widerstehen, denn ich hatte früher von künstlerischen und poetischen Freunden so anmuthige Schilderungen der Lahn erhalten, daß ich mich sehnte, diese freilich nahen, aber verhältnißmäßig wenig besuchten Gegenden einmal zu

durchstreifen, was nunmehr auf dem neuerschlossenen Schienenwege in kürzester Zeit und unter den angenehmsten Verhältnissen geschehen konnte.

Und so fanden wir uns denn am Morgen des andern Tages nach einer durch Johannisberger Träume verschönten Nacht in Oberlahnstein ein. Mit den Herren von der Nassauischen Bahn empfingen uns die Regierungsdirektoren des Landes. Es ging nun bald in raschem Fluge nach Osten. Unaufhaltsam gezogen vom geflügelten Dampfroß eilten wir bis Weilburg, indem wir nur bei Ems, Balduinstein und Limburg einen kurzen Aufenthalt machten. Die Nassauer Herren erwiesen sich dabei als die liebenswürdigsten Cicerones, wie später in Ems als die gastfreundlichsten Wirthe. Bei dem Mahle im Englischen Hof duftete und perlte der herrlichste Steinberger aus des Herzogs Keller in den grünen Römern. Ob Nektar und Ambrosia wohl vor solchem Tranke Stich halten? Ich zweifle daran.

Seitdem habe ich nun im Laufe des letzten Sommers das Lahnthal verschiedene Mal durchzogen, bin an allen Stationen ausgestiegen und in das Land gewandert, und muß gestehen, daß meine Freunde mich recht berichteten, als sie mir diese Gegenden so übermäßig priesen und lobten. Ein altes Lied singt: „In Nassau ist der Himmel blau.“ Und dann sagt man, das Land habe sieben W, die aber wohl verstanden keine Weh's, sondern Wonnen sind. Am Ufer der Lahn fielen mir nun folgende Verse ein:

Wasser und Wiese und Wald, Wild, Wein und Weizen und Wege,
Sieben wonnige W schmücken dich, Nassauer Land!

Dieses Distichon wird mir schwerlich so viel einbrin-

gen, wie einſt dem Italieniſchen Dichter Sanazaro, der vom Senat von Venedig ſechshundert Dukaten für ſechs Verſe auf die wunderbare Seeſtadt erhielt. Allerdings ſind die Verſe auch nicht muſtergültig. Zudem weiß ich nicht, ob ich die rechten W gefunden habe. Eigentlich müßte noch das Eiſen in die Reihe, aber es beginnt leider mit einem anderen Buchſtaben. Jedenfalls hat man aber bei den Lobpreiſungen Naſſau's vorzugsweiſe die Abhänge des Taunus gegen Süden, wie die reizenden Badeorte im Auge gehabt, und beſonders am Rhein und Main die poetiſchen Verherrlichungen erhoben. Und die Lahn? Es iſt in der That an der Zeit, dieſes Stiefkind des naſſauiſchen Landes in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen.

Auch an der Lahn iſt der Himmel blau. Und ſie hat auch ihre ſieben Wonnen und ſogar noch einige darüber. Fließt der Rheinſtrom wie ein mächtiges Epos, ſo rieſelt ſie wie ein liebliches Idyll dahin. Was Goethe in ſeinem Werther von der Gegend um Wetzlar ſagt: „Rings iſt eine unausſprechliche Schönheit der Natur," das kann man billig auf den ganzen Lauf des Stromes anwenden. Aber auch in hiſtoriſcher, culturgeſchichtlicher und ſagenhafter Beziehung bietet ſie uns eine Menge von Stoff. Und dabei findet man faſt überall eine gute Naturverpflegung, die uns zwar nicht in großartigen Hôtels erſten Ranges, aber in guten Häuſern mit freundlichen und gefälligen Wirthen entgegentritt. Jedoch das gehört nicht hierher, ſondern in den Text. Willſt du, geneigter Leſer, mich nun auf einer Fahrt durch das Lahnthal begleiten, ſo ſchnüre dein Bündel und mache dich auf die Sohlen!

I.

An der oberen Lahn.

Du erinnerst dich, mein lieber Leser, aus deinen Geographiestunden gewiß noch des Ederkopfes, der freilich nicht die Höhe der Alpen hat, der aber wie der St. Gotthardt ein eigenthümlicher Flüsse-Erzeuger ist. Auf seinen Höhen, die zugleich die Gränzscheide der nördlich wohnenden Sigambrer und der südlich siedelnden Katten waren, entspringen vier nicht unbeträchtliche Flüsse, nämlich zunächst die Eder, die dem Orte ihrer Geburt auch ihren Namen verdankt und nach Norden der Weser zuströmt; dann die Sieg, die ihren Lauf nach Osten nimmt; die Dill, welche südöstlich fließt und bei Wetzlar in die Lahn fällt, und endlich die Lahn, welche erst südlich geht und sich dann gleichfalls nach Osten wendet. Die Wasser der drei letzten Flüsse fallen bekanntlich in den Rhein. Die Lahn ist gegenwärtig ein preußisches Kind; sie entspringt drei Stunden von Siegen entfernt im westfälischen Regierungsbezirk Arnsberg an der Stingelburg, etwa 1720 Fuß hoch. Ihre Wiege ist der Keller des Lahn- oder Löhnhofes. Das Laufen lernt sie nicht schwer,

der Berg, den ſie hinunterrennt, giebt ihr den natürlichen Unterricht. So wandert ſie in den weiten Wieſenthälern hinab, wo ihr noch allerlei Geſpielen, nämlich der Ilmbach, der Dittelsbach, der Großbach, der Oſterbach, der Dernbach, der Walzenbach, der Wallbach, der Bannſe und der Perlbach zulaufen und ſich mit ihr vereinigen, ſo daß ſie bald im Stande iſt, allerlei Mühlwerke zu treiben. Sie bürgert ſich als anwachſendes Mädchen in Heſſen-Darmſtadt und Kurheſſen ein, verbindet ſich oberhalb Marburg mit der Ohm, erhält dann eine Weile Aufenthaltsrecht, namentlich bei Gießen, in Rheinheſſen, macht bei Wetzlar eine preußiſche Station und erreicht als gute Naſſauerin, was ſie nun für ihre übrige Lebenszeit bleibt, ihr Ende im Rheine.

Der vorzüglichſte Reiz beginnender, hochgelegener Flußthäler iſt ohne Zweifel die Einſamkeit. Ueppige Vegetation, gute Wege, behaglichen Comfort und gute Naturalverpflegung bieten ſie ſelten dar. So entzieht ſich auch das höhere Lahnthal dem regeren Verkehr. Nur der weltſcheue Wanderer wird hier ſein Genügen finden, wenn er durch die tiefen Wälder, die weitgeſtreckten Wieſen und die öden Haiden einherſchreitet, oder in den ſtillen Dörfern raſtet. Und ſo will ich dich auch nicht zu einer Fahrt in dieſe Gegenden verlocken, mein geneigter Leſer, ſondern mich beſcheiden, dir das Land flüchtig zu ſkizziren. Es herrſchen hier noch die einfachſten Naturzuſtände. Der Bauer ſitzt meiſtens nach alter Sachſenſitte in ſeinem Hauſe, das er mitten im umzäunten Eigenthum errichtet hat. Man hört ihn im Felde, im Walde und bei ſeinen häuslichen Beſchäftigungen alte Volkslieder

ſingen, die der vorüberziehende Jäger beantwortet. Auch der Zigeuner hat in dieſen Gegenden noch ſeine Wohnſtätten, wie es denn in Sußmannshauſen eine ganze Zigeunergaſſe giebt. Aus dem Munde des Volkes vernimmt man Geſchichten von Kobolden und Hünen. Das Sprichwort ſagt: „Zwerge ſind ſo alt wie der Weſterwald“. Eine Rieſenſage erinnert an den blinden König von Uhland; in derſelben erſchlägt aber nicht der Sohn, ſondern der Vater, der des Augenlichts beraubt iſt, den Giganten, welcher ihm ſeine Tochter geſtohlen hat. Altheidniſche Erinnerungen ſind überhaupt häufig. Hier war das Arahafeld, das an die Arier erinnert; in dieſen Gegenden klingen Hohenlinden, das Hollenlia hieß, an Holda; der Oſterbach an die Gottheit Oſtara; Elbringshauſen an Elfen und Elben und weiter unten Odersberg an Odin an. Alſo überall altgermaniſche Spuren.

Von einiger hiſtoriſchen Bedeutung iſt das Schloß Wittgenſtein, von dem die verſchiedenen fürſtlichen, gräflichen und adeligen Familien dieſes Namens herſtammen. Die Sage erzählt, daß Pipin, nachdem Bonifacius hier das Chriſtenthum gelehrt habe, mehrere edle Sachſen zu Hütern und Schützern des Landes und der Religion einſetzte; unter ihnen befand ſich auch ein Wittekind, der hier im ſogenannten Arahafelde eine Burg baute, die er Wittekindſtein nannte und die ſpäter Wittgenſtein hieß. Dieſer Wittekind war ohne Zweifel fügſamer wie ſein Namensvetter, mit dem Pipin's Nachkomme, Karl der Große, allerlei Schwierigkeiten hatte. Das Schloß gehört dem Fürſten von Sayn-Wittgenſtein-Hohenſtein. Mitglieder dieſer Familie finden ſich ſeit Jahrhunderten

fast an allen deutschen Höfen in hohen militärischen und civilen Stellen. Auch das Städtchen Laasphe gehörte der Familie und diente zur Zeit, wo sie noch reichsunmittelbar war, als Sitz der Verwaltung. In dieser, jetzt zu Preußen gehörenden Landschaft giebt es verschiedene Eisenwerke. Der tiefer unten liegende hessen-darmstädtische Ort Biedenkopf mit der alten Burg soll, weil sich in der Gegend viele Kuppen, die das Volk auch Köpfe zu nennen pflegt, seinen Namen von „bei den Köpfen" erhalten haben.

Bald darauf erhält die Lahn, nachdem sie noch einige Stunden zwischen einsamen Bergen dahingewandert und kurhessisch geworden ist, einen beträchtlichen Zufluß in der Ohm, die von dem Vogelsgebirge bei Ulrichsstein herabfließt. Beide Flüsse führen fast dieselbe Wassermenge, beide haben bis hieher eine Länge von etwa sechs Meilen. Nach ihrer Vereinigung gewinnt das Thal der Lahn, die bis dahin im Volksmunde die Löhn geheißen hat, beträchtlich an Ausdehnung. Durch einen Theil des Ohmthales ist die von Kassel kommende Main-Weser-Bahn geführt, auf die wir hier stoßen. Im Uebrigen ist der kleine Fluß bis an diese Stelle ohne besondere Bedeutung. Der hervorragendste Ort an einem Ufer ist Amöneburg. Ob der Name von Amoenus (angenehm) oder von der Am-Ohm-Burg kommt, wollen wir nicht entscheiden. Der Sage nach war hier eine Wahlstätte des Oberlahngaues. Die Legende erzählt, daß an dieser Stelle der heilige Bonifacius sich eine Zelle baute, als er die Katten und Hessen bekehrte. Jedenfalls war diese Burg, welche Mainz gehörte und einen Vorposten des Erzbisthums nach Norden und Osten bildete, in den frühesten Zeiten nicht

unbeträchtlich. Später aber wurde sie an Umfang und Bedeutung sehr von Marburg überholt, welches seine Blüte hauptsächlich der heiligen Elisabeth verdankt.

Und nun, mein geneigter Leser, wirst du bemerken, daß wir uns schon culturgeschichtlich-interessanten Gegenden nähern. Wir stoßen nämlich auf die Namen zweier Helden der christlichen Kirche, die für Deutschland fast die bedeutsamsten und jedenfalls die poetischsten sind. Sie waren zwar beide keine Deutschen. Der große Apostel unseres Volkes kam aus Irland herüber. Die heilige Frau wurde in Ungarn geboren. Jeder von ihnen hat aber in unserer Heimat das Feld seiner frommen Thätigkeit gefunden und unser Land mit schönen, frommen Legenden geschmückt, wie denn auch sicherlich der poetische Geist der germanischen Nation an diese beiden Namen eine Fülle von anmuthigen sagenhaften Zügen und Geschichten geknüpft hat. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind." Der Glaube aber entspringt dem Gemüthe und der Phantasie. Gemüth und Phantasie haben alle jene zarten und lieblichen Wunder gedichtet, die sich an die Gestalten dieser alten Lieblingsheiligen der Deutschen knüpfen.

Bonifacius war um 680 in England geboren und hatte in der Taufe den Namen Winfried erhalten. Er trat in früher Jugend zu Exeter in das Kloster und lehrte später zu Nutcell Rhetorik, Geschichte und Theologie. Als er dreißig Jahre alt war, empfing er die Priesterweihe. Viele englische und irische Mönche gingen damals als Missionare nach Deutschland. Gallus und Emeran waren bereits 614 nach Allemannien, Kilian und Willibrord nach Franken und Switbert nach Friesland gezogen. Die Er-

folge bei den Frieſen zeigten ſich indeß von geringer Bedeutung. Da fühlte ſich auch Winfried 715 dahin gezogen. Aber der Krieg zwiſchen Karl Martell und dem Herzoge Radbod vereitelte ſeine Bemühungen, ſo daß er aus dem Kloſter zu Utrecht in ſeine Heimat zurückkehrte. Seine Genoſſen erwählten ihn zum Abte, aber er ging 718 nach Rom, wo Papſt Gregor II. ihm die Vollmacht gab, allen deutſchen Völkern das Evangelium zu predigen. So durchwanderte er Baiern, Thüringen, Sachſen, Friesland, Heſſen. Im Jahre 723 rief der Papſt ihn aufs neue nach Rom, machte ihn zum Biſchofe und gab ihm den Namen Bonifacius. Gregor III. ernannte ihn 732 zum Primas von Deutſchland und verlieh ihm das Recht, überall, wo es ihm gut dünkte, Bisthümer, Klöſter und Kirchen zu gründen. Die Bisthümer Paſſau, Freiſing, Regensburg, Erfurt, Buraberg, deſſen Sitz ſpäter nach Paderborn überging, Würzburg, Eichſtädt und Salzburg ſind ſeine Schöpfungen. Als Erzbiſchof von Mainz weihte er Pipin 752 in Soiſſons zum Könige der Franken. Auch die berühmte Abtei zu Fulda iſt ſein Werk. Als er 754 ſeine letzte apoſtoliſche Reiſe nach Friesland machte, wurde er bei Dockum, ſechs Stunden von Leeuwarden, von einem bewaffneten Haufen überfallen und mit ſeinen Begleitern erſchlagen. Man brachte ſeinen Leichnam zuerſt nach Utrecht, dann nach Mainz und endlich nach Fulda, wo er begraben liegt und wo noch eine von ſeiner Hand gefertigte Abſchrift der Evangelien und ein von ſeinem Blute gefärbtes Blatt gezeigt wird. Das Dorf Altenberga in Thüringen und Fulda weiſen Denkmäler des Heiligen auf. Das erſtere wurde 1811 das letztere 1842 errichtet.

Mit Recht iſt Bonifacius eine Lieblingsgeſtalt der Deutſchen geworden. Unzählige Denkmäler ſind ihm in Schrift und Kunſt geſetzt worden. In der That hat die Geſchichte auch alle Urſache, dieſem außerordentlichen Manne eine gerechte Würdigung angedeihen zu laſſen. Das Chriſtenthum enthielt für die hochbegabten germaniſchen Völker alle Keime der Civiliſation, welche gegenwärtig ſo herrlich aufgegangen ſind. Und welcher unermüdliche, thatkräftige Geiſt hat damals dieſen Samen durch das ganze Norddeutſchland jener Zeit ausgeſtreut! So iſt es denn kein Wunder, daß auch die bildende Kunſt ſich dieſes willkommenen Stoffes bemächtigte. Heinrich Heß bearbeitete die ganze Legende des großen deutſchen Apoſtels in der ſchönen Baſilika zu München in einer Reihe von herrlichen Bildern, die gegenwärtig bei Gyßen in München in einem reizenden Album erſcheinen. Eben ſo hat der leider für die Kunſt zu früh untergegangene geniale Alfred Rethel ſeine erſten Bilder der Verherrlichung Winfried's gewidmet. Ich möchte ſogar gern die Scene, wo er den Heiligen die Wodanseiche fällen und eine Kirche aus dem Stamme zimmern läßt, in dieſe Gegenden verſetzen. Gleichen nicht jene

blondhaarigen Germanen, die das kühne Werk des Martyrers ſchauen und ſeinen begeiſterten Worten lauſchen, noch den heutigen Katten, welche ſich gerade in dieſen Gegenden und zumal beim Landvolke ſo unvermiſcht erhalten haben?

Fünf Jahrhunderte ſpäter erſcheint eine heilige Frau, die gleichfalls von der höchſten Wichtigkeit für dieſe Gegenden war. Es iſt die ſchöne und fromme Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen. Sie war die Tochter Andreas' II., Königs von Ungarn, und der Gertrud, einer geborenen Herzogin von Meran. Geboren 1207 zu Preßburg, wurde ſie ſchon 1211 mit dem eilfjährigen Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, verlobt und auf der Wartburg, wo ſich damals die erſten Sänger des Mittelalters verſammelten und ihre kunſtreichen Weiſen ertönen ließen, erzogen. Schon in früher Jugend widmete ſie ſich frommen Uebungen. Man gedachte ſie deshalb den Aeltern heimzuſenden, nur der Bräutigam, der 1215 an die Regierung kam, wollte ſie nicht laſſen. Die Vermählung fand 1221 ſtatt. Eliſabeth zählte damals vierzehn Jahre. Wer hat nicht von der holdſeligen Güte ihres Gemüthes gehört? Ihre Freundlichkeit und Mildthätigkeit gegen die Armen und Nothleidenden, ihre Thaten, die Wunder, welche unter ihrer Hand geſchehen, bilden noch heute die Lieblingserzählungen der Kinder-

ſtuben. Sie war die trefflichſte und treueſte Gattin und Mutter. Als ihr Gemahl unter Kaiſer Friedrich II. auf dem Kreuzzuge 1227 zu Otranto ſtarb, zog ſie ſich aus der Welt zurück und übergab ſich der ſtrengen Führung ihres Beichtvaters Konrad von Marburg. Da ihr Schwager Heinrich Raspe ſie von der Wartburg vertrieb, irrte ſie ſchutzlos mit ihren Kindern durch das Land. Der Biſchof von Bamberg, ihr Oheim, gewährte ihr Obdach auf dem Schloſſe Bottenheim. Dann ſöhnte ſich auch Heinrich Raspe mit ihr aus und wies ihr Marburg als Aufenthaltsort an. Dort lebte ſie von 1229 bis 1231 unter lauter Wohlthaten für Land und Leute. Einer Geſandtſchaft ihres Vaters, der ſie in die Heimat zurückzukehren bat, leiſtete ſie keine Folge. Als ſie ſtarb, wurde ſie in einer Kapelle des heiligen Franciscus beigeſetzt, und da an ihrem Grabe viele Wunder geſchahen, ſo fand zu Pfingſten 1235 ihre Heiligſprechung ſtatt. Der Kaiſer Friedrich II. und viele Fürſten und Grafen waren gegenwärtig. Friedrich nahm einen Stein aus dem Grabmale heraus und ſetzte der edeln Leiche ſeine eigene Krone auf. Landgraf Konrad aber legte mit den deutſchen Rittern den Grund zu dem marburger Dom, der 1285 vollendet wurde und welcher der Heiligen geweiht iſt. Durch ihre Tochter Sophie, welche ſich mit Heinrich dem Großmüthigen, Herzog von Brabant, vermählte und die Mutter Heinrich's des Kindes wurde, iſt ſie die Stammmutter des heſſiſchen Hauſes geworden. Wie das Leben des heiligen Bonifacius, ſo iſt auch das Leben der heiligen Eliſabeth vielfach behandelt worden. Ihr berühmteſter Biograph iſt der bekannte franzöſiſche Graf Montalembert in ſeiner

„Vie de Sainte Elisabeth de Hongrie". Eben ſo blüht ihr Andenken im deutſchen Liede. Von den Werken der bildenden Kunſt möchten die Gemälde von Moriz von Schwind auf der Wartburg, die auch im Kupferſtich erſchienen ſind, zu den gelungenſten Darſtellungen der reizenden Legende gehören.

Ob Marburg ſeinen Namen von dem alten Mattium der Katten, von einem Götzen Mars, von der Jungfrau Maria, von der Markburg des Markgrafen Otto von Heſſen (1053) oder von dem Bache Mar hat — das Letzte wird wohl das Wahrſcheinlichſte ſein —, kann uns ziemlich gleichgültig ſein. Seine Blüthe und Erhebung verdankt es vorzüglich der heiligen Eliſabeth. Stadtrecht erhielt es 1227. Durch die ſchon genannte Kirche, welche eine Menge von Wallfahrern anzog, und durch das in derſelben Zeit entſtandene Schloß nahm der Ort in einer Weiſe zu, daß er bereits 1247 die zweite Stadt Heſſens und die Hauptſtadt an der Lahn wurde. Von hier aus zog einſt Otto der Schütz nach Cleve und gewann dort die reizende Grafentochter. Die hübſche Sage iſt bekanntlich häufig von deutſchen Dichtern behandelt worden. Es ſei mir erlaubt, ſie in eigener Behandlung vorzuführen:

Otto der Schütz.

Es flüstert und rauschet im dichtesten Grün;
Wie blitzend die leuchtenden Augen sprühn!
Da schwillet küssend zum Munde der Mund,
Da tönen die Schwüre zum ewigen Bund:
Des Herzogs Tochter in seliger Lust
Drückt Otto der Schütz an die pochende Brust.

Doch hat ihn belauschet sein Jägergenoß,
Zum Herzog trägt er die Mär auf das Schloß,
Er kündet, dort was er im Parke gesehn;
Der Alte möchte im Zorne vergehn:
„Es minnet mein Kind ein niederer Knecht?
Wart', Otto, mein Schütz, ich geb dir dein Recht!"

„Drum ritt ihr zur Seite der kecke Gesell,
Drum sang er ihr Lieder im Walde so hell,
Er hegt ihr den Falken, er trug ihr ihn frei,
Er half ihr erjagen in Lüften den Weih,
Er spannte den Bogen, er schärfte den Pfeil,
Doch, Otto, mein Schütz, jetzt wird dir dein Theil!" —

Er ſtürmt aus dem Zimmer, er fliegt durch das Thor,
Das blitzende Schwert ſchwingt er mächtig empor,
Er ſucht durch die Gärten in Wuth und in Haſt.
Ei ſieh, da ſtehet aus Heſſen ein Gaſt!
Herr Homburg iſt es, der Alte — er kniet
Vor Otto dem Schützen? — Doch Otto entflieht! —

Der Herzog von Cleve geht näher heran,
Er grüßet den lieben befreundeten Mann;
Sein Zorn iſt verrauchet mit einem Mal,
Er führt ihn zur Burg, er bringt ihn zum Saal:
„Nun kündet, Herr Homburg, nun kündet es hie:
Vor Otto dem Schützen da beugt Ihr das Knie?

„Der Burſche iſt hübſch und der Burſche iſt keck,
Er trifft in der Scheibe den dunkelen Fleck,
Er holt von der Stange mir Stern um Stern,
Er ſchießet den Hirſch in der weiteſten Fern! —
Jetzt zielt er mir gar nach dem Töchterlein! —
Hei, Otto, es ſoll dir vergolten ſein!“

„Ein Dienſtmann hebt alſo die Augen empor?
Es ſoll mir büßen die Frechheit der Thor!“ —
„Ein Dienſtmann?“ ſo fällt ihm Herr Homburg ins Wort,
„Nein, Landgraf in Heſſen das iſt er ſofort!
Dem Land nahm die Peſt den älteſten Sohn,
Und Otto dem Schützen ſteht offen der Thron!“

„Ihn hatte der Vater fürs Kloſter beſtimmt,
Da floh er von Marburg verbittert, ergrimmt;
Er liebte den Wald, er liebte die Jagd,
So birſchet er hier die liebliche Magd!
Herr Herzog, holet den Pfaffen herein!
Gebt Otto dem Schützen Eu'r Töchterlein!“ —

„Ich Herzog am Rheine, in Heſſen er Graf!“
So rufet der Alte. „Der Junge iſt brav!

Es zielte noch Keiner beſſer im Land.
Wohlauf, ſo laſſet uns knüpfen das Band!
Brautkleider ziehe mein Töchterlein an.
Holt Otto den Schützen, ich ſtraf' den Kumpan." —

Doch ſucht man vergeblich in Hof und in Haus,
Vergeblich ſtreift man zum Parke hinaus.
Er war in die Weite, — ſo ſtürmet der Aar, —
Er fliehet die Kutte, er ſcheut den Altar,
Er fürchtet, Herr Homburg hol' ihn zurück! –
Herr Otto kennt ſeliges Liebesglück.

„Hinaus mit den Roſſen!" — Das ritt und das rann!
Sie fanden ihn endlich im dichteſten Tann.
Wohl ſetzte er ſich wie ein Löwe zur Wehr:
„Ins Kloſter bringt Ihr mich nimmermehr!"
Doch machtlos iſt er dem ſtürmenden Troß:
„Komm, Otto, o Schütz, es geht auf das Schloß!"

Man führt ihn zum prunkenden Saal mit Gewalt,
Geknickt iſt die jugendlich hohe Geſtalt,

Die Stirne iſt heiß, die Wangen ſind bleich,
Er ſenket den Blick, denn ihm drohet der Streich. —
„Heil, Landgraf in Heſſen!“ ſo grüßt ihn der Chor.
Doch Otto der Schütz ſchaut ſtaunend empor.

Es faſſet die Hand ihm der fürſtliche Greis,
Er führt zu der Braut ihn im glänzenden Kreis.
Schon harret der Pfaffe im weiten Talar,
Er trauet in Eile das liebliche Paar.
„Das war,“ ſo tönet ihm allwärts der Gruß,
„Herr Otto der Schütz, dein glücklichſter Schuß!“ —

Es flüſtert und rauſchet im dichteſten Grün.
Wie blitzend die leuchtenden Augen ſprüh'n!
Da ſchwillet koſend zum Munde der Mund,
Da tönen die Schwüre zum ewigen Bund.
Des Herzogs Tochter in ſeliger Luſt
Drückt Otto der Schütz an die pochende Bruſt.

Von 1458 bis 1499 und von 1567 bis 1604 war Marburg die Reſidenz der heſſiſchen Fürſten. Philipp der Großmüthige iſt hier 1504 geboren. Er gründete am 30. Mai 1527 die Univerſität, die er reichlich mit den eingezogenen Kloſtergütern dotirte. Sie war die erſte proteſtantiſche Univerſität in Deutſchland und blüht noch jetzt, wenn ſie ſich auch nicht mehr des früheren Beſuchs aus allen Ländern Europa's rühmen kann. Das bekannte Religionsgeſpräch zwiſchen Luther und den Wittenbergern einerſeits und Zwingli und den Schweizern andererſeits fand hier 1529 vom 1. bis zum 3. October ſtatt. Es handelte ſich damals um die Abendmahlsfrage. Beide Parteien beharrten ſtarr und hartnäckig bei ihren Sätzen, und Luther ſchrieb damals mit großen Buchſtaben an die Wand: hoc est corpus meum, d. h. dies iſt

mein Leib, und nicht, wie Calvin behauptet hatte, dies bedeutet meinen Leib. Außer geiſtiger Beſchäftigung wird in Marburg auch materielle Induſtrie getrieben. Die Töpfereien und Gerbereien ſind namentlich bedeutend und bilden einträgliche Gewerbszweige. Die Anzahl der Bewohner ſoll ſich auf 9000 belaufen.

Die Lage von Marburg iſt überaus reizend und anmuthig. Es erhebt ſich an der rechten Seite des Fluſſes terraſſenförmig im Halbkreiſe um den ziemlich ſteilen Schloßberg, deſſen Gipfel man in zwanzig Minuten erreicht. Die alte Burg, welche hauptſächlich 1485 gebaut wurde, iſt zwar ſtattlich und umfangreich, aber ſonſt ohne beſonderes Intereſſe, zumal da ſie jetzt als Strafanſtalt dient. Deſto reizender iſt die Ausſicht auf die Stadt, ihre Gärten und Landhäuſer und auf das liebliche Thal, welches faſt überall von grünen, mit Buchenwald bewachſenen Hügeln eingefaßt iſt. Der Beſuch von Bücking's Gärten, einem Vergnügungsorte am Abhange des Schloßberges, der weite Blicke auf die Gründe und Hänge geſtattet, iſt zu empfehlen. Nahebei erhebt ſich der Bettinathurm und erinnert uns an eine der eigenthümlichſten Schriftſtellerinnen Deutſchlands. Bettina Brentano, die ſpätere Gattin Achim's von Arnim, wohnte im Jahre 1808 eine Zeit lang bei ihrem Schwager, dem berühmten Rechtslehrer und ſpätern preußiſchen Miniſter von Savigny. Das Haus, welches ſie beherbergte, gehört gegenwärtig dem Profeſſor Vollgraff. Von dort aus machte ſie jene nächtlichen Fahrten, die ſie in ihrem Briefwechſel mit Goethe ſo anziehend beſchreibt: „Ich wohnte einen ganzen Winter am Berg, dicht unter dem alten Schloß, der

Garten war mit einer Festungsmauer umgeben; aus den Fenstern hatte ich eine weite Aussicht über die Stadt und das reich belaubte (soll wohl im Winter heißen: das reich bewaldete) Hessenland; überall ragten die gothischen Thürme aus den Schneedecken hervor; aus meinem Schlafzimmer ging ich in den Berggarten, ich kletterte über die Festungsmauer und stieg durch die verödeten Gärten; wo sich das Pförtchen nicht aufzwingen ließ, da drang ich durch die Hecken." Aber wir müssen den Leser auffordern, diese reizenden Visionen, die „das Kind" in den stillen Winternächten auf dem Thurme hatte, selber aufzusuchen. Bettina ist sehr groß in Naturschilderungen. Auch hier weiß sie einen wunderbaren Ton anzuschlagen. Die Romantiker scheinen überhaupt Marburg geliebt zu haben. Clemens Brentano lebte hier mit seiner Sophie Mereau die Flitterwochen. Auch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm haben an diesem Orte ihre ruhmvolle Laufbahn begonnen.

In ihrer Elisabethkirche besitzt die Stadt einen der schönsten Edelsteine deutscher Baukunst. Ich habe das Jahr 1235 als das Jahr der Grundsteinlegung angegeben. Sie weis't bereits entschieden den gothischen Styl auf, der nach neuen Forschungen aus Nordfrankreich herüberkam. Aelter in dieser Kunstweise ist nur die Liebfrauenkirche in Trier, die 1227 begonnen wurde. Der kölner Dom wurde bekanntlich erst 1248 angefangen. Nicht allein der Kunstfreund, sondern auch der Laie wird den stattlichen und ehrwürdigen Bau der marburger Kirche mit Vergnügen ansehen. Der Reliquienschrein der heiligen Elisabeth verdankt seine Entstehnng gleichfalls dem 13. Jahrhundert und ist nach der Art gearbeitet, wie

dieſe Zeit ſolche Kunſtwerke ſchuf. Er weiſ't die heilige Jungfrau, die zwölf Apoſtel und die heilige Eliſabeth in erhabener Arbeit auf. Die arme Heilige ſollte aber nicht einmal im Grabe Ruhe haben. Philipp von Heſſen ließ die Gebeine ſeiner Stammmutter aus dem Sarge entfernen, um die Wallfahrten zu verhindern, die er als Proteſtant nicht dulden wollte. Niemand weiß, wo der Abkomme die Reſte ſeiner Urahne begraben ließ. Aber auch der Schrein erlitt noch mannigfache Schickſale. Zur Zeit des ſchmalkaldiſchen Krieges wurde er nach Ziegenhain gebracht, von wo die deutſchen Ordensritter ihn 1548 zurückerhielten. Unter der franzöſiſch-weſtfäliſchen Regierung forderte man ihn nach Kaſſel. Als ihn die Bewohner Marburgs nach der Vertreibung der Franzoſen heimholten, da fehlten 117 edle Steine, Cameen und Gemmen, welche aus uralten Zeiten rührten. Die übrigen intereſſanten Grabmäler der Eliſabeth-

Eliſabethkirche.

kirche haben 1847 durch einen Wolkenbruch sehr gelitten. Die lutherische Kirche, welche aus dem 15. Jahrhundert stammt, enthält Monumente hessischer Landgrafen.

Es versteht sich von selbst, daß es in einer so herrlichen Natur nicht an den mannigfaltigsten Ausflügen und Spaziergängen fehlt. Wir begeben uns aber auf den Weg, um thalabwärts zu fahren. Ueberall blickt uns idyllische Anmuth entgegen. Besonders der Reisende, der von Kassel oder Thüringen kommt, fühlt sich hier von süddeutscher Natur angeweht. Welche seltsamen röthlichen und violetten Töne legen sich an hellen Tagen über die weitgedehnten Fernen! Wie üppig und reich wird die Vegetation, wie mild wird die Luft! Auf der schönen Fahrt erblickt der Reisende nun links den Staufenberg mit seinen ansehnlichen Schloßtrümmern, dann erheben sich rechts in bedeutender Höhe auf breiten Basaltkuppen die alten Thürme von Gleiberg und Fetzberg, die sich am Horizonte gar stattlich und malerisch ausnehmen. Weiterhin links gewahrt man auf einem Bergkamme das großherzogliche Schloß Schiffenberg, das früher den deutschen Ordensrittern als Wohnung diente. Das Flußthal ist hier im Ganzen breit und flach. Wenn manche Berge, die man im Hintergrunde erblickt, auch eine beträchtliche Höhe haben, so steigen sie doch leis aus den langsam sich erhebenden Höhenzügen empor. Diesen Charakter bewahrt die Gegend bis unterhalb Wetzlar. Es mag hier in alter Zeit ein See gestanden haben, den die Lahn später in den Rhein führte. In dieser breiten Thalsohle strömen auch einige größere Wasser der Lahn zu, nämlich von links der Wieseck- und der Kleebach und von rechts

der Bieberbach. Von dieſen „Gießen“ ſoll der Ort, an dem wir halten, den Namen haben.

Dem Alter nach mag Gießen mit Marburg wetteifern können, denn ein Wilhelm von Gleiberg baute ſchon im Anfange des 12. Jahrhunderts an dieſer Stelle die Burg „Zu den Giezen“, die ſpäter zur Stadt anwuchs. Ihre Geſchichte iſt indeß ohne Bedeutung. Erſt durch die Gründung der Univerſität, die am 25. Auguſt 1607 erfolgte, gewann ſie eine größere Wichtigkeit. Die Gelehrſamkeit zog hier hauptſächlich aus dem Grunde ein, weil die lutheriſchen Theologen zu Marburg den Reformirten das Feld räumen und die kurheſſiſche Stadt verlaſſen mußten. Der heſſen-darmſtädtiſche Landgraf Ludwig V. gab den Vertriebenen ein Aſyl und Gelegenheit, ihr Lehramt wieder aufzunehmen. Für Marburg war dieſe Thatſache nicht ſehr erbaulich, zumal da die neue Hochſchule ſich bald vielfachen Beſuches erfreute. In der That gehen zwei Univerſitäten, die ſo nahe beiſammen liegen, über alle Bedürfniſſe hinaus. Zwiſchen 1824 und 1852 wirkte hier der berühmte Juſtus von Liebig. Junge Leute aus allen Ländern und Welttheilen drängten ſich zu ſeinem Unterricht. Er hat viel für Gießen gethan, das eigentlich ein ziemlich modernes Anſehen aufweiſt, hübſche Promenaden beſitzt und allerlei ſchöne Ausflüge bietet, die wir theilweiſe ſchon genannt haben oder die erſt ſtromabwärts folgen. Bekanntlich ſchwenkt ſich auch hier die Main-Weſer-Bahn durch die reichen Gelände der Wetterau nach Frankfurt. Wir aber, verehrter Leſer, bleiben an der Lahn und begeben uns nach Wetzlar, wohin wir in ganz kurzer Zeit mit der Eiſenbahn gelangen.

II.

Wetzlar.

Wetzlar! Was denkt man nicht alles bei diesem Namen! Der Alterthumsforscher besinnt sich und weiß nun plötzlich, daß hier ein alter römischer Thurm stehen soll. Dem Kunsthistoriker fällt der Dom ein, der die verschiedenartigsten Stufen der Entwicklung aus der romanischen in die gothische Architektur aufweist. Professoren der Geschichte werden daran erinnert, daß die Stadt aus einer königlichen Villa entstanden ist und daß sie später freie Reichsstadt wurde. Und welch eine unendliche Ausbeute von Betrachtungen ergiebt sich erst für den Rechtsgelehrten, der sich hier am Sitze des weiland in diesem Orte tagenden Reichskammergerichts des heiligen römischen Reiches befindet! Wir Leute von der Feder aber und mit

uns wohl der größte Theil des deutſchen Volkes denken bei dem Namen der Stadt an ganz andere Dinge, nämlich an Goethe, der als junger, dreiundzwanzigjähriger Mann hier träumte und dichtete, an Werther und Lotte, an Jeruſalem, und alſo an ein Werk der deutſchen Literatur, mit dem eine neue Periode anhebt, friſch, blühend, lachend, traurig, verzweiflungsvoll in die tiefſten Gründe des Gemüthes greifend, an ein Werk, das dieſem Boden Urſprung, Geſtalt, Inhalt verdankt. Sei mir gegrüßt, du erſehntes Wetzlar!

„Die Stadt ſelbſt iſt unangenehm, dagegen rings umher eine unausſprechliche Schönheit der Natur," ſo heißt es von dieſem Orte gleich im erſten Briefe des Werther. Als ich, im Wagen des Gaſthofes ſitzend, meinen Einzug hielt, konnte ich weder das Eine noch das Andere genau erfahren. Im Weſten waren nämlich ſchon ſeit einiger Zeit gewaltige Wolken aufgezogen, die ſich zu einem dunkeln, maſſenhaften Wetter geballt hatten und ſich nun in ungeſtümer Art zu entladen begannen. Die ganze Luft verdunkelte ſich, der Regen fiel in Strömen, die Wagenfenſter waren beſchlagen und trieften von Feuchtigkeit, daß man nicht hinausſehen konnte. Ich bemerkte nur, daß wir bald durch eine kleine Vorſtadt kamen, die Lahnbrücke paſſirten und dann durch ein Gewirr von engen Gaſſen bergan fuhren. Unmäßig angeſchwollene Goſſen führten uns rothe Waſſerfälle — das Eiſen färbt ſie alle in dieſer Weiſe — entgegen. Wir langten endlich am herzoglichen Hauſe an, fuhren in den Thorweg, und bald ſaß ich in meinem Zimmer, wo ich vorläufig das Wetter austoben ließ.

Strenge Herren regieren nicht lange. So war es auch mit diesem jähen Wolkenbruche. Die Luft wurde klar, ich sah aus meinem Fenster eine Weile auf den alten Dom, der mir gerade gegenüber lag, und begab mich dann mit einer höchst nützlichen Empfehlung zu einem Wetzlauer Einwohner, indem ich sofort einen überaus freundlichen Cicerone fand. Es war schon gegen Abend, als wir uns auf den Weg machten, um zunächst die literarischen Denkwürdigkeiten zu betrachten. Bei dieser Gelegenheit ging es denn zunächst in die Stadt, die man ihrer innern winkeligen Bauart gemäß allerdings mit Goethe nicht gerade anmuthig finden mag. Und dennoch durchwandert man die Gassen mit Behagen, denn es gehen hier die Geister der Vergangenheit um, die zugleich befreundete Geister sind.

Da galt es denn, die Stätte zu besuchen, in dem im Jahre 1772, also vor neunzig Jahren, der Heros unserer deutschen Poesie wohnte. Es ist eine schlichte, einfache Wohnung, die in der engen Gewandgasse, links vier Häuser vom Kornmarkte liegt und an der Außenseite verblaßte Malereien aufweist. H. Düntzer hat dieses Haus als Quartier des Dichters bestimmt. Nicht weit davon liegt das deutsche Haus unweit der Schmiedegasse, wo der alte Amtmann Buff wohnte. In dem Buche „Goethe und Werther" von A. Kästner (Stuttgart und Augsburg, 1855) findet sich Seite 70 folgende auf diesen Ort bezügliche Stelle in einem Briefe aus Friedberg vom 10. November 1772: „Der Weg hierher war mir sehr kurz, wie Ihr denken könnt, und wie ich heut vom Kronprinzen (ein früherer Gasthof in Wetzlar) hinauffuhr und

ich in die Deutſchhaus-Mauern ſah und den Weg, den ich ſo hundertmal gegangen, und wo es dann rechts ein in die Schmiedtgaſſe lenkt.“ In dieſem alten Hauſe, das jetzt eine Schule enthält und wohl ſein früheres Ausſehen bewahrt hat, ſpielt auch die Scene, in welcher Werther das reizende Mädchen im Kreiſe ſeiner Geſchwiſter, denen

Lotte-Zimmer.

es Brod ſchneidet, zum erſten Male erblickt, und die Kaulbach uns freilich etwas coquet, aber doch reizend genug geſchildert hat.

Neuerdings hat man hier ein Lotte-Zimmer eingerichtet. Ich fand daſſelbe auf dem erſten Stocke in dem Seitenbau des Deutſchherrenhauſes. Es iſt dieſelbe Stube, wo weiland die reizende Tochter des Amtmanns Buff den ſchönen jungen Goethe empfing. Wer tritt nicht mit einem leiſen Schauer in dieſen Raum, wo ſich gewiſſer

Maßen die erſten Fäden zu einem Romane angeſponnen haben, der eine ſo gewaltige Wirkung auf das deutſche Volk hervorbrachte?

Angedenken du verklungner Freude!

Jeruſalemshaus.

Unwillkürlich kommen uns dieſe Worte des Dichters in den Sinn, wenn wir die altfränkiſchen Möbel, das Sopha und die Stühle, den Spiegel mit der Conſole, die Wandleuchter, das alte Clavierchen mit ſeinen dünnen Tönen und die Kommode gewahren. In den Schubfächern der letzteren befinden ſich einige Stickereien und Schriften von Lottens Hand. Wie klein, wie veraltet, wie vergilbt iſt das Alles! Und doch beſchleicht uns eine tiefe Rührung. Dieſe Dinge waren ja einſt glänzend, luſtig, hübſch, durch eine herrliche Jugend geheiligt. Welche ſchönen Augen haben hier geleuchtet, welche hellen Stimmen haben hier gelacht, welche ſtürmiſchen Herzen haben hier gepocht! — Und Alles, Alles dahin!

Um zu dem Hauſe zu gelangen, in welchem der jüngere Jeruſalem ſich ſelbſt durch einen Piſtolenſchuß das Leben

nahm, muß man tief unten in die Stadt gehen und gegenüber dem Franziscanerkloſter den ſeit 1859 ſo getauften Schillerplatz betreten. Früher war dort eine Buchhandlung, das alte Gebäude iſt in der neueſten Zeit aufgeputzt worden.

Goethe-Brunnen.

Haben wir hier die Wohnungen der uns aus dem Werther intereſſirenden Perſonen zuſammengefaßt, ſo liegen doch die meiſten anderen Plätze, die in unſerem Romane berührt werden, außerhalb der Stadt, welche ich nunmehr mit meinem gefälligen Führer im ſchönſten Abendſonnenſcheine verließ. Wir ſchritten über den Fiſchmarkt an dem Dome vorbei und wandten uns dem Süden zu. Die Straße fällt mit einem Male ziemlich jäh in den Thaleinſchnitt des ſogenannten Wildbaches. Hier kreuzt die Brücke ein kleines Waſſer, das in der Tiefe rieſelt, und ober- und unterhalb derſelben liegen

zwei Brunnen. Der untere hat den Namen Wertherbrunnen erhalten. Aber laſſen wir unſeren Werther den Ort beſchreiben: „Du gehſt einen kleinen Hügel hinunter und findeſt dich vor einem Gewölbe, wo wohl zwanzig Stufen hinabgehen und unten das klarſte Waſſer aus dem Felſen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts, das alles hat ſo etwas Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da ſitze."

Ein anderer Ort, der eine bedeutende Rolle in dem Buche ſpielt, iſt das Dorf Garbenheim, das die Lahn hinauf in einer Ausbuchtung der Hügel aus reichen und dichten Obſtbäumen hervorſchaut. Goethe giebt ihm den Namen Wahlheim. Man pflegt daſſelbe von Wetzlar aus durch einen Spaziergang über den Berg zu erreichen. So that es auch Werther, der folgendermaßen ſagt: „Die Lage an einem Hügel iſt ſehr intereſſant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe hinausgeht, überſieht man auf einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über Alles geht, ſind zwei Lin-

den, die mit ihren ausgebreiteten Aeſten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauernhäuſern, Scheunen und Höfen eingeſchloſſen iſt. So vertraulich, ſo heimlich habe ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshauſe bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und leſe meinen Homer."

Außerdem ſpielt noch Volpertshauſen, das Goethe im Briefwechſel mit Käſtner Wolpertshauſen nennt, im Werther. Daſſelbe liegt ſeitwärts von dem 1150 Fuß hohen Stoppelberge hinter der Stadt. Hier fand in einem Jagdhauſe der Ball ſtatt, zu dem Goethe-Werther die Lotte aus dem deutſchen Hauſe abholte und welchen er ſo reizend beſchreibt: „Nun ging's an, und wir ergötzten uns an den mannigfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte ſie ſich! Und da wir nun gar ans Walzen kamen und wie die Sphären um einander herumrollten — nie iſt's mir ſo leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Menſch mehr. Das liebenswürdigſte Geſchöpf in den Armen zu haben und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß Alles rings umher verging!" — Und dann folgt eine prächtige Schilderung des Gewitters und der Heimfahrt. Aber man müßte dieſe Plätze eigentlich mit dem Werther in der Hand durchſtreifen.

Mag dieſes eigenthümliche Buch auch in Frankfurt geſchrieben worden ſein, ſo iſt es doch eigentlich in dieſer Gegend entſtanden. Man weiß, welche koloſſale Wirkung es hervorbrachte. Es ſetzte ganz Deutſchland in Staunen, es ſchuf gewiſſermaßen eine neue Zeit im heimiſchen Ge-

müthsleben. Viele krankhafte Jünglinge und Jungfrauen ſind damals zu Grunde gegangen an den Nachwirkungen des Werther. Aber er hat zugleich zur Geſundung im Volke beigetragen. Unſere Literatur trat hier zum erſten Male wieder — wir nehmen natürlich das Volkslied aus — in ihrem eigenen Gewande auf. Früher waren die alten und modernen fremden Völker nachgeahmt worden. Hier erſchien echt deutſcher Gedanke in echt deutſcher Form. Solch ein Werk konnte nur bei uns wachſen. Das empfand trotz aller Mängel der Compoſition die deutſche Nation. Auch der Götz und der Fauſt ſind Dichtungen, die man nirgend anders zu Tage fördern mochte. Und gerade dieſes urdeutſche Weſen wird ihnen einen ewigen Reiz verleihen.

Am Abend wurden im Gaſthofe die Unterhaltungen über Goethe fortgeſetzt. Wir fanden dort den früheren Gerichtsdirector Dr. Paul Wigand, einen guten Dichter, der ein treffliches kleines Büchlein über Wetzlar herausgegeben hat, das jeder Reiſende, der ſich hier aufhält, zum Begleiter wählen möge („Wetzlar und das Lahnthal". Wetzlar, in Commiſſion bei G. Rathgeber, 1862). Dieſer alte Herr, ein Jugendfreund Jakob und Wilhelm Grimm's, Clemens Brentano's und Achim von Arnim's, denen er bei der Herſtellung des Wunderhorns Volkslieder ſammeln half, erzählte vielerlei aus der romantiſchen Schule. Unter andern war er zugegen, als man den Titel machte und das Buch mit der Zeichnung des Wunderhornes ausſtaffirte. Auch theilte er mit, wie die Bruchſtücke mancher Volkslieder zuſammengeflickt wurden. Ueber die Goethe'ſche Zeit hat er gleichfalls

geſammelt. So war ihm noch „die junge Frau“ aus dem Werther bekannt. Sie hat den Stuhl, auf dem Goethe einſt unter der Linde zu Garbenheim ſaß, ihrem Sohne, und das Glas, aus dem er trank, ihrer Tochter vermacht. Wigand hatte auch mit den beiden jüngſten Brüdern der Lotte Buff in Verbindung geſtanden. Dieſe beiden alten Herren zankten ſich mitunter um die Ehre, das Rotznäschen, welches im Werther vorkommt, geweſen zu ſein. Einer derſelben erinnerte ſich deutlich der Ausfahrt zum Balle nach Volpertshauſen. Aus ihren Mittheilungen ging ferner hervor, daß der erſte Theil des Werther Goethe's inneres Verhältniß zu der Schweſter Lotte in treueſter Weiſe ſchildert, während der zweite durch Jeruſalem, der ſich erſt nach des Dichters Heimreiſe den Tod gab, hervorgerufen wurde.

In den abendlichen Geſprächen kam es auch zu einigen hiſtoriſchen Ausflügen. Dem Reiſenden, der ſich dieſer Gegend von fern nähert, fallen hauptſächlich zwei Erſcheinungen in die Augen, nämlich oſtwärts die Stadt mit dem Dome und weſtwärts ein altes, in Ruinen liegendes Schloß, der Kalsmunt, die beide auf geſonderten Hügeln liegen und durch ein tief einſchneidendes Thal getrennt ſind. Welche Anſiedlung mag wohl die ältere ſein? Dieſe Frage iſt ſchwer zu entſcheiden. Wahrſcheinlich lagen aber ſchon in alter germaniſcher Zeit Wohnſtätten an der Stelle der jetzigen Stadt, die ihren Namen ohne Zweifel von dem Bache Wetz zwiſchen den genannten Höhen und dem Worte Lar erhielt, das die Abdachung eines Berges bedeutet und auch bei Bredelar, Fritzlar und Kevelar vorkommt. Dagegen ſcheinen die Römer

auf dem das Kalk- und Schiefergeſtein durchbrechenden Baſaltkegel des Kalsmunt einen Wachtthurm errichtet zu haben, der noch heute dort ſteht und der Mittelpunkt einer mittelalterlichen Burg wurde. Kalsmunt wird nach den einen von calvus mons, d. h. nackter Berg, nach den anderen von Kal (kahl) und Munt (Gewalt) hergeleitet. Die Freunde der lateiniſchen Abſtammung deuten die verſchiedenen Orte Calmuth in der Pfalz, bei Wertheim und bei Remagen in ähnlicher Weiſe. Auch in Frankreich kommt Calmont und Calmunt vor. In fränkiſchen Zeiten gehörte Wetzlar zum Lohn- oder Lahngau. Alte Bezeichnungen in der Stadt, wie Selhoben, Silhöferſtraße und Hofeſtatt deuten darauf hin, daß hier ein Saalhof und eine Hofhaltung war und daß alſo ein kaiſerlicher Beamter daſelbſt ſeinen Sitz hatte. Die Vögte, die in Wetzlar wohnten, zogen aber ſpäter auf die Burg Karlsmunt, welche die Stadt gewiſſermaßen beherrſcht. Auch war der Ort ſchon früh eine Reichsſtadt. Wetflaria findet ſich zuerſt in einer Urkunde des 12. Jahrhunderts. In derſelben ertheilt Kaiſer Friedrich I. 1180 verſchiedene Handelsprivilegien, wie ſie Frankfurt beſaß. Es iſt nicht nachzuweiſen, in wie fern auch die Geiſtlichkeit zur Gründung der Stadt beitrug. Ging die Stiftung des Domes der weltlichen Anſiedlung voraus, wer kann es ſagen? Jedenfalls wirkte aber die Kirche und das mit ihr verbundene Marienſtift auf das Anziehen von Handwerkern und Arbeitern, welche die ſpätere Gemeinde bildeten. Die Urkunden erwähnen der geiſtlichen Stiftung erſt im 12. und 13. Jahrhundert. Ohne Zweifel wirkten dieſe verſchiedenen Elemente zuſammen, um die Stadt zu bilden.

Die Geſchichte Wetzlars bietet keine beſonders hervorſtechenden Momente. Daß auf dem benachbarten Kalsmunt zur Zeit des Interregnums ſich ein aus der Gegend von Neuß oder Köln ſtammender Betrüger, Namens Tilo Kolup, feſtſetzte und für den verſtorbenen Kaiſer Friedrich II. ausgab, Anhang gewann und 1285 von Rudolf von Habsburg gefangen, hingerichtet und im nahen Kaiſergrunde verbrannt worden iſt, gehört wohl in das Reich der Sagen. Wenigſtens erwähnen keine ſicheren Kunden dieſes deutſchen Demetrius. An Fehden hat es der Stadt in den rauhen Zeiten des Mittelalters nicht gefehlt. Sie war in die Falkenſtein'ſchen Händel verwickelt, die 1366 durch Vergleich beendet wurden. Auch mit den Heſſen und Solmſern hatte ſie Streitigkeiten. Ferner ſtanden ſich die Zünfte verſchiedene Male mit den Waffen gegenüber. In gleicher Weiſe brachte die Reformation vielfache Aufregungen hervor. Daran reihten ſich die Wirren des dreißigjährigen Krieges, in dem Guſtav Adolf hier erſchien und Wrangel und Turenne ſich bei der Stadt vereinigten, um die Oeſterreicher bei Friedberg anzugreifen. Auch melden die Chroniken von großen Ueberſchwemmungen und Brandunglücken, welche Wetzlar beſchädigten.

Wetzlar war im 17. Jahrhundert bedeutend heruntergekommen. Da ergab es ſich, daß das Reichskammergericht unter der aggreſſiven Regierung Ludwig's XIV. auf der linken Rheinſeite nicht mehr ſicher ſchien. Speier, wo dieſer Hof 162 Jahre geſeſſen hatte, mußte bei den Verwüſtungen der Pfalz durch Louvois verlaſſen werden. Frankfurt weigerte die Aufnahme, Wetzlar bewarb ſich

um die Ehre, das Gericht zu besitzen. Als die Richter sich zuerst den Ort ihrer neuen Bestimmung ansahen, sollen die mit Allongeperrücken behängten Häupter sich gewaltig geschüttelt und die Gesichter böse Grimassen gezogen haben vor den ungepflasterten Straßen, den Miststätten und den Strohdächern. Der Reichstag faßte aber 1693 den endgültigen Entschluß, daß in Wetzlar der Hof künftig tagen werde. Und so ist auch die jetzige Stadt wohl das Product jener dort einziehenden Reichsbeamten. Ich kann hier keine Geschichte des berühmten Instituts, an dem die Processe so unendlich lange schwebten, schreiben, erinnere; aber an eine alte Anekdote, welche den Gang der früheren Rechtsstreitigkeiten bezeichnet. Ein junger Advocat verheirathete sich mit der Tochter eines alten Collegen. Der Alte gab ihm als Mitgift einen Proceß in die Ehe. Als nun nach einigen Jahren der ehrgeizige Schwiegersohn in die Stube des Papas trat und mit siegreicher Miene ausrief: Der Proceß ist gewonnen! da antwortete ihm dieser mit zorngeschwollenen Zügen: „Sie Esel, von dieser Sache hätten Sie Ihr ganzes Leben lang Ihre Familie erhalten können!" Als das deutsche Reich aufgelöst wurde, nahm auch das Reichskammergericht ein Ende. Die Stadt verödete aufs Neue, bis sie unter preußischer Herrschaft durch die dort garnisonirenden Jäger wenigstens einigen Ersatz erhielt.

Zu den Sehenswürdigkeiten Wetzlars, die ich am folgenden Morgen in Augenschein nahm, gehört außer dem schon erwähnten römischen Thurme auf dem Kalsmunt noch der Dom, dem Fr. Kugler eine längere Ab-

handlung gewidmet hat, die in ſeinen „Kleinen Schriften zur Kunſtgeſchichte“ (Bd. II. S. 165) abgedruckt iſt und auf die ich den Kunſtfreund verweiſe. Documente über die verſchiedenen Bauperioden ſind nicht vorhanden, aber die Steine reden auch. So weiſ't denn der gelehrte Kunſtforſcher nach, daß die älteſten Theile des Gebäudes

Der Dom zu Wetzlar.

im 11. Jahrhundert begonnen wurden. Man findet ſie im alten Thurmbau und deſſen halbrund vortretendem Treppenthürmchen. Das Mauerwerk beſteht hier aus Baſalt mit untermiſchten Sandſteinen. Sehr intereſſant iſt daran das Portal. Im 13. Jahrhundert, etwa 1220; dachte man an einen Neubau. Aus dieſer Zeit rührt die weſtliche Hälfte des Chores her, die öſtliche

mag zehn Jahre jünger sein. Die weiteren Theile durchlaufen die folgenden Jahrhunderte vom romanischen Uebergangs- bis zum ausgeführtesten gothischen Style. Auch fehlt es nicht an interessanten Sculpturen, die theilweise decorativ, theilweise statuarisch sind. Es ist jammerschade, daß dieses herrliche Gebäude unvollendet geblieben ist. Wir wollen hoffen, daß mit der Zeit, wenn erst die Militairangelegenheiten geordnet sind, der Staat auch einige Gelder zur Herstellung und Vollendung eines Gotteshauses gewähren wird, das in mancher Beziehung kaum seines Gleichen hat.

Aber der Leser wird verlangen, daß wir auch der Landschaft einige Blicke zuwenden. Ist es denn wahr, was Goethe sagt: „Rings umher ist eine unaussprechliche Schönheit der Natur"? Ja, es ist im vollsten Sinne wahr. An einer anderen Stelle im Werther heißt es: „Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir Alles so paradiesisch macht." Und weiter: „Es ist wunderbar, wie ich hierher kam und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. Dort das Wäldchen! Ach, könntest du dich in seine Schatten mischen! Dort die Spitze des Berges! Ach, könntest du von dort die weite Gegend überschauen, die in einander geketteten Hügel und traulichen Thäler! O, könnte ich mich in ihnen verlieren!" In der That, wenn ein Gewährsmann wie Goethe in solche Ekstase kommt, dann muß sich das Zusehen lohnen!

Und wie sehr es sich lohnt, erfuhr ich gleich am

Abende nach meiner Ankunft, wo wir längs dem Hügel oſtwärts der Stadt, und am folgenden lichten Sommermorgen, wo wir auf den Kalsmunt wanderten. Welche wundervollen Ausblicke! Rechts fließt die Lahn herab, die ſich links verliert. Senkrecht auf die Stadt ſtrömt die von Norden kommende Dill. So fehlt es denn den Gründen nicht an ſilbernen Waſſerfäden, an welche ſich ſmaragdgrüne Wieſen in weiter Ausdehnung ſchließen. Darüber hin weite, goldene Felder an den Abhängen, über ſie hinaus dunkles Waldgebirge mit hohen Kuppen, von denen die höchſten, wie der über 2000 Fuß hohe Dünsberg, mit Forſt beſetzt, andere, wie Betzberg und Gleiberg, mit Ruinen ausgeſtattet ſind. Aus den Ketten ragen hervor rechts von der Dill Hohenſolms und links Greifenſtein, verwitterte Veſten des Mittelalters. Was noch mehr zum Reize der Gegend beiträgt, ſind die vielen kleinen Thäler, die hier bei Wetzlar aus den Gebirgen münden und von denen jedes ſeinen eigenen Charakter hat. Und nun in der Nähe und Ferne zahlloſe Ortſchaften, unter denen ſich das Kloſter Altenberg beſonders auszeichnet. Wie ſtrahlt dabei Alles in ſanften Tönen und Farben, möge nun das rothe Abendlicht oder der duftige Morgenſtrahl darüber gehen! Der alte Wigand ſagte mir, daß er einen Sommer in ſeinem Tagebuche an die hundert Spaziergänge verzeichnete, von denen jeder ihm durch die ſtets ſich verſchiebenden Linien der Landſchaft ein neues Bild geboten habe. Ja, Wetzlar iſt reizend. Größere, erhabenere, ſchroffere Partien giebt es im Vaterlande, aber nirgends ein ſo ſüßes, anmuthiges, holdes Idyll.

III.

Im Dillthal.

Es ist schon verschiedene Mal von der Dill die Rede gewesen, mein lieber Leser. Wir haben sie nämlich unter den vier Flüssen gefunden, die ihre Quellen auf dem Ederkopfe haben, wir haben ferner auf den Hügeln um Wetzlar unsere Blicke in ihre milden und schönen Gründe schweifen lassen. Da dieses anmuthige Dillthal von der Deutz-Gießener-Bahn durchschnitten wird und in seinen interessantesten Punkten leicht erreicht werden kann, so rathen wir dir, da du ein Geschichts- und Naturfreund bist, eine kleine Fahrt längs der Dill zu machen. Ueber die Punkte, welche der Schienenweg berührt, brauchst du nicht hinaus zugehen, denn du würdest wieder in ähnlich wilde und unfruchtbare Gebirgsgegenden gelangen, wie wir sie schon an der obern Lahn gefunden haben. Ich habe diese Landschaften zuerst vom Norden, aus dem Siegthale kommend,

geſehen und will dir die Eindrücke, die ich damals gewann, nunmehr mitzutheilen verſuchen.

Wer ein gutes Auge für landſchaftliche Bilder beſitzt, der iſt gewiß ſchon oftmals erſtaunt geweſen über die große Verſchiedenheit, welche er diſſeit und jenſeit von Gebirgszügen findet. Je höher die Gipfel einer Kette ſich erheben, deſto größer iſt in der Regel der Unterſchied. Nirgends findet ſich dies in eigenthümlicherer Art, als auf den Alpen-Uebergängen. Aber auch hier bei dem verhältnißmäßig niederen Bergpaſſe von der Sieg zur Dill, über welchen ſeit alten Zeiten Straßen aus Weſtfalen und dem ſiegener Lande nach der Lahn und Wetterau führen, gewahrt das Auge ſofort einen bedeutenden Wechſel der Scenerie. Man empfindet, daß man aus Nord-Deutſchland nach Süd-Deutſchland gelangt. Die Formation des Bodens wird eine andere. Die Luft muß andere Lichtwirkungen hervorrufen, denn es liegen jetzt beſonders über der fernen Landſchaft wärmere Töne, die in blaue und violette Färbungen hinüberſpielen.

Das Bild der Gegend, das ſich mit einem Male vor den Blicken entrollt, hat ſeine entſchiedenen Schönheiten. Sobald der Zug aus der Spalte des Würgersdorfer Einſchnitts gleitet, ſieht man über Eichen und Tannen in weite Fernen. Links erheben ſich die vielgeſtaltigen bewaldeten Kuppen, die vom Ederkopf abſteigen und aus denen die Dill ſtrömt, rechts dehnen ſich die langgeſtreckten Züge des Weſterwaldes, aus dem einzelne Baſaltkegel in jener eigenthümlichen Form ragen, die dieſes Geſtein überall auszeichnet. So hat man alſo nach beiden Seiten ein weites Gebirgsland vor Augen, das mir bei meinem

Uebergange allerdings ſein freundlichſtes Geſicht zeigte, denn ich wurde von klarem Wetter begünſtigt und ſchaute die Landſchaft in hellem Sonnenſcheine mit raſch vorübereilendem, den Wechſel der Ausblicke begünſtigenden Wolkenſchatten. Die beiderſeitigen Gebirgszüge werden aber in gerader Richtung nach Süden durch ein tiefes Thal getheilt, welches dem Bilde eine noch größere Mannigfaltigkeit verleiht.

Die erſte Frage, die man ſich hier thut, iſt nun: Wie kommt der Zug in die tiefe Aushöhlung, die ſich abſchüſſig über dem Walde in ein dunkles baumloſes Feldthal zieht, in welcher einige ziemlich umfangreiche Dörfer ſichtbar werden, deren Häuſer meiſtens mit Stroh gedeckt ſind. Aber die Bahn wendet ſich plötzlich nach rechts und zieht ſich in weiter Schwingung aber leiſer Senkung an dem Hange dahin. Die Ortſchaften, welche man eben unmittelbar vor ſich hatte, ſieht man links. Mitunter führt der Weg durch dichtes Holz, mitunter durch Einſchnitte, in denen ein morſches Schiefergeſtein zum Vorſchein kommt. Man hält eine Weile die weſtliche Richtung ein, dann geht es wieder in einer kühnen Wendung nach links, man hat einen Bach, welcher aus dem Weſterwald kommt, paſſirt und fährt nun am Abhange der jenſeitigen Gebirgswand nach Oſten, indem man die Dörfer, welche eben ſüdlich lagen, nördlich hinter ſich läßt. So gelangt man in einer mächtigen Serpentine, wie ich ſie noch auf keiner anderen Eiſenbahn geſehen habe, in die Thalſohle, wo Alles mit Einem Male freundlich und heiter wird. Man kann nicht leicht auf einer kurzen Strecke wechſelndere Landſchaftsbilder gewinnen. Allerdings gelangt man auch nicht leicht raſcher aus hohen Gebirgen in tiefe Thäler.

Der Keſſel, welchen die Bahn an dieſer Stelle theilweiſe umkreiſ't, theilweiſe durchſchneidet, heißt der Hickengrund. Derſelbe beſteht aus vier Dörfern, von denen zwei, Holzhauſen und Nieder-Dreſſelndorf, inmitten der Curve liegen. Zwei andere, Ober-Dreſſelndorf und, wenn ich nicht irre, Lützeln, ſtehen nach Weſten im Thale des Aubachs. In ihrer Umgebung iſt die Natur noch rauh und karg. Die Flur zeigt ſpärliches Getreide und die Wieſen tragen dünnes Gras. Wenn auch die Eiche an den Abhängen in dunklem, ſaftigen Grün prangt, ſo fehlen den ärmlichen Hütten doch die beſchattenden Obſtbäume. Uebrigens wohnt in dieſen Dörfern auch ſeltſames Volk, das ſich von den blonden Bewohnern der Umgegend durch ſein dunkles Colorit und ſeine ſchwarzen Haare auszeichnet und auch in ſeinen Kleidungen die ernſten Farben liebt. Die Röcke und Mieder der Frauen ſind meiſtens blau. Woher die Hickenleute gekommen ſind, weiß Niemand zu ſagen. Die Einen behaupten, ſie ſeien Gallier oder Kelten, die ſich in uralten Zeiten zwiſchen den germaniſchen Völkern niedergelaſſen hätten, die Andern meinen, ſie wären aus Ungarn, Andere nennen ſie ſogar Zigeuner, was aber wohl jedenfalls auf einem Irrthum beruht. Sie ſollen ſtrenge Proteſtanten ſein. Die Weiber tragen Butter und Eier auf den Markt nach Siegen; die Männer, von denen der Volkswitz behauptet, daß ſie den Störchen gleichen, nämlich an Wanderluſt und Wadenloſigkeit, treiben hauptſächlich das Fuhrmanns-Handwerk und ſollen mitunter Viertel- und halbe Jahre ihrer Heimat fern ſein. Solche Eigenſchaften mögen allerdings auf einen nomadenartigen Urſprung deuten.

Indem die Bahn nun wieder ihre ſüdliche Richtung annimmt, überſchreitet ſie die preußiſche Gränze und gelangt in das naſſauiſche Städtchen Haiger, das allerdings auch noch eine gebirgsartige Natur aufweiſ't. Setzt ſich die Locomotive nach kurzem Aufenthalt aufs Neue in Bewegung, ſo befindet man ſich nach wenig Minuten im Thale der Dill, die links aus dem Gebirge kommt. Und jetzt nimmt die Gegend mit einem Male einen ganz anderen, überaus milden und anmuthigen Charakter an, deſſen idylliſche Schönheit ſich mit jedem Augenblick ſteigert. Ein Idyll! Freilich iſt die Dill ein Idyll. Es wundert mich, daß noch kein Etymologe auf den Gedanken gekommen iſt, daß irgend ein Römer, der einſt in dieſes Thal eindrang, gerufen habe: Ecce idyllium! woraus denn ſpäter der Fluß den Namen Dill erhielt.

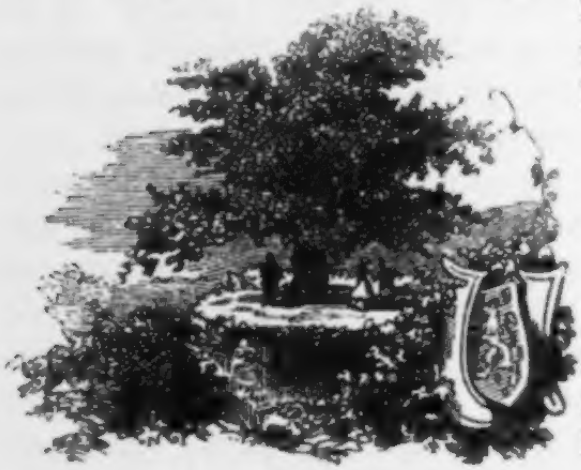
Warum kamen mir aber dieſe Gegenden ſo bekannt vor? Ich war noch niemals dieſen Weg gefahren, und doch deuchte es mir, als hätte ich die Berge und Wälder, die Städtchen und Dörfer, die Wieſen und den Fluß in der Runde hundert Mal geſehen. Und nun erſchienen auch lauter bekannte Geſtalten. Ich gewahrte die Weſterwälderinnen mit ihren bunten geſtickten Mützchen, mit ihren knappen Miedern, mit ihren kurzen faltenreichen Röcken und die Weſterwälder mit ihren breitkrämpigen Hüten, weißen Jacken, Knie-Hoſen und Strümpfen bei der Heu-Aernte. Da tauchten denn alte Erinnerungen auf. Ich dachte an die erſten Zeiten der düſſeldorfer Schule.

Wenn ich dort in fernen Jugendtagen meine Künſtlerfreunde Jakob Becker und Jakob Dielmann beſuchte, ſah

ich auf ihren Bildern „Land und Leute“, wie sie jetzt in der Natur vor mir standen. Wer kennt nicht Becker's „Gewitter“, seinen „abziehenden Recruten“, seinen „erschlagenen Schäfer“, seinen „Kirchgang“, seine „Heimkehr von der Aernte“? Wer erinnert sich nicht der zierlichen Bildchen und Aquarellen von Dielmann? In den besten Arbeiten dieser beiden Maler findet man überall Motive aus den Gegenden, an denen wir dahinsausen, denn sie wanderten in frischer, blühender Jugendzeit alljährlich nach dem Westerwalde und nach dem Dillthale und studirten dort das Land- und Naturleben. Und so gewahren wir denn hier auch allerwärts die Hintergründe zu ihren Compositionen. Der lebendige Fluß murmelt in den Wiesen dahin, die das schönste Gras aufweisen, an die Wiesen lehnen sich goldene Weizenfelder, und wo sie in der Mitte des Berges aufhören, da beginnt der volllaubige Buchenwald oder der Haidehügel, auf welchem sich einzelne Bäume erheben, zwischen denen der Schäfer mit dem breitkrämpigen Hute seine Herde weiden läßt. Und dazu kommen noch im Flußthale oder in den Buchten der Hügel die stillen Dörfer, die mit ihren alten Kirchen unter üppigen Obstbäumen liegen.

Wiesen-, Feld- und Waldbau erscheinen äußerst geregelt und gepflegt. Was das Dillthal von der Sieg außerordentlich unterscheidet, das ist sein südlicherer Charakter. Es scheint, daß der Mensch hier nicht jene endlose Mühe um das Leben hat, wie in den kälteren Regionen, an den nördlichen Abhängen des Gebirges. Das Thal dehnt sich in weiteren Schwingungen, die Hügel zu beiden Seiten steigen nur langsam empor.

Dabei ist hier an die Stelle des kalten Schieferbodens der wärmere Kalkgrund getreten. Selbst die Industrie, welche an der Sieg einen nordischen Anstrich hat, kleidet sich hier gewissermaßen in freundliche Gewänder. In diesen Bergen birgt sich eine große Fülle von Eisenerz, das aus den Gruben zu Tage gefördert und in den Hüttenwerken verarbeitet wird. Außerdem besitzen die Städtchen, wie Dillenburg und Herborn, noch andere Erwerbszweige, nämlich Gerbereien, Färbereien und Wollenzeug-Webereien, aber diese ernsten Beschäftigungen haben auf dem heitern Hintergrunde einen heiteren Anstrich.



Unter den Ortschaften, welchen wir auf unserer Fahrt begegnen, nimmt zunächst Dillenburg die größte Aufmerksamkeit in Anspruch. Man erblickt das Städtchen schon von fern an der rechten Seite des Flusses. Oben auf dem Berge erheben sich die Ruinen des alten Schlosses, unten längs dem Wasser zieht sich eine stattliche Reihe von großen Häusern hin. Wir haben hier den Sitz eines Hof- und Criminal-Gerichtes und der Ober-Rechnungs-Commission für Nassau vor uns. Der Ort hat über 3000 Einwohner, die jene Industrie

treiben, von der ich ſchon geſprochen habe. Man ſetzt den Urſprung der Stadt in das dreizehnte Jahrhundert. Sie wurde die Reſidenz der Grafen von Naſſau-Dillenburg. Nach deren Ausſterben kam ſie 1793 an Naſſau-Diez. Das alte Schloß, von dem nur noch ſpärliche Mauern ſtehen, wurde von den Franzoſen geſchleift. Napoleon hat dieſe Landſchaft 1806 zum Großherzogthum Berg geſchlagen und Dillenburg zur Hauptſtadt des Sieg-Departements gemacht. Naſſau kam 1814 wieder in den Beſitz von Stadt und Land.

Dillenburg iſt aber noch in anderer Beziehung intereſſant, denn oben in der Burg, die freilich jetzt in elenden Trümmern liegt, hat die Wiege einiger der bedeutendſten Männer geſtanden, die einestheils ſelbſt, anderentheils durch ihre Nachkommen eine höchſt einflußreiche Rolle in der Geſchichte geſpielt haben. Am 16. April 1533 ſah hier Wilhelm I., der Jüngere, Graf von Naſſau, Prinz von Oranien, das Licht der Welt. Er war der älteſte Sohn Wilhelm's des Aelteren und deſſen zweiter Gemahlin Juliane von Stollberg. Seine erſte Erziehung erhielt er gewiſſermaßen am Hofe Kaiſer Karl's V., dem er als Page diente und von deſſen Schweſter Maria er im Katholicismus unterrichtet wurde. Schon als Knabe erbte er 1544 von ſeinem Vetter Renatus das Fürſtenthum Oranien, weshalb er ſpäter Prinz von Oranien hieß. Seine Fähigkeiten waren eben ſo groß wie ſeine Beſcheidenheit. So gewann er die Gunſt des Kaiſers, der in frühen Jahren ſeinen Rath einholte und ihn mit wichtigen Aufträgen betraute. Schon mit 22 Jahren führte er in Abweſenheit Philibert's von Savoyen den

Oberbefehl in den Niederlanden und die Statthalterschaft in Holland, Seeland und Utrecht.

Man weiß aus der Geſchichte, wie groß ſeine Thätigkeit in der nun folgenden Zeit war. Auch die Poeſie hat ſich ſeiner Geſtalt bemächtigt. Wer erinnert ſich nicht der intereſſanten Rolle des Oranien in Göthe's Egmont? Damals hatte er in echt menſchlicher Regung um Milderung der despotiſchen Maßregeln gebeten, die in den Niederlanden durch Philipp's II. ſtrenge Leute zur Ausführung kamen. Egmont, der Genoſſe Wilhelm's, fiel in dieſem Vorſpiele. Wilhelm, der ſeine Gegner kannte, ging nach Dillenburg, während Alba mit blutigen Henkern in Flandern erſchien und Egmont, Horn und achtzehn andere Adelige hinrichten ließ. Auch ein dreizehnjähriger Sohn des Oranien, der zu Löwen ſtudirte, wurde von Alba als Geißel nach Spanien geſchickt. Wilhelm bekannte ſich nun offen zum Proteſtantismus und rüſtete jenes Heer, deſſen Führer ſich zu Ginsberg bei Siegen verſammelten. Seine tapferen Brüder zogen mit ihm. Er erhielt Unterſtützung von deutſchen Fürſten. Es kann hier nicht meine Aufgabe ſein, den ausgezeichneten Feldherrn und Politiker durch die Wechſelfälle des lang andauernden Krieges zu begleiten, welcher ſchließlich mit der Freiheit der holländiſchen Provinzen endigte. Er ſelbſt, ſo wie ſeine Brüder Ludwig, Adolf und Heinrich waren echte Helden; die letzteren fielen alle in der Schlacht. Unter ſolchen Führern ſchlug ſich das Volk mit wildem Löwenmuth. Am 23. Januar 1579 kam die berühmte Union von Utrecht zu Stande, welche die fünf nördlichen Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Friesland

abſchloſſen und denen ſpäter Ober-Yſſel und Groningen beitraten. Sie legte den Grund zur Republik der vereinigten Niederlande, die jenen Löwen zum Wappen hat, der anſpringenden Leibes ein Bündel mit ſieben Pfeilen in der Tatze hält und den ſtolzen Wahlſpruch aufweiſ't: Je maintiendrai. Der Leiter dieſes Bundes war unſer Oranien, von dem das niederländiſche Volkslied ſingt:

Wilhelmus von Naſſaue
Bin ich aus deutſchem Blut,
Bis in den Tod hin ſchaue
Das Land mich treu gemuth.

Der niederländiſche Geſchichtsſchreiber van Kampen ſagt: „Das Blut der Naſſauer floß für die Niederländer in Strömen“. Auch Wilhelm ſollte in dieſem Kampfe um die Freiheit untergehen. Als er ſich nach Delft zurückgezogen hatte, um den Anſchlägen der ſpaniſchen Partei zu entfliehen, ſtreckte ihn ein katholiſcher Fanatiker, Balthaſar Gerard aus Tournay, der ſich eingeſchlichen hatte, mit einem Piſtolenſchuß zu Boden. Er ſtarb im Beiſein ſeiner Frau mit dem Ausrufe: „Mein Gott, hab' Erbarmen mit mir und deinem armen Volke!“ Wie die Ueberlieferung uns meldet, beſaß dieſer große Mann eine wohlgebildete Geſtalt und einen feinen Geiſt, mit dem er jedermann zu gewinnen wußte. Sein Verſtand war ſo durchdringend, wie ſein Charakter unerſchütterlich. Mit dem Feuer ſeiner Rede überwältigte er die Gemüther. Aber in wichtigen Dingen zeigte er eine unverbrüchliche Schweigſamkeit. Und deshalb nannte man ihn den Schweiger.

Auch Wilhelm's Sohn und Nachfolger, Moriz von

Oranien, wurde hier in Dillenburg am 14. Nov. 1567 geboren. Er war ein Sproß aus der zweiten Ehe mit jener Anna von Sachsen, die, von ihrem Manne getrennt, einen scandalösen Liebeshandel mit dem Vater des großen Malers Rubens hatte. Da ein Sohn aus der ersten Ehe mit Anna von Egmont, Namens Philipp Wilhelm, als Jüngling gestorben war, erbte Moriz die Ansprüche des Erstgebornen. Mit außerordentlichen Gaben ausgestattet, zeichnete er sich namentlich durch sein Feldherrntalent aus. Er trieb die Spanier aus den Provinzen, nahm ihnen 40 Städte und mehrere Festungen, schlug sie in drei Feldschlachten und vielen Seetreffen. Sein Sinn war sogar auf die Alleinherrschaft gerichtet. Um zu ihr zu gelangen, unterstützte er die religiösen Streitigkeiten der Remonstranten und Gomaristen; sein Plan scheiterte aber an dem Geiste der Freiheit, der damals in den Niederlanden lebte. Er starb am 23. April 1625 im Haag. Sein Bruder Friedrich Heinrich, aus Wilhelm's des Schweigsamen vierter Ehe mit Louise, der Tochter des berühmten Admirals Coligny, folgte ihm im Amte der Statthalterschaft. Moritz verbrachte fast sein ganzes Leben im Kriege. Sein Heer war die Hochschule der damaligen Soldaten. Er lernte die Strategie von den Alten und vermehrte sie durch eine Menge von eigenen Erfindungen.

Dillenburg rühmt sich ferner, die Heimat des trefflichen Moritz von Nassau-Siegen (geb. 17. Juni 1604) zu sein. Schon mit 16 Jahren verließ dieser Jüngling beim Ausbruche des dreißigjährigen Krieges die Schulen von Basel und Genf und kämpfte in der Pfalz und in Holland gegen Spinola. Er war bei Grol (1627),

Herzogenbuſch (1629), Roermonde, Maſtricht, Rheinberg (1633) und an der Schenkenſchanze im blutigen Kampfe. Die holländiſche Compagnie ernannte ihn 1636 zum Capitain und Ober-Admiral in dem eroberten Braſilien, wo er als Krieger, Staatsmann und Verwalter die glänzendſten Eigenſchaften an den Tag legte. Auch als Naturforſcher machte er ſich bekannt durch ſeine Historia naturalis Brasiliensis (Amſterdam, 1643). Als ihn Eiferſucht, Neid und kleinlicher Krämergeiſt zurückberief, verfiel die blühende Colonie ſofort. Heimgekehrt, erhielt er im Haag die Würde eines General-Lieutenants der Cavallerie und baute dort das bekannte Moritzhaus, in welchem verſchiedene Kunſt-Sammlungen aufbewahrt werden. Im Jahre 1647 ernannte ihn der große Kurfürſt von Brandenburg, ſein Jugendfreund, zum Statthalter von Cleve, Mark und Ravensberg, zu denen 1658 noch das Fürſtenthum Minden kam. Auch in dieſer Stellung bewährte er ſein großes Adminiſtrations-Talent. Gegen das Ende ſeines Lebens war er wiederum im Kriege thätig, indem er für die Niederlande gegen den kriegeriſchen Biſchof Bernhard von Galen zu Münſter und gegen Turenne und Condé kämpfte. Die Schlacht von Senef (1674) war ſeine letzte That. Dann zog er ſich nach Cleve zurück, wo er in ſeiner beſcheidenen Wohnung Bergenthal (Berg und Thal) am 20. December 1679 ſtarb. Seine Leiche wurde nach Siegen gebracht. Sowohl in Cleve wie in Siegen in der Fürſtengruft bewundert man noch heute ſein Grabmal. So gehört denn auch dieſer Moriz, wenn er gleich kein ſelbſtſtändiger Herrſcher war, zu den Beſten ſeines Stammes.

Aber das Haus Naſſau-Dillenburg-Oranien hat auch England einen König gegeben. Dieſer Wilhelm III. war ein Urenkel Wilhelm's des Schweigſamen, deſſen dritten Sohn, Heinrich Friedrich, wir bereits als Statthalter der Niederlande kennen. Ihm folgte Wilhelm II., der eine Tochter Karl's I. von England heirathete, und dieſem ſein erſt nach deſſen Tode geborener Sohn, Wilhelm III., der 1674 Erb-Statthalter von Holland und 1689 König von England wurde. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Urſachen und den Verfolg ſeiner Geſchichte mittheilen wollten, die überdies faſt jedem Leſer bekannt ſind. Wir erinnern nur daran, daß er mit ſeiner Couſine Maria, der Tochter Jakob's II., verheirathet war, und daß ihm dieſe Verbindung den Anlaß gab, ſich in die Verhältniſſe der engliſchen Politik einzumiſchen. Sein Schwiegervater begünſtigte die Katholiken. Wilhelm war Proteſtant und ſtand auf der Seite ſeiner Glaubensgenoſſen. So landete er in England, das ihm ſofort zufiel. Sein Benehmen war äußerſt klug. Er wollte den Thron nur für ſeine Frau und dann zu ſeiner Statthalterſchaft zurückkehren; aber man machte ihn zum König. Unter ihm kam die Declaration of right zu Stande. König Wilhelm war kalt und verſchloſſen, aber ein tüchtiger Soldat und weiſer Politiker. Er ſtarb kinderlos. Ihm folgte Anna auf dem Throne.

Betrachtet man dasjenige, was die genannten Fürſten und namentlich was Wilhelm I. in den Niederlanden und Wilhelm III. in England vollbracht haben, ſo wird man in ihren Staatseinrichtungen die Anfänge des modernen oder conſtitutionellen Staatslebens wiederfinden.

Sie ſind die erſten Fürſten, welche nicht mehr nach abſolutiſtiſchen Principien regierten. Wilhelm I. war ein aufrichtiger Freund des niederländiſchen Bürgerthums, Wilhelm III. ſtand ſtets auf der Seite der engliſchen Whigs. Mit dem letzteren hat die engliſche Revolution ihr Ende erreicht. Hätte Europa noch viele ähnliche Fürſten beſeſſen, wie viel unnütz vergoſſenes Blut wäre erſpart worden! Die franzöſiſche Revolution würde nie in jener verderblichen Weiſe gewüthet haben. Auch heute kann man vielen Herrſchern die genannten Regenten als Fürſtenſpiegel vorhalten.

Aber wir wollen uns nicht zu weit in die Politik verlieren. Auch führt uns der Zug wieder durch eine Menge der allerliebſten idylliſchen Bilder. Schon halten wir an der Station Herborn, das rechts über dem Fluſſe liegt und ein altes Schloß aufweiſ't. Auch iſt hier ein theologiſches Seminar, das 1584 vom Grafen Johann dem Aelteren geſtiftet wurde, nebſt einem Kreisamte. Außerdem fehlt es dem Städtchen nicht an verſchiedenen Induſtrien. Auf dem ferneren Wege berühren wir noch die Stationen Sinn und Ehringshauſen an der linken Seite des Fluſſes in ähnlich anmuthiger Lage. Das ganze Thal behält überhaupt ſeinen freundlichen Charakter bei, indem ſich die Wieſen, die Felder, die Hügel und Wälder, über die mitunter hochgelegenen Burgruinen hervorlugen, zu den lieblichſten Scenerien geſtalten. Endlich hält der Zug unweit der Stelle, wo ſich die immer breiter gewordene Dill mit der Lahn verbindet, und rechts von der Station erhebt ſich die alte Stadt Wetzlar.

IV.

Von Wetzlar nach Braunfels.

Die Fahrt von Marburg bis Gießen haben wir auf der Main-Weſerbahn, die Fahrt von Gießen nach Wetzlar und durch das Dillthal auf der Deutz-Gießener Bahn gemacht. Zur Fortſetzung unſerer Reiſe benutzen wir nunmehr die Naſſauiſche Staatsbahn, deren Bahnhof gleich neben dem Deutz-Gießener liegt. Alſo weiter ins Land!

Glücklicherweiſe löſt ſich die Wehmuth, deren wir in Wetzlar bei ſo manchen Erinnerungen verſchollener Tage nicht Meiſter werden, in der Alles verſöhnenden Natur. Thal, Berg und Wald ſind nämlich ſeit Goethe's Tagen dieſelben geblieben. Auch heuer prangt die Landſchaft wieder in der Fülle eines wundervollen Frühlings. Aus den nahen Büſchen ſchlägt die Nachtigall, die Droſſel und der Pirol ſingen in den hohen Wipfeln, der Kuckuck ruft vom Gebirge her, die Lerche wirbelt in den Lüften, und über Wieſen, Feld und Berggelände blitzt der goldene Sonnenſchein. Wir wenden uns die Lahn abwärts und gedenken wieder unſeres großen Dichters, der hier einſt nach Weſten wanderte, als er mit wundem Herzen den Ort verließ, der ihm die reizende Lotte gezeigt hatte.

Aber hören wir ihn ſelbſt: „Ich hatte mein Gepäck nach Frankfurt und was ich unterwegs brauchen konnte, durch eine Gelegenheit die Lahn hinunter geſandt, und wanderte nun dieſen ſchönen, durch ſeine Krümmungen lieblichen Fluß hinunter, dem Entſchluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zuſtande, in welchem uns die Gegenwart der ſtummlebendigen Natur ſo wohlthätig iſt. Mein Auge, geübt, die maleriſchen und übernatürlichen Schönheiten der Landſchaft zu entdecken, ſchwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuſchten Felſen, der ſonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlöſſer und der aus der Ferne lockenden blauen Bergrieſen.“

Charakteriſtiſcher, ſchöner und knapper laſſen ſich die Bilder dieſer Gegend kaum wiedergeben. Die Gebirgszüge, welche ſich von beiden Ufern der Lahn und der Dill nach der Thalſohle vor Wetzlar abdachen, liegen in der That in den mannigfaltigſten Abſtufungen vor dem Auge und bieten ein ſtets wechſelndes Gemälde von der anmuthigſten Schönheit. Wie man ſich nun aber in das Thal der Lahn verliert, ſo treten die Hügel näher und näher an den Fluß, der Grund, welcher ſich von Gießen bis Wetzlar in breiter Entfaltung dehnt, wird enger, hin und wieder erheben ſich die Kalkſteinwände unmittelbar aus dem Waſſer, weiterhin gewahrt man Dörfer zwiſchen hohen Obſtbäumen, reiche Felder ſchließen ſich an. Die fernen Berge liegen waldgekrönt.

Zunächſt erregt das rechts am Hügel liegende Kloſter Altenberg unſere Aufmerkſamkeit. Seine Gründung fällt in die letzte Hälfte des 12. Jahrhunderts. Als die Dörfer Dahlheim und Biel ſich um die Weidegerechtigkeit an dieſer Stelle ſtritten, ließ ſich ein Prieſter Gottfried,

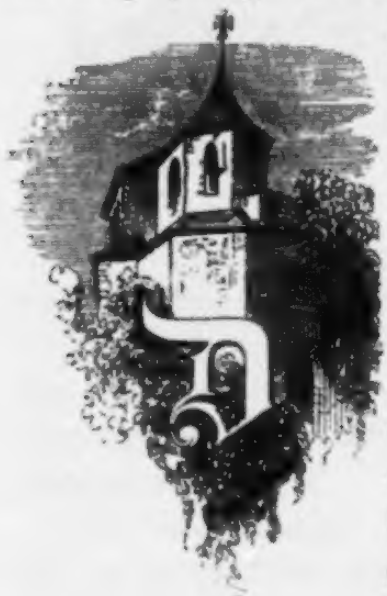
der als Schiedsrichter gewählt wurde, den Berg ſchenken. Derſelbe baute nun daſelbſt dem heiligen Nikolaus eine Kapelle, die er ſpäter mit Zellen umgab. Auf ſeine Bitte ſandte der Abt Engelbrecht von Romersdorf 1180 ſechs Prämonſtratenſerinnen aus Wülfersberg nach der neuen Pflanzſtätte. Die erſte Aebtiſſin hieß Laodomia, die zweite Chriſtina von Biel. Die heilige Eliſabeth that ſpäter, als ihr Gemahl dem Kreuzzuge folgte, das Gelübde, daß ihr nächſtes Kind, wenn es ein Knabe ſei, dem Kloſter Romersdorf, und wenn es ein Mädchen, dem Kloſter Altenberg übergeben werden ſolle. Sie genas einer Tochter, die ſie im Alter von anderthalb Jahren auf bloßen Füßen und im Pilgerkleide von Marburg nach Altenberg trug und der Aebtiſſin Chriſtina von Biel zur Erziehung übergab. Dieſe junge Landgräfin hieß Gertrud und wurde 1248 die Vorſteherin der Anſtalt, welche damals ſchon vierundzwanzig Nonnen beſaß, baute 1267 aus ihrem Erbtheile und anderen Spenden das Kloſter und die Kirche und wurde nach ihrem Tode heilig geſprochen. Ihr Grabmal befindet ſich in der Kirche. Das Kloſter wurde 1802 aufgehoben und gehört gegenwärtig dem Fürſten von Solms-Braunfels, der die Gebäude zu einem Landhauſe umgewandelt hat.

Eine kleine Strecke unterhalb Altenberg fällt am linken Ufer ein Bach in die Lahn, welcher wahrſcheinlich dem eben genannten Fürſtenhauſe den Namen gegeben hat. Es iſt der Solmsbach, an dem Burgſolms und Kraftſolms liegen. Hohenſolms haben wir ſchon auf den Höhenzügen links der Dill geſehen. Auch in Greifenſtein ſaßen Mitglieder dieſer Familie. Solms-Lich in der Wetterau iſt eine andere Linie. Das Haupt des Hauſes, deſſen Mitglieder man wie die Wittgenſteiner

ſeit Jahrhunderten an den deutſchen Höfen im Soldaten- und Beamtenſtande findet, wohnt auf dem ſtattlichen Schloſſe Braunfels, das, links auf ſtolzer Höhe thronend, weit und breit in die Gelände der Lahn hinabſchaut.

Beſonders intereſſante geſchichtliche Thatſachen ſind von dieſem Hauſe nicht zu melden. Von einem Grafen Johann II., der zu Burgſolms belagert wurde, geht eine ähnliche Sage wie diejenige von den Weibern von Weinsberg. Als dieſer ſtreitbare Mann in einer Fehde das Schloß nicht mehr halten konnte, erwirkte ſich ſeine Gemahlin bei dem feindlichen Führer die Erlaubniß, mit ihrem Brautſchatze die Veſte verlaſſen zu dürfen, und erſchien dann den Gemahl auf dem Rücken, während ein Hund ihre Koſtbarkeiten trug. Bekanntlich erzählt man dieſelbe Geſchichte von Geroldseck im Elſaß und vom Salbächberg an der Heller. Unter den Grafen der ſpäteren Jahrhunderte finden ſich manche tapfere Kriegsherren. Heinrich mit dem Beinamen Trajectinus — er wurde nämlich zu Utrecht, das lateiniſch Trajectum heißt, geboren — diente unter den Oraniern in Holland. Er machte mit König Wilhelm den glorreichen Zug nach England und ſtarb an den Wunden, die er in der Schlacht bei Neerwinden erhielt: er iſt der Achill des Hauſes. Sein Grab liegt in Braunfels, das nach ſeinem Hinſcheiden an die Linie Solms-Greifenſtein kam. Unter Trajectinus war Braunfels im Jahre 1679 zum größten Theile abgebrannt. Wilhelm Moriz, aus dem Hauſe Greifenſtein, baute es wieder auf und verlegte die Reſidenz dahin. Sein Sohn Friedrich Wilhelm erhielt 1742 von Kaiſer Karl VII. die Reichsfürſtenwürde. Von ihm ſtammt der jetzige Fürſt Ferdinand.

Gegenüber dem Flecken Leun hält der Eisenbahnzug an einem Thaleinschnitte. Wir steigen aus und setzen uns, da es gerade kein besonders freundliches Wetter ist, in den bereitstehenden Postwagen, der fast an alle Züge fährt. So gelangen wir in einer guten halben Stunde nach Braunfels. Der Grund, durch den wir fahren, ist allerliebst. Seine Mitte nimmt eine Wiese ein. An den Halden zieht sich üppiger Buchenwald hinauf. Wir befinden uns hier im Wildparke des Fürsten, der eine Unzahl von Hochwild beherbergt. Im Hintergrunde schauen uns auf den vielfachen Windungen der Straße die alten, hohen Burgthürme immer näher und imponirender entgegen. Nun windet sich der Weg in einer Schlangenlinie den Berg hinauf, der den Bewohnern des Städtchens zu Gärten dient. Man gelangt in die Straße des freilich ziemlich ländlichen Ortes, der Wagen hält, wir steigen aus und fragen nach dem Aufgange zum Schlosse.



as ist nun eine feudale Burg, wie sie im Buche oder vielmehr im Walter Scott steht, der uns mit seinen Schloßbildern in unserer Jugend so viele Freude gemacht hat. Allerdings handelt es sich nicht allein um eine Veste mit Wehr und Waffen, wie das Mittelalter sie in seinen ewigen Fehden bedurfte. Auch die letzten fried-

lichen Jahrhunderte haben hier gebaut. Freundliche Beamtenwohnungen liegen um den Gipfel. Dann zieht man durch das Thor. Eine Zugbrücke iſt nicht zu überſchreiten, aber man wandert durch einen langen, kühlen Bogengang, der an alte Befeſtigungen erinnert. Hat man ihn paſſirt, ſo tritt man in den Burghof. Braunfels, das ſeinen Namen von den braunen Steinen (brunin veltz) hat, die hier und in der Gegend überall reichlich mit Eiſen verſetzt ſind, liegt unmittelbar vor dem Auge, man ſtößt auf preußiſche Schildwachen von den Jägern, die hier und in Wetzlar liegen. Ein blau uniformirter Portier empfängt den Wanderer und frägt nach ſeinem Begehr.

Ich war mit einem Empfehlungsbriefe an den Maler Hans Deicker verſehen, zu welchem ich mich ſogleich geleiten ließ. Nach einem mäandriſchen Gange durch verſchiedene Corridore und über vielfache Treppen gelangte ich in das Atelier des trefflichen Künſtlers, deſſen Bilder wir ſchon vor langen Jahren in Düſſeldorf auf der Ausſtellung bewundert hatten. Deicker iſt in Wetzlar, wo ſein Vater Zeichenlehrer war, geboren und hatte ſich zuerſt in Frankfurt der Portraitmalerei gewidmet. Schon früh kam er in die Gunſt des Fürſten, der früher ſelbſt malte und dem er bei ſeinen Stücken half. Die Vorliebe ſeines Gönners für das edle Waidwerk bot Gelegenheit, ſich dem Thierbilde zu widmen, was ihm denn auch in vorzüglicher Weiſe gelang. Seine Darſtellungen von Hirſchen, Rehen, Ebern und allen anderen Beſtien des deutſchen Waldes ſind von überraſchender Wahrheit. Man ſieht überall, daß er das innerſte Leben des Thieres kennt und daß er ſein Weſen in der glücklichſten Weiſe belauſcht hat.

Dabei ist seine Zeichnung vortrefflich und sein Colorit farbig und ansprechend. Wie das Wild, so gelingt ihm auch die Landschaft, die er stets in geeigneter Stimmung wiederzugeben weiß. Verschiedene Bilder, die er auf der Staffelei hatte, machten einen durchaus erfreulichen Eindruck. Man pflegt oftmals zu glauben, daß die Einsamkeit dem Künstler schade. Das ist hier wahrlich nicht der Fall. Wo sollte man aber auch das Wild besser studiren können, als in einer so weltabgeschiedenen Einsamkeit! Der Künstler hat

Schloß Braunfels.

einen jüngeren Bruder in Karlsruhe, der sich gleichfalls der Thiermalerei gewidmet hat und von dem ich neulich eine treffliche Hirschjagd auf der kölner Ausstellung sah. Derselbe heißt C. F. Deicker. Das Talent scheint eine Mitgabe der Familie.

Der liebenswürdige, bescheidene Künstler empfing mich mit der größten Freundlichkeit und rüstete sich, nachdem ich noch einen Blick aus dem Fenster seiner Werkstatt in die wundervolle Gegend geworfen hatte, mir die Merkwürdigkeiten des Schlosses zu zeigen. Wir begannen unsere

Expedition mit der Beſichtigung des Ritterſaales. Derſelbe nimmt die Mitte des älteſten Theiles der Burg ein und iſt erſt in den letzten Decennien durch den jetzigen Fürſten wieder aufgerichtet worden. Das Mauerwerk gehört wahrſcheinlich dem 12. und 13. Jahrhundert an. Bei dem letzten Brande des Schloſſes ſtürzte das Gewölbe ein. Es iſt jetzt in Holz erneuert, weil der Architekt fürchtete, die morſchen Steine würden keine feſten Bogen mehr tragen. Die Reſtauration hat im romaniſchen Style ſtattgefunden. Das neue Gewölbe ſpannt ſich im runden Bogen. Auch die Kronleuchter und Möbel ſind romaniſch. Rings an den Wänden ſteht eine Sammlung ſchöner, alter Rüſtungen. Alte Portraits, theilweiſe von ſehr guten Meiſtern, hangen an den Wänden, allerlei Gefäße und Schnitzwerke vergangener Tage ſind auf Etagèren aufgeſtellt. Ich kann leider nicht auf die Einzelheiten eingehen, die in ihrer Geſammtheit einen ſehr intereſſanten Eindruck machen. Eine große Treppe mit einem Kronleuchter, der dem berühmten aachener nachgebildet iſt, und ein Vorſaal ergänzen dieſe Abtheilung des Gebäudes.

Eine andere Reihe von Zimmern erhielt in Erinnerung an die ſchon oft genannte Heilige den Namen: die Eliſabethen-Zimmer. In ihnen iſt die ganze Einrichtung im gothiſchen Style ausgeführt. Für Herſtellung der Ruheſitze, der Seſſel, Stühle, Betten und anderen Geräthſchaften hat man ſich, in ſo fern ſie nicht alt ſind, ſehr gut gewählter Muſter bedient. Ganz beſonders intereſſant aber ſind für den Kunſtfreund einige altdeutſche Gemälde, die aus dem Kloſter Altenberg ſtammen. Es gehört darunter namentlich

ein Bild, das an die Miniaturen aus dem Ende des 13. und dem Anfange des 14. Jahrhunderts erinnert. Ein anderes Gemälde könnte von einem Schüler des Meisters Wilhelm von Köln gemalt sein. Die meisten anderen Darstellungen sind aus späterer Zeit und weniger werthvoll.

Die übrigen Zimmerreihen tragen allerwärts das Gepräge der modernen Zeit. In den sogenannten Gesellschaftssälen wird man durch eine Reihe trefflicher Bilder überrascht. Viele derselben gehören der niederländischen Schule an. Ganz ausgezeichnet ist eine holländische Kirmeß von Breughel. Außerdem sind die Düsseldorfer reichlich vertreten. Andreas Achenbach hat gewiß fünf Bilder hier, die theilweise zu seinen Perlen gehören. Darunter befindet sich eine herrliche Bedute von Braunfels. Ein Bild von W. Camphausen führt uns den Helden des Hauses, den Grafen Trajectinus, vor, wie eine Kugel neben seinem Pferde einschlägt. Außerdem sind noch eine Reihe Familienportraits von K. Sohn, Th. Hildebrand und H. Kretschmar hervorzuheben. Einige hübsche Landschaften von Reiffenstein in Frankfurt und Thierbilder von Deicker sind eingestreut. Kurz, man sieht hier überall, daß erquickender Kunstsinn thätig gewesen ist.

Begeben wir uns nun nach den stets bewohnten Theilen der Burg, so macht der Speisesaal zunächst einen überaus gemüthlichen Eindruck. Das alte, lange und unregelmäßige Gemach, in dessen Mitte auf den weißgedeckten Tischen eben das Frühstück zubereitet war, ist an seinen Wänden ganz und gar mit Bildern von Hans Deicker bedeckt. Da sehen wir den Edelhirsch in seiner stolzen Einsamkeit und in ganzen Rudeln, das Damwild

in ſeinem Familienleben, die zarten, ſchlanken Rehe, den wilden, borſtigen Eber, Reinecke den Fuchs mit ſeinen Kindern, Lampe den Haſen, Habicht und Geier, die Junker der Luft, den Auerhahn, das Birkhuhn und die wilde Katze, kurz alles, was in den umliegenden Forſten lebt und webt. Zu dieſer Deickergalerie ſtimmt auch das Möblement trefflich. So mag es ſich denn in dieſer Halle recht behaglich ſpeiſen und trinken. Eine gleiche Wohnlichkeit weht uns in den Gemächern des Fürſten entgegen. Hier deutet Alles auf den rüſtigen Waidmann. In einer Stube ſind alle Möbel aus Hirſchgeweihen angefertigt und der Fußboden iſt mit Häuten von Hochwild und Ebern belegt. Dabei weiſen die Wände eine vollſtändige Sammlung der Kupferſtiche nach dem genialen engliſchen Thiermaler Landſeer in auserleſenen Exemplaren auf. Die auf den Tiſchen und Geſtellen befindlichen Prachtwerke, Bücher und Journale deuten darauf hin, daß auch die Literatur hier in der luftigen Burg eine freundliche Stätte findet. Im Gegenſatze zu dieſer Wohnung des Weltmannes zeigten uns die Zimmer der Fürſtin allen Comfort und Luxus des modernen weiblichen Salons. Mit der Eleganz verbindet ſich aber zugleich der feine, ordnende Sinn einer Damenhand, die jedem Möbel, jeder Nippſache und jedem Bilde und Bildchen die rechte Stelle zu geben weiß.

Der letzte Gang führte uns auf den höchſten Thurm der Burg. Welch ein wundervolles Bild entrollt ſich hier dem ſtaunenden Blicke! Da liegt weit und breit jenes Lahnland, das uns Bettina ſchon ſo treffend beſchrieben hat. Nach Süden erhebt ſich der Taunus, nach Norden

der Weſterwald. Rechts liegt Heſſen, links Naſſau. Das iſt ein Gewoge von Thal und Hügel, ein Teppich von Wald, Wieſe und Feld! Und überall ragen hohe Baſaltkuppen mit alten Schlöſſern empor. Die Schiffe auf dem Fluſſe, die im Thale vorbeirauſchenden Eiſenbahnwagen gemahnen an das Leben der Welt. Sonſt aber tiefſtille, betrachtungsreiche Einſamkeit, zumal da unten in den ſchattigen Wäldern:

Die Luft ſo ſtill und der Wald ſo ſtumm
An dieſer bewachſenen Halde,
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum,
Ein Wieſenthal unten am Walde.

Wildblühende Blumen ſprießen umher,
Rings fließen ſüße Düfte,
Es ragt der Bäume wogendes Meer
Hoch in die ſonnigen Lüfte.

Nur Amſelſchlag einſam und weit
Und Falkenſchrei aus der Höhe,
Und nichts Lebendiges weit und breit,
Als im Waldthal graſende Rehe.

Natur, in dein Leben, ſtill und kühl,
Liege ich ſelig verſunken:
Ein ſüßes Kindermärchengefühl
Macht mir die Seele trunken.

Welch eine glückliche Exiſtenz mag ſolch ein Standesherr führen, dem alle Mittel, ſich ſelbſt das Leben zu ſchmücken und andere Leute glücklich zu machen, in reichſter Fülle zu Gebote ſtehen! Ein Fürſt ohne die Sorgen der Regierung! Beatus ille!

V.

Weilburg. Vilmar. Runkel.

Die Formen wechſeln, aber der Charakter bleibt derſelbe. Das kann man auch von dem ferneren Verlaufe des Lahnthales ſagen. In den mannigfaltigen Verſchiebungen der Landſchaft ſehen wir den Kalkfelſen allerwärts zum Vorſchein kommen. Der wandernde Künſtler mag hier vielfache Motive für neue Bilder finden. Auch die Blicke des Poeten ruhen freudig auf manchem Landſchaftsgemälde, das ſich allerliebſt abrundet, aber ſeine Kunſt bedarf nicht der ruhigen Vertiefung in Formen und Farben. Und ſo geht es denn vorbei an Leun, deſſen alte Glockengießerei einen großen Ruf hat, an Stockhauſen, Biskirchen, an Selters, dem naſſauiſchen Grenzdorfe, wo wir in ein neues deutſches Vaterland eintreten; ja, ſelbſt an dem maleriſch gelegenen Löhnberg, das ſich auf einem vorſpringenden Hügel erhebt, rauſcht der Zug dahin. Möglicherweiſe ſteht an manchen

von dieſen Orten ein lockendes Wirthshaus, wo luſtige Geſellen aus vollen Kehlen das alte humoriſtiſche Lied ſingen, das nun auch bei uns am Niederrheine vielfach wiederholt wird:

Es ſteht ein Wirthshaus an der Lahn,
Da kehren alle Fuhrleut' an,
Frau Wirthin ſitzt am Ofen,
Die Fuhrleut' ſitzen um den Tiſch,
Den Wein muß Jeder loben.

Frau Wirthin hat 'nen braven Mann
Der ſpannt die Fuhrleut' ſelber an,
Er hat vom allerbeſten
Ulrichſteiner Fruchtbranntwein,
Und ſetzt ihn vor die Gäſten.

Frau Wirthin hat 'ne brave Magd,
Die ſitzt im Garten und lieſt Salat,
Sie ſitzt in ihrem Garten,
Bis daß das Glöcklein zwölfe ſchlägt,
Und wart't auf die Soldaten.

Wer hat denn dieſes Lied erdacht?
Zwei Soldaten auf der Wacht,
Ein grüner und ein gelber,
Und wer das Lied nicht ſingen kann,
Der ſang' es an zu pfeifen.

Dieſe fröhliche Melodie ſummte mir noch immer durch den Kopf, als der Zug in Weilburg anhielt.

Lieber Leſer, ich rathe dir ſehr eindringlich, an dieſer Stelle auszuſteigen, denn wir befinden uns an einem der hiſtoriſch und landſchaftlich intereſſanteſten Punkte des Flußthales. Auf dem Wege vom Bahnhofe zur Stadt erhalten wir ſofort einen Ueberblick über die eigenthüm-

liche Gegend. Links rauſcht der Fluß, welcher ſich nun plötzlich nach Norden wendet und in weitem Halbkreiſe einen felſigen Vorſprung umwandelt, der gleichſam eine Höhen-Halbinſel des Taunus bildet. Durch dieſen Vorſprung, und zwar, wo er die geringſte Ausdehnung hat, ſind zwei Tunnels durch das Geſtein gebrochen. Der ältere, ein Canal zur Abkürzung der Schifffahrt, wurde 1845 hergeſtellt, der andere dient als Durchfahrt für die Eiſenbahn. Rechts auf dieſer Landzunge erhebt ſich nun in reizender Höhe das alte Weilburg mit ſeinem umfang-

Eiſenbahnbrücke und Tunnel zu Weilburg.

reichen, mächtigen Schloſſe und mit ſeinen ſtattlichen Gebäuden. Die ſtolzen Mauern und Thürme, unter denen ſich ein ſchattiger Park mit herrlichen Bäumen hinzieht, bilden mit dem Fluſſe, durch den ſich hier ein rauſchendes Wehr zieht, ein überaus maleriſches und reizendes Bild. Unten im Thale auf dem rechten Ufer erſtreckt ſich eine hübſche Vorſtadt, an deren ſauberen Häuſern man hinſchreitet. Dann gelangt man an eine feſte, ſteinerne Brücke, über die, wie der alte Antiquarius der Lahn berichtet, am 7. October 1769 zum erſten Male der kaiſerliche Poſtwagen fuhr. Die Straße zieht ſich langſam

ſteigend um den Berg. Sie iſt nur an der linken Seite bebaut; rechts ſieht man über Anlagen und alte Linden-Alleen in den Fluß, an deſſen anderem Ufer die Weilburger ihre Gärten angelegt haben, in denen Obſt und Gemüſe in reicher Fülle gedeihen. Auch gewahrt man dort Spaziergänge, Schießſtände und in der Lahn eine Schwimmanſtalt. Ueberhaupt ſind dieſe Ausblicke allerwärts anmuthig und freundlich. Die kleine Stadt nimmt hauptſächlich die Weſtſeite des Berges ein und beſteht aus einer Menge von Häuſern in jenem Style, der uns die Mitte des 18. Jahrhunderts bezeichnet und der damals faſt in allen kleinen Reſidenzen gäng und gäbe war. Weiterhin aber leitet der Weg zu jener Landzunge, die wir bereits früher betrachtet haben und unter welcher die ſchon genannten Tunnels herlaufen. Er führt, indem er ſich ſpäter theilt, nach Wetzlar und Frankfurt.

Wenden wir uns links in die allerdings ſehr ſtillen Straßen, auf welchen die Tauben im Sonnenglanze hin und her fliegen und trippeln, ſo bieten ſich uns verſchiedene Zugänge zu dem Schloſſe, zu dem man entweder durch den Burghof oder über den Markt durch den Park gelangen kann. Wir wählen den erſteren und haben nun ein ſtattliches Gebäude vor Augen, das uns ſofort wie ein Sitz alter Pracht und Herrlichkeit gemahnt. Der nördliche Theil, der offenbar viel älter iſt als der ſüdliche, ſcheint ein Werk des 15. Jahrhunderts zu ſein, an dem freilich ſpätere Zeiten vielfach mitgeholfen haben mögen. Die Chronik berichtet, daß ein Graf Philipp 1543 das alte Schloß niederlegen und einen neuen Bau beginnen ließ, der 1549 vollendet wurde. Die neuen

Theile der Burg, ſo wie die ſtattliche Kirche ſind im Anfange des 18. Jahrhunderts, etwa 1707, begonnen worden. Der Fürſt Johann Ernſt war ihr Bauherr. Unter ſeiner Regierung iſt überhaupt das jetzige Weilburg entſtanden. Es mag damals an dieſer Stelle viel Arbeit gegeben haben, denn er legte auch die Gärten mit ihren Terraſſen, Steinbildern, Eiſenvaſen und Springbrunnen

Schloß Weilburg.

an. Und zu dieſem Zwecke mußte ohne Zweifel der ganze Bergrücken geebnet werden. Der koſtſpielige Garten und die ziemlich ebenen Straßen hätten ſonſt wohl kaum Raum gefunden. Die Freunde von alten Einrichtungen ſehen im Innern des Schloſſes allerlei ſehenswerthe Gegenſtände. Außer intereſſanten alten Möbeln, Gobelins und Porzellanſachen erblickt man auch eine Anzahl von

intereſſanten Portraits aus dem Fürſtenhauſe des Landes. In dem kurfürſtlichen Gemach oder Thronſaal ſoll General Cuſtine ſich ein Stück aus der rothen Sammttapete genommen haben, um ſich einen Kragen an ſeine Uniform machen zu laſſen. Leider fehlen dem ſchönen Sitze die entſprechenden Inſaſſen, denn das Schloß wird nur ſehr ſelten mehr von ſeinen Beſitzern beſucht und bewohnt. Darum ſchaut man deſto lieber aus den Fenſtern und Erkern des alten Gebäudes in die wundervolle Gegend und deſto lieber durchwandelt man die reizende, im franzöſiſchen Style gehaltene Anlage der Gärten, wo man die ſeltſamen Windungen des Thales nach allen Seiten betrachten kann.

Und hier treten auch die alten Erinnerungen an uns heran, an denen dieſe Stelle einen großen Reichthum beſitzt. Am 25. Februar 905 brachte Glismunde, die natürliche Tochter König Arnulph's, ihren Gatten, den Salier Herzog Konrad I., der bei Fritzlar gefallen war, nach Wilinaburg zur letzten Ruhe. So hieß nämlich die alte Veſte, deren Namen man auch von der heiligen Walburg oder einer weißen Frau Wele ableitet. Der Sohn des Verſtorbenen hieß gleichfalls Konrad; er war hier geboren und wurde deutſcher Kaiſer. Den Königsthron beſtieg er im Jahre 911, als nach dem Ausſterben der Karolinger Deutſchland ein Wahlreich geworden war. Es iſt Konrad I. Otto der Erlauchte von Sachſen, der wegen ſeines hohen Alters das Scepter ausſchlug, hatte ihn empfohlen. So wählten ihn die Sachſen und Franken gemeinſam. Er trat die Herrſchaft unter ſehr verwirrten Umſtänden an. Unter ſeinen ſchwachen Vorgängern war die Kaiſerwürde zu einem Schatten heruntergeſunken. Die

Großen des Reichs hatten ſich in ihren Beſitzungen zu unumſchränkten Herren gemacht und hinderten allerwärts eine einheitliche Reichsgewalt. Auf dieſe Weiſe ging Konrad unruhvollen und böſen Tagen entgegen. Sein ganzes Leben wurde eine Kette von Kampf und Streit. Schon 912 mußte er gegen Lothringen ziehen, das ſich vom Reiche losgetrennt und Karl dem Einfältigen von Frankreich unterworfen hatte. Nur theilweiſe vermochte er es dem Reiche wieder zu gewinnen. Sein zweiter Feldzug war gegen Herzog Heinrich von Sachſen, den Sohn Otto's, gerichtet, der ſich gegen ihn empörte und mit Frankreich verband. In ähnlicher Weiſe war er gezwungen gegen die ſchwäbiſchen Großen, die Kammerboten Erchanger und Berthold, vorzugehen, die er beſiegte und 917 zu Adingen enthaupten ließ, worauf er Burkhard zum Herzog von Allemanien beſtellte. Wie in den übrigen Herzogthümern wurde auch in Baiern der Reichsfriede gebrochen. Herzog Arnulph hatte nämlich den Schwaben beigeſtanden. Er wurde gleichfalls von Konrad beſiegt und floh nach Ungarn, verbündete ſich jedoch mit den Bewohnern des Landes und machte mit ihnen einen Raubzug nach Deutſchland, der freilich mit einer entſchiedenen Niederlage endete, aber bis nach dem Elſaß und Lothringen hin großes Verderben brachte. Der Kaiſer ſtarb am 23. December 917. Er war ein edler Mann, der nach beſten Kräften für das zerriſſene Vaterland ſorgte. Vor ſeinem Tode beſchwor er ſeinen Bruder Eberhard und die übrigen Fürſten, den mächtigen Sachſenherzog Heinrich an ſeine Stelle zu wählen. Und das geſchah denn auch, denn nach ihm beſtieg der Vogler den deutſchen Thron.

Später kam Weilburg als Abtei an Worms, dann an das Haus Naſſau unter Heinrich dem Reichen, deſſen Söhne, Walram und Otto, ſich in die Beſitzungen theilten. Walram erhielt Weilburg; ſein Sohn war Adolf von Naſſau, der gleichfalls die deutſche Kaiſerkrone trug, ſo daß alſo zwei deutſche Kaiſer aus der kleinen Stadt hervorgegangen ſind.

Nach dieſen erzgepanzerten Geſtalten erſcheinen vor uns die Männer der Reformation. Graf Philipp III. bekannte ſich zum Lutherthum. Er iſt der Erbauer des ſpäteren Schloſſes und der Gründer der Stiftsſchule, die ſich eines ſehr guten Rufes erfreute. Und dann werden die Herren und Damen des 18. Jahrhunderts vor uns lebendig. Es war die Zeit, wo die kleinen Dynaſten Deutſchlands den verſailler Hof nachahmten. In der That, es iſt, als müßten uns aus jenen zuletzt erbauten Theilen des Schloſſes die alten Cavaliere mit den hohen Perrücken, den reichen Brocatkleidern, den Kniehoſen, den ſeidenen Strümpfen, den Degen an der Seite, und die Frauen mit ihren aufgebauſchten Reifröcken, ihren gepuderten Friſuren und den zierlichen Schönheitspflästerchen entgegentreten und durch die Alleen und auf den Terraſſen hinwandern. Welche galanten Redensarten mag man hier gewechſelt, welche anmuthigen Knixe und Complimente mag man hier gemacht haben! Ja, wenn die alten Statuen erzählen könnten, ſie würden uns vielleicht von manchem Abenteuer im Mondſcheine berichten, das hier in ſchönen Sommernächten aufgeführt wurde! Aber das iſt nun alles verſunken und vergeſſen.

Weilburg litt ſowohl im dreißigjährigen wie in den

franzöſiſchen Kriegen zu Ende des vorigen Jahrhunderts außerordentlich viel. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns in die Details der Geſchichte vertiefen. Wir berichten nur noch, daß die Linie Naſſau-Weilburg 1816 ausſtarb und daß Stadt und Land an Naſſau-Uſingen kam. So bildete ſich das jetzige Herzogthum Naſſau. Weilburg hörte auf, Reſidenz zu ſein; Wiesbaden wurde die Hauptſtadt des Landes. Seitdem iſt es hier ſehr ſtill und einſam geworden. Als Sitz von verſchiedenen Behörden, eines wohlberühmten Gymnaſiums und einer kleinen Garniſon vermag die Stadt nur ein beſcheidenes Leben zu entfalten. In Beziehung auf die umgebende Natur wird ſie aber ſtets zu den ſchönſten Punkten des Landes zählen.

Unterhalb der Stadt ergießt ſich die Weil von Süden her in die Lahn. Sie kommt aus dem Taunus vom kleinen Feldberge und hat romantiſche Partien. Auch liegen an ihr die Ruinen der Burgen der alten Geſchlechter von Weilnau und der Freienfeld. Der Fluß wird jetzt mitunter durch die von beiden Seiten in das Waſſer tretenden Felſen in ſeinem Laufe bedeutend eingeengt, und es giebt zwiſchen den bewaldeten Hügeln Stellen tiefer Einſamkeit. Der Landſchaftsmaler findet hier eine Fülle von reizenden Motiven für Wald-, Fluß- und Wieſenbilder. An Feldern fehlt es faſt ganz und gar. Ringsum verſenkt ſich das Auge in weite grüne Gehänge, aus denen hier und dort Kalkfelſen ragen. Der Buchenwald iſt überaus kräftig und ſchön, Graswuchs zieht ſich bis an das Ufer des Fluſſes, der in jugendlicher Friſche hindurchzieht und all die Naturpracht freudig ſpiegelt. Wald- und

Waſſervögel fliegen vorüber. Man glaubt mitunter, es müſſe ein Reh aus dem Walde treten. Die Eiſenbahn erſcheint faſt als eine Abnormität. Am liebſten möchte man dieſe Strecken zu Fuß durchwandern, zumal wenn die Sonne ihre goldenen Lichter in die lieblichen Landſchaften ſtreut.

So fährt man an dem Schartenberge vorbei, auf dem die Burg Neu-Elkershauſen lag, die durch Balduin von Trier zerſtört wurde. Die Elkershauſener Ritter ſollen böſe Räuber geweſen ſein, die der kühne Prälat nur dadurch zwang, daß er während der Belagerung einen Galgen vor die Burg pflanzen ließ. Die Junker baten um Gnade, ihre Burg wurde zerſtört, ſie bauten dieſelbe jedoch wieder auf. Aber Philipp von Naſſau-Saarbrücken und Diether von Katzenellenbogen machten dem neuen Unweſen ein Ende. In der Nähe ſtand einſt die Steuerburg, die ſpäter Grävenеck genannt und gleichfalls von den oben genannten Elkenhauſern errichtet wurde. Wir halten eine Weile an der Station Aumenau, wo wir beträchtliche Maſſen Eiſenſtein aufgeſchichtet ſehen, der von hier auf der Eiſenbahn und auf Kähnen in entfernte Gegenden geführt wird. Ueberhaupt gewinnt man auf der ganzen Fahrt, die wir bis jetzt gemacht haben, eine Fülle von dieſem ſo höchſt nothwendigen Metall, wie denn das Siegerland, das Dill- und das obere Lahnthal zu den eiſenreichſten Landſchaften gehören.

Ziemlich bedeutend iſt ferner das an dem linken Ufer ſich erhebende Bilmar, deſſen Namen man von Villa Mariae ableitet. Die Sage erzählt, daß ein Ritter, der hier wohnte, in ſeinem letzten Stündlein von ſeinem Beichtvater ermahnt worden ſei, ſein Gut und Geld der Kirche

zu ſchenken, wie dies ja auch heute noch zuweilen der Fall iſt, wo man noch immer glauben macht, man könne ſich beim lieben Gott die ewige Seligkeit durch blanke Zahlungen an die Kirche erkaufen. Der Ritter folgte dem Rathe des Geiſtlichen und ſprach mit erlöſchender Stimme: Wohlan, an dem Orte hier, wo ich ſterbe, ſollt ihr ein Kloſter bauen und ihm den Namen Villa Mar — er wollte Villa Mariae ſagen, aber er ſtarb. Nach anderen Nachrichten beſaß Kaiſer Heinrich III. hier eine Villa, die er 1052 dem Euchariusſtifte in Trier ſchenkte, das ſpäter in die Abtei St. Matthias überging. Die Schutzvögte des Kloſters waren die Herren von Iſenburg, die ſich wegen der landesherrlichen Rechte zuweilen mit den Grafen von Dietz in den Haaren lagen. Dieſe Vögte hatten überhaupt allerlei Streitigkeiten mit nahen und fernen Nachbarn. Da ſie in den Kämpfen zwiſchen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oeſterreich auf der Seite des erſteren ſtanden, ſo wurden ſie von Balduin von Trier mit Krieg überzogen. Die limburger Chronik erzählt, daß ſich kurz nachher die rheiniſchen Städte verbündeten, um die Iſenburger zu Bilmar wegen Landfriedensbruches zu ſtrafen. Wie ſie nun mit ihren Mannſchaften vor der Veſte lagen, ſo hatten einſt die Frankfurter die Nachtwache. Dieſe aber waren gar muntere Geſellen und ſuchten ſich den Schlaf durch Trinken und Singen zu vertreiben, wasmaßen ſie denn verſchiedene Fäſſer gar tapfer ausleerten. Nun geſchah aber gerade, was ſie vermeiden wollten. Sie ſchnarchten bald des ſüßen Weines voll an der Erde. Da brachen die Bilmarer heraus, verbrannten das Schutzdach und tödteten achtundvierzig läſſige Wächter. Die beſagte

Chronik fügt hinzu: Und kam ihnen dies von ihrer rechten Völlerei, denn in Völlerei iſt ja nie ein Guts geſchehen:

Einem trunkene Mann höret das zu,
In dem Dreck liegen ſpat und fruh.

Der damalige Vogt hieß Philipp von Iſenburg. Er ſcheint ein verwegener Krieger geweſen zu ſein. Als der Friede geſchloſſen war, baute er die zerſtörte Burg wieder auf, ja, er dachte noch auf weitere Befeſtigungen, denn er ſetzte Bilmar gegenüber ein neues Schloß, ſo daß er alſo den Fluß von beiden Seiten beherrſchte. Der neue Bau ſollte allerdings nur der Witwenſitz ſeiner Gemahlin ſein; er hieß ihn nach ihr, die Margaretha genannt wurde, den Grethenſtein. Als er nun eben beſchäftigt war, mit ſeinen Sippen und Freunden das ſtattliche Schloß in feſtlichem Gelage einzuweihen, da klangen die limburger Glocken, unter deren Tönen die ſtreitbaren Männer der alten Lahnſtadt bis an die Zähne gerüſtet auszogen, um Herrn Philipp einen Beſuch abzuſtatten, der indeß durchaus kein freundſchaftlicher ſein ſollte. Es ging ſofort an ein Stechen, Schlagen und Werfen. Die kühnen Bürger ließen nicht nach, bis ſie in das Schloß eingedrungen waren und den Burgherrn mit ſechsunddreißig zur Einweihung geladenen Rittern gefangen genommen hatten. Natürlich fiel die Veſte noch ſchneller, als ſie errichtet worden war. Bilmar kam ſpäter an Trier und gehörte zum Amte Limburg.

Neuerdings iſt der Ort durch ſeine umfangreichen, vortrefflichen Marmorbrüche bekannt geworden. Ihre Producte kann man im herzoglichen Schloſſe zu Biebrich

und im Curſaale zu Wiesbaden bewundern. Dieſe Induſtrie hat dem kleinen Flecken ein erhöhtes Leben verſchafft. Die Gegend iſt auch in geologiſcher Beziehung merkwürdig. Man findet hier eine Menge von Verſteinerungen urweltlicher Muſcheln und Schnecken, welche die Doctoren G. und F. Sandberger in einem Werke: „Die Verſteinerungen des rheiniſchen Schichtenſyſtems in Naſſau", beſchrieben haben.

Runkel.

Nach einer kurzen Fahrt zeigt ſich am linken Ufer in dem enger gewordenen Thale das alte Runkel, an deſſen Entſtehung ſich verſchiedene Sagen knüpfen. Die erſte läßt den Ort durch einen namenloſen Paladin Kaiſer Karl's des Großen gründen, welcher in den ſpaniſchen Kriegen gegen die Mauren gefochten und auch die Schlacht von Roncesval mitgemacht hatte. Als er auf der Fahrt in die Heimat die Lahr paſſirte, kam er in dieſe Gegend; ſie erinnerte ihn an das enge, blutige Pyrenäenthal, er baute ſich eine Burg auf den hohen Felſen und nannte

ſie Roncesval. Aber noch mehr, er hatte ſich auch Reben aus den ſpaniſchen Gärten mitgebracht, die er zu Hauſe zu pflanzen gedachte. Die Hügel des linken Ufers boten ihm willkommene Gelegenheit. Er ſenkte ſie ein, ſie gediehen und wachſen noch heutigen Tages an den breiten Abhängen, ja, ſie liefern einen ſehr trinkbaren rothen Wein, welcher an den Aßmannshäuſer, Ingelheimer und Ahrbleichert erinnert. Nach einer anderen Sage befand ſich ein Ritter Namens Siegfried, der dieſem Lande entſtammte, 1136 in den roncaliſchen Feldern am Po, wo Kaiſer Lothar eine große Reichsverſammlung hielt. Siegfried wurde ein Liebling des Kaiſers, der ihm den Namen Roncal beilegte, welchen der Kriegsmann nun führte und in der Heimat ſeinem Schloſſe gab. Wir überlaſſen es dem Leſer, je nach ſeinem Belieben Runkel von Roncesval oder Roncal abzuleiten.

Heutzutage ſagt das Sprüchwort:

In Runkel
Iſt's dunkel.

Die Wahrheit dieſes Satzes habe ich indeſſen nicht recht ergründen können. Die Gegend iſt heiter wie die ganze Lahn, und die Leute werden es auch wohl ſein. Aber die Straßen ſind eng in einander gedrängt und die Mauern des alten Schloſſes, das auf einem vorſpringenden Felſen mit hohen, grauen Thürmen zwiſchen den Häuſern emporragt, machen ſogar einen ſehr düſtern Eindruck, zumal da ſie hoch und mächtig ſind und nur wenige Fenſter haben. So mag allerdings das Sprüchwort paſſen, wenn es ſich auf die Burg beziehen ſoll. Dieſelbe kann in den Zeiten der Kreuzzüge entſtanden ſein, wo denn

auch ein Siegfried als Beſitzer vorkommt. Dieſer Siegfried war aber wahrſcheinlich ein Mitglied der Familie von Weſterburg, welcher Runkel angehörte. Als die Güter ſpäter getheilt wurden, erhielt ein Zweig die Burg an der Lahn. Beſonders intereſſante Einzelheiten bietet die Geſchichte dieſes Geſchlechtes gerade nicht. Die Weſterburger, die Runkler, die Iſenburger und die Wieder waren vielfach verwandt. Im Jahre 1427 vermählte ſich Dietrich IV. von Runkel mit Anaſtaſia von Wied. Seitdem hießen ſeine Nachkommen die Herren von Runkel, Grafen von Wied und Herren von Iſenburg. Als 1806 die Reichsverfaſſung aufgehoben wurde, verſchwand die kleine Dynaſtie. Nach den Napoleoniſchen Kriegen kam die Grafſchaft an Naſſau. Gegenwärtig befindet ſich im Schloſſe das Amt und es wohnen dort verſchiedene Wiediſche Beamte und der Decan. Einige Räume ſind für die fürſtlich Wiediſche Familie eingerichtet und werden zuweilen zur Jagdzeit benutzt. Sie enthalten alte Möbel und Familienportraits.

Gegenüber Runkel erhebt ſich die Burg Schadeck in ſchöner und das Land weit überragender Lage. Heinrich I. von Weſterburg ſoll ſie, als er von Runkel vertrieben wurde, erbaut haben. Sie diente den Gräfinnen des Hauſes als Witwenſitz. Reinhardt I. trug ſie 1321 dem Erzſtifte Trier als Lehen an. Balduin von Trier, dem wir in dieſen Gegenden ſchon oft begegnet ſind und dem wir noch verſchiedene Male begegnen werden, belagerte und eroberte Schadeck 1344 in einer Fehde mit den Weſterburgern. Sie blieb in der ſpäteren Zeit ſtets trier'ſches Lehen. Die nahen Thäler des Tiefen- und

Sterkerbaches verdienen einen Beſuch. Ueberhaupt fehlt es der Gegend nicht an reizenden Landſchaftsbildern.

Weiterhin gelangt man nach Steeten, einem Dorfe mit einer Salzquelle, das ſchon 817 unter die Erwerbungen Ludwig's des Frommen gehörte. Im Jahre 1303 wird es als Stadt genannt. Die Gegend iſt geologiſch intereſſant. Es giebt Schluchten, wo ſich der Grauwackenſchiefer über einem Kalkſteinlager befindet, das Höhlen bildet. Zwei dieſer Höhlen heißen „das wilde Haus" und die „wilde Scheuer". Man hat hier vielfache merkwürdige Petrefacten gefunden. Von zweiundfünfzig Arten von Wirbelthieren ſind gegenwärtig eilf nicht mehr vorhanden. In einer Thonſchicht bei Steeten haben ſich auch Elephantenzähne gefunden. Ueberdies fehlt es nicht an Braunſtein.

Nachdem wir noch eine Weile in dem Thale hinuntergefahren ſind, das fortwährend denſelben Charakter beibehält, gelangen wir in einen mächtigen Tunnel, deren wir ſchon eine beträchtliche Menge von Wetzlar aus kreuzen mußten und die ſich alle durch ihre treffliche und ſolide Bauart auszeichnen. Wir müſſen überhaupt der Bahn, auf der wir äußerſt regelmäßig und gleichartig dahingleiten, das Zeugniß ertheilen, daß ſie trotz der großen Krümmungen des Thales und der großen Schwierigkeiten, welche die Felſen und der Fluß bieten, mit außerordentlichem Geſchicke angelegt iſt und mit der größten Pünktlichkeit befahren wird. Sobald wir aber nun aus dem Dunkel der Erde hervorbrauſen, hat die Landſchaft ein völlig anderes Geſicht angenommen. Wir glauben uns in eine neue Welt verſetzt.

VI.

Im limburger Thale.

Vor unſeren Blicken liegt ein großes Thalbecken, deſſen Mittelpunkt gewiſſermaßen das altberühmte Limburg an der Lahn bildet. Sowohl der Taunus von Süden, wie der Weſterwald von Norden her neigen ſich hier in einen weiten Keſſel, aus dem nur einzelne Marmor- und Baſaltköpfe hervorragen. Während das Lahnthal bis jetzt, wenigſtens von Braunfels bis an dieſe Stelle, in ſeinen vielen Ausbuchtungen nur wenig Raum für den Acker, ſondern meiſt Wald und Fels und anderes Gebirge bot, befinden wir uns jetzt mit einem Male in einer weiten, fruchtbaren Landſchaft, in welcher der Feldbau offenbar die erſte Stelle einnimmt. Unabſehbare Felder mit Korn, Weizen und anderen Früchten ziehen ſich die leiſen Höhen hinan. Auch an dieſer Stelle mag, wie bei Gießen und Wetzlar, in alter Zeit ein See geſtanden haben. Drei kleine Flüſſe, die jeder etwa acht Stunden lang ſind, ſtrömen in das Thal und verbinden ſich mit der Lahn: nämlich auf der linken Seite die Ems gegenüber Dietkirchen und die Aar bei Diez von Süden her, dagegen auf der rechten

Seite die Elb von Norden her gegenüber Limburg. Wahrscheinlich haben dieſe Waſſer den vielen fruchtbaren Grund in der Tiefe abgelagert.

Nehmen wir unſere Fahrt am Beginne des Thalkeſſels auf, ſo finden ſich hier mehrere ſehenswerthe Punkte, die man von Runkel oder Limburg aus zu Fuß beſuchen kann. Hierher gehört zunächſt der Beſſelicher Kopf, wo ein Prieſter Namens Gottfried eine Baſilika baute, von welcher denn auch der Name abſtammen ſoll. Die Stiftung wurde ſpäter ein nicht unbedeutendes Prämonſtratenſerkloſter für adelige Nonnen. Das Kirchlein wird an Marientagen vielfach von Wallfahrern beſucht. Weiter unten liegt das Dorf Dehrn und auf der nahen Höhe ſteht noch ein alter Thurm des alten gleichnamigen Schloſſes, in deſſen Nähe ſich ein Freiherr von Dungern ein neues Schloß angebaut hat, das von herrlichen Gärten und ſchönem Park umgeben iſt und als Muſter einer wohlgepflegten Ackerwirthſchaft angeführt wird.

Nur wenig unterhalb Dehrn erhebt ſich eine ſteile Höhe am Ufer der Lahn, die eine alte Kirche im romaniſchen Style trägt, während ſich rings umher ein Marktflecken aufbaut. Dieſer Ort heißt Dietkirchen und gehört jedenfalls zu den älteſten Culturplätzen des Lahnthales. Ob der Name von Teut oder

von Dietrich herſtammt, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Nach der Sage war hier die Malſtätte des Niederlahngaues. Und dann predigte der Apoſtel dieſer Gegenden, der heilige Lubentius, das Chriſtenthum in der erſten Hälfte des 4. Jahrhunderts an dieſem Orte, denn die chriſtlichen Miſſionare liebten es, gerade an ſolchen Stellen, welche dem Volke heilig geworden waren, ihr Wort ertönen zu laſſen. Wie an der Ohm bei Amöneburg der heilige Bonifacius ſich die Stätte ausſuchte, wo das Volk dingte und tagte, ſo that es vor ihm der heilige Lubentius in Dietkirchen, wo die Bewohner der unteren Lahn ihr Gericht hielten. In der That erſcheint dieſer reizende Punkt, der ſich durch Lage und Geſtaltung beſonders auszeichnet, auch ganz geeignet zu der Thätigkeit der Richter und der Seelenhirten aus der alten Zeit.

Und ſo iſt es denn auch kein Wunder, daß die dichteriſche Phantaſie des Volkes mehrfache Sagen und Legenden an Dietkirchen geknüpf that. Zunächſt wird über die Beſtattung des Lahn-Apoſtels zu berichten ſein. Der heilige Lubentius war 351 zu Coblenz geſtorben und chriſtlich begraben worden. Aber die geweihte Erde des Friedhofes ſchien doch nicht zu ſeiner letzten Ruheſtätte beſtimmt zu ſein, denn eine große Waſſerfluth wühlte das Grab auf und riß den Leichnam mit ſich. Seltſamer Weiſe wurde derſelbe aber nicht ſtromabwärts getragen, ſondern er ſchwamm zunächſt den Rhein und dann die Lahn hinauf und landete erſt bei Dietkirchen. Die Bewohner erkannten ihrer alten Wohlthäter, luden ihn auf einen Karren, der mit zwei Ochſen beſpannt wurde, und gedachten ihn auf ihrem Todtenacker beizuſetzen. Doch

nun geschah ein neues Wunder, denn die Thiere zogen an und führten den todten Heiligen gerades Weges auf die Spitze des Hügels; dort standen sie still. Es zeigte sich unverkennbar, daß Lubentius hier eingesenkt werden wollte. Und so ruht er denn an dieser Stelle für ewige Zeiten. Ueber seiner Gruft aber erhob sich eine Kirche, die im Laufe der Zeit immer mehr erweitert worden ist. Aehnliche Wunder sind auch bei anderen rheinischen Heiligen vorgekommen. Der heilige Werner, der zu Oberwesel von den Juden ermordet wurde, trieb den Rhein hinauf und landete bei Bacharach, wo ihm die bekannte Capelle errichtet wurde. Der in Westfalen gestorbene deutsche Apostel Ludger, um den sich die Leute von der Ruhr, aus dem Münsterlande und die Friesen stritten, kam, nachdem man ihn auf einem ähnlichen von Ochsen gezogenen Wagen gesetzt hatte, nach Werden, wo sich über seiner Gruft die bekannte schöne Kirche erhob. Und als Reinold von Dassel, der Erzbischof von Köln, die Gebeine der heiligen Apollinaris, welche der Kaiser ihm in Mailand geschenkt hatte, nach der alten Rheinstadt führte, hielt das Schiff, auf dem er sich mit den Reliquien befand, bei Remagen still, zum Zeichen, daß der Heilige auf dem nahen Hügel, der jetzt seinen Namen trägt, bestattet sein wollte.

Eine andere Sage erzählt uns den Bau des Gotteshauses zu Dietkirchen. Dietrich von Dehrn, ein wackerer Ritter aus dem nahen, schon genannten Schlosse, folgte dem Rothbart in das gelobte Land, um das Grab des Erlösers aus den Händen der Sarazenen zu befreien und ein christliches Königreich in Jerusalem gründen zu helfen. Unglücklicher Weise aber fiel er während einer Schlacht in

die Hände der Feinde und mußte eine lange und harte Gefangenſchaft dulden. Noch mehr als alle Qualen, die er in ſeinem engen Kerker zu ertragen hatte, peinigte ihn die Sehnſucht nach der Heimat, wo Weib und Kind ihn umſonſt erwarteten. Da legte er eines Abends in brünſtigem Gebete das Gelübde ab, wenn er jemals die geliebten Auen der Lahn wiederſehen würde, ſo wolle er dort eine Kirche bauen. Dann ſchlief er beruhigt ein. Und nun geſchah ein großes Wunder. Als der Ritter am andern Morgen erwachte, lag er auf grünem Raſen; über ſeinem Haupte grünte eine Eiche mit breiten Zweigen, durch deren Laubwerk er den blauen Himmel erblickte. Er erinnerte ſich plötzlich eines goldenen Traumes, denn es war ihm geweſen, als hätte ein Engel ſeinen Kerker betreten, ſeine Bande gelöſt, ihn durch die geöffneten Pforten geführt und in ſtillem, raſchem Fluge weit weg über die Länder und Meere, über die Ströme und Berge getragen. Raſch ſprang er auf. Und wirklich, er war daheim. Vor ihm lag das reizende Land der Lahn, hinter ihm erhob ſich die Burg ſeiner Väter. Er eilte hinein, er lag an der Bruſt ſeines treuen Weibes, er herzte und küßte ſeine roſigen Kinder. Sofort begann er, ſeinem Gelübde treu, den Bau der Kirche an dem Orte, wo der Engel ihn niedergelegt hatte. Mit ſtolzen Thürmen und Wölbungen ragte ſie bald in die Höhe. Alle Welt bewunderte das ſchöne Werk. Aber ſiehe, eines ſchönen Morgens war die Kirche verſchwunden und ſtand über der Grabſtätte des heiligen Lubentius, wo ſie noch heute mit ihren alten Thürmen in höchſt maleriſcher Lage über dem Lahnthal ſich erhebt.

Mit der Kirche von Dietkirchen war ein Stift verbunden, das aus einem Propſte, einem Dechanten, ſechs Capitularien und drei Vicarien beſtand. Daſſelbe ſtand unter dem Erzbiſchofe zu Trier. Naſſau hatte die Vogtei, die Freien von Dehrn waren die Untervögte des Stiftes, das 1801 aufgehoben wurde. Da die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit gewidmet iſt, ſo ſtrömen an dieſem Tage zahlreiche Wallfahrer hier zuſammen. Im Herbſte findet hier auch ein von den Bewohnern der Gegend vielfach beſuchter Markt ſtatt, der auf dem Felde nach Limburg hin gehalten wird und ein überaus luſtiges und heiteres Anſehen haben ſoll.

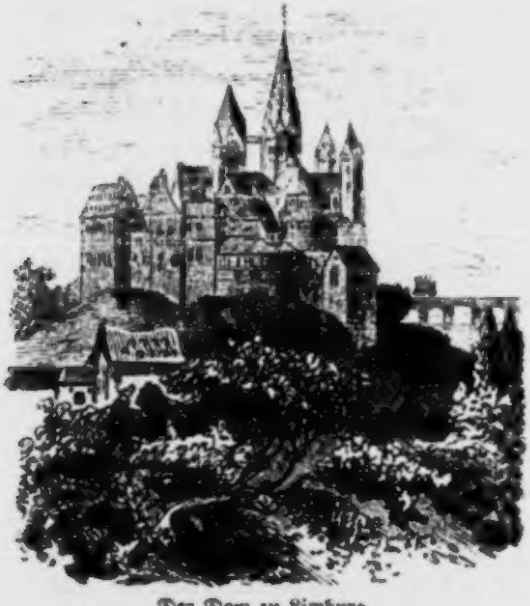
Dietkirchen gegenüber mündet die Ems, die zu den beträchtlichſten Nebenflüſſen der Lahn gehört, nachdem ſie ein ungefähr acht Stunden langes Thal durchlaufen hat. Sie entſpringt am kleinen Feldberge im Selborn. Anfangs fließt ſie durch ein tiefes Waldthal und tritt dann bei Eſch in das offene Land, wo ſie den kamberger oder goldenen Grund durchzieht. Tiefer unten liegt in ihrem Grunde der Sauerbrunnen von Selters, deſſen treffliches kohlenſaures Waſſer ſeit langen Jahren in alle Länder wandert und das in Frankreich unter dem Namen Eau de Seltz künſtlich nachgeahmt wird. Bei Niederbrechen nimmt die Ems den von Idſtein kommenden Wörsbach auf. Dieſes Thal gehört zu den fruchtbarſten Strecken Naſſau's und beſitzt auch die große Landſtraße, welche von Frankfurt und Höchſt über den Taunus nach Limburg und von dort über den Weſterwald nach Köln führt. Bevor der Rhein eine Landſtraße an ſeinen Ufern beſaß, gehörte dieſer Völkerweg zu den beſuchteſten, die Deutſchland aufwies. Wer der berühmten Quelle einen Beſuch abſtatten

will, erreicht ſie am beſten auf der ſchon genannten Landſtraße von Limburg aus. Der Weg führt zuerſt über die Höhen, dann ſchlängelt er ſich durch das fruchtbare liebliche Thal. In Niederſelter trifft der Reiſende ein lebendiges Treiben. Um den wohlgefaßten Brunnen dehnen ſich weite Gebäude und Höfe, in denen viele Arbeiter beſchäftigt ſind. Am Brunnen werden die Krüge gefüllt, die in mächtigen Lagen aufgeſtapelt ſind. Eine Menge von Mädchen werden hier beſchäftigt. Die Bauern der Dörfer ſind meiſt Fuhrleute, welche mit ihren Karren den erfriſchenden Trank nach Limburg bringen, wo er auf der Eiſenbahn oder auf Schiffen weiter geht. Der Abſatz beläuft ſich auf drei Millionen Krüge und bringt einen Reinertrag von 140000 Gulden für die herzogliche Kaſſe. Der zwölf Fuß tiefe Brunnen liefert in der Minute zehn kölniſche Maß.

Und ſo nahen wir uns denn immer mehr der Stadt, die den Mittelpunkt dieſes reichen Thalkeſſels bildet. Auf einem ſteilen Kalkfelſen, der unmittelbar aus den Fluten der Lahn ſteigt, gewahrt man eine herrliche Kirche mit vielen Thürmen. Ueber den Strom ſchwingt ſich eine ſchöne, kühne ſteinerne Brücke; rings umher dehnen ſich große und kleine Häuſermaſſen. Es iſt ein reizendes Bild, das noch gehoben wird durch die reichen, fruchtbaren Auen, welche ſich die ſanften Hügel hinanziehen, und durch die Berge, die in der Ferne blauen. Wir halten nach kurzer Zeit in Limburg. Und hier, mein lieber Leſer, mußt du durchaus Station machen und mit mir im Preußiſchen Hofe, wo es recht wohnlich iſt, abſteigen.

Die Alterthumsforſcher nehmen an, daß der Name urſprünglich Lindburg, d. h. die Burg des Drachens oder

Lindwurms geheißen habe, und bringen ihn mit der Heldensage zusammen, wie dies ja auch schon bei Dietkirchen, das an Dietrich von Bern anklingt, bemerkt worden ist. Jedenfalls mag das reiche und fruchtbare Thal schon in frühen Tagen die Ansiedler angelockt haben. Während an der oberen Lahn die Katten saßen, finden wir hier die



Der Dom zu Limburg.

Ubier, die wahrscheinlich eher Kelten wie Germanen waren und die später durch die Römer in die Gegend von Köln versetzt wurden. Auch die Lindburg soll eine Malstätte der Ureinwohner gewesen sein. Als das Christenthum eingeführt war, da baute nach alten Ueberlieferungen ein Gangraf, wahrscheinlich Gebhard, eine Kirche neben der Burg, welche er dem Drachentödter St. Georg weihte,

ſo daß alſo auch hier wieder eine Anknüpfung an den Lindwurm, den Siegfried erlegte, zu Tage liegt. Das heidniſche Symbol wurde in ein chriſtliches umgewandelt.

Schon bei Weilburg haben wir bemerkt, daß die Konradiniſchen Salier dieſe Länderſtrecken beſaßen. Und ſo wohnte denn hier im 10. Jahrhundert Konrad Kurzbolt, Graf vom Lahngau. Von ihm erzählt Ekkehard, der Mönch von St. Gallen, eine Geſchichte, die wir uns in Verſen mitzutheilen erlauben.

Kurzbolt.

Ei, wie ſo hell die Kunde ſcholl!
Durch's Land gehn freudige Sagen:
Der Finkler, Heinrich der Sachſe, ſoll
Die deutſche Krone tragen!

Die ſaliſchen Franken ergrimmten in Wuth,
Sie murrten zornentflammet:
„In uns fließt Karl's des Großen Blut,
Und Königen ſind wir entſtammet!“ —

Und Konrad's Bruder, Eberhart,
Und Giſelbert von Lothringen,
Sie riefen zur ehernen Kriegesfahrt
Und zogen die blanken Klingen.

Umſonſt mahnt Kuno, Graf von der Lahn:
„Pflanzt keine Aufruhrfahnen!
Auch ich gehöre den Saliern an
Und ehre die hohen Ahnen.“

„Doch rechtlich iſt des Kaiſers Wahl,
Ihn haben die Fürſten erkoren;
Auf, mehren wir ſeiner Diener Zahl,
Ihm ſei die Treue geſchworen!“ —

Da ſpotten ſie laut: „Ei Kurzbolt, ſieh,
Mit deinem höckrigen Rücken,
Den krummen Beinen, dem ſchiefen Knie
Wirſt du den Sachſen entzücken!“ —

Er aber achtet nicht den Hohn
Und zieht auf waldigen Wegen,
Des Reiches echter, treuer Sohn,
Dem neuen König entgegen.

Und als er in das Lager ritt,
Da raunen Herren und Knechte:
„Solch kurzer Leib, ſolch hinkender Schritt,
Taugt nimmer zum Gefechte!“ —

Doch raſch begrüßet er im Zelt,
Der Heimath Hort und Leiter:
„Es droht Empörung dir, mein Held,
Ich geh mit dir als Streiter!“ —

Der Finkler dankt, doch will der Mann
Ihm ſeltſamlich erſcheinen.
Indeß er ſinnt: „Gar Großes kann
Gott wirken durch den Kleinen!“ —

Und ſieh, ein Haufen Jäger naht
Mit Spießen, Bogen und Stangen,
Sie haben im Harz auf waldigem Pfad
Den wilden Bären gefangen.

Rings jauchzt man dem Unthier, gewaltig groß.
Da bricht es die Seile in Stücke;

O weh, der Kaiſer iſt waffenlos,
Das Thier ſtürzt auf ihn voll Tücke!

O weh, ihm droht ein jäher Tod!
Nur Kurzbolt weiß zu wagen,
Sein raſcher Schwertſchlag bricht die Noth,
Das Unthier liegt erſchlagen.

Und wie es röchelt im rothen Blut,
Umarmt der Finkler den Franken:
„Ich kenne dich kaum, du machſt es gut,
Schon muß ich mein Leben dir danken!“ —

Bald ritten ſie an den Elbefluß
Entgegen den trotzigen Wenden.

Der Zweikampf.

Da ließ ein Rieſe frechen Gruß
Und kühne Botſchaft ſenden.

„Herr König, ich ſchlage Mann um Mann
Im Zweikampf mit deinem Heere!“ —
Da ging Herr Kurzbolt den Finkler an:
„Ich ſtelle mich zur Wehre!“ —

Er zog hinaus. Dem Rieſen gefällt
Der Zwerg zum Waffentanze;
Doch bald iſt ihm die Bruſt zerſpällt,
Von Kurzbolt's klingender Lanze.

Die Feinde fliehen in wilder Flucht,
Der Finkler umarmt den Franken:

Der Bruderkuß.

„Im Männerkampf, hei, welche Wucht!
Dir hab' ich mein Heer zu danken!“ —

Nun ging zum grünen Rhein die Fahrt,
Den Aufruhr dort zu zwingen,
Es gilt dem Salier Eberhart
Und Giſelbert von Lothringen.

Gen Breiſig nahten ſie dem Rhein,
Da fliehn die Empörer am Strande
Und ſpringen in den Kahn hinein
Und ſtoßen raſch vom Lande.

Der Kurzbolt wirft den Spieß mit Macht
In ſeiner Feinde Runde,
Er trifft das Schiff, daß es zerkracht,
Sie ſinken all zu Grunde.

Sie finden den Tod im tiefen Fluß,
Der Finkler umarmt den Franken:
„Nun geb' ich dir den Bruderkuß,
Dir hab ich das Reich zu danken!

„Dir dank ich Leben, Heer und Reich!“
So ruft Herr Heinrich von Sachſen:
„Dem König Heil und dem Lande zugleich,
Wo ſolche Treue mag wachſen!“ —

Seitdem war Kurzbolt in Stadt und Zelt
Des Königs liebſter Genoſſe,
Sie ritten zum Streit in Haide und Feld
Und tagten zuſammen im Schloſſe.

Was hatten die deutſchen Kaiſer doch
Nicht ſämmtlich ſolche Vaſallen!
Es ſtände das Reich hehr, herrlich, hoch
Noch vor den Reichen allen!

Kuno hatte, wie Ekkehart weiter ſagt, einen natürlichen Abſcheu vor Weibern und Aepfeln, und wo er auf eines von beiden ſtieß, war ſeines Bleibens nicht. Es giebt von ihm viele Sagen und Lieder. Konrad Kurzbolt iſt auch der Stifter der berühmten Basilica Sti. Georgi erecta 909. So ſteht die Inſchrift auf dem Portale. Der jetzige Bau iſt indeß ſpätromaniſch und wurde 1235 geweiht. In demſelben erblickt man den noch ſpäteren Sarkophag mit dem Bilde des Gründers, der 948 ſtarb.

Nach Konrad's und ſeines Bruders Eberhard's Tod kam Limburg an einen Grafen von Gleiberg, der eine Konradinerin geheirathet hatte. Hermann, der Gegenkönig Heinrich's IV., entſtammt dieſem Hauſe. Den Gleibergern folgten die Iſenburger. Einer ihrer Nachkommen, Gerlach III., verpfändete die Herrſchaft an Balduin von Trier, weßhalb wir dieſen mächtigen Prälaten denn auch ſo oft an der Lahn erſcheinen ſehen. Im Jahre 1420 nahm Trier das Land ganz in Beſchlag und behielt es bis zur franzöſiſchen Occupation. In Folge des Zuſammenhanges mit einem der mächtigſten Erzſtifter und Kurfürſtenthümer entwickelte ſich natürlich das Leben der Geiſtlichkeit in einer ſehr bedeutenden Weiſe. Die Stadt beſaß eine glänzende Burgmannſchaft, die aus weltlichen Dienſtleuten des Erzbiſchofs beſtand, und eine ſehr zahlreiche Geiſtlichkeit. Das Stift des heiligen Georg zählte ſechzehn Canoniker, die gemeinſchaftlich unter einem Probſte in ſtrenger Kloſterordnung lebten. Außerdem waren hier vierzig Vicarien, alſo im ganzen ſechsundfünfzig Geiſtliche, die den Dienſt am Hochaltar und an zweiunddreißig Nebenaltären verſahen. Die St. Ni

colai-Kirche war die Pfarrkirche der Stadt; sie wurde 836 vom Bischof Hetti von Trier geweiht. Die Kirche St. Lorenz, die schon 1340 bestand, stürzte 1607 ein. Außerdem hatte die Stadt verschiedene Klöster, nämlich Franciscaner und Franciscanerinnen, Wilhelmiten, eine Filiale des Klosters Eberbach, und ein reich dotirtes Hospital.

Nicht minder bedeutsam aber war das bürgerliche Leben Limburgs. Wo es so viele Vögte, Burgleute und Geistliche gab, da mußte sich naturgemäß auch ein Handels- und Handwerkerstand ansiedeln. Und aus diesem erwuchs wiederum ein Bürgerthum, das hier auch noch aus anderen Gründen einer gedeihlichen Entwicklung entgegenging. Außer dem Wasserwege mündeten in Limburg nämlich schon in früher Zeit verschiedene Straßen, unter welchen die von Frankfurt nach Köln von hoher Bedeutung war. Die Verbindungen nach Weilburg und Wetzlar einerseits und nach Coblenz andererseits mögen später entstanden sein. Aus diesen Gründen bildete sich denn neben dem Verkehre, welcher den Ort und die Umgegend angeht, ein nicht unbeträchtlicher Stapelplatz. Und so erscheint Limburg schon im 13. Jahrhundert als Stadt und tritt in den rheinischen Städtebund. Die Kämpfe, welche in fast allen Städten des Mittelalters zwischen den Vögten, mögen sie nun Geistliche oder Adelige sein, oder den umliegenden Dynasten und der aufstrebenden Bürgerschaft geführt wurden, fehlen auch hier nicht. Wie die letztere in Streit mit den Isenburgern gerieth, haben wir bereits bei der Belagerung der Grethenburg gesehen. Daß die Limburger damals keinen Spaß verstanden, bewiesen sie auch im Jahre 1358, wo

die Herren von Westerburg und Reiffenberg sich der Herrschaft der Stadt bemächtigen wollten und in einer Art zurückgewiesen wurden, daß sie in der Folge von solchen Versuchen abstanden. Besonders interessante Episoden führt die Geschichte indeß nicht auf. Von dem Beginne des 14. Jahrhunderts erzählt die limburger Chronik: „In dieser Zeit stand Limburg, die Stadt und die Burg, in großen Ehren und Herrlichkeit von Leut und Reichthum, denn alle Gassen und Ahlen war voll Leut und Guths und wurden geachtet, wenn sie zu Feld zogen, mehr denn 2000 Bürger und berittene Leut mit Panzer und mit Harnisch und was dazu gehört. Und zu Ostern, die Gottes Leichnam empfingen, wurden geachtet mehr denn 8000 Menschen." Daß die Limburger tüchtige und gescheite Leute waren, geht aus einer anderen Stelle der limburger Chronik hervor. Am 5. Mai 1374 hatten sich unter den Linden, wo Gericht gehalten wurde, der Erzbischof Kuno von Trier, Johann von Limburg, der Erzbischof von Köln und viele edle Ritter und Herren eingefunden, um über einen limburger Bürger zu urteln. Die Großwürdeträger fragten die Schöffen, was der Herrschaft zu Limburg Recht und Freiheit wäre. Nach dieser schlüpfrigen Frage baten die Schöffen sich Bedenkzeit aus, und als sie Rath gehalten hatten, kamen sie zurück, und der Bürgermeister Boppe sprach: „Wir weisen vor ein Recht, daß das Gericht unserer Herren und gnädigen Herrschaft ist über Hals und Haupt, jedoch daß die Herren keinen Bürger von Limburg greifen sollen, es haben denn die Schöffen vorher ihr Recht über ihn gesprochen." Man legte ihnen dann noch mehrere kitzliche Fragen vor,

denen sie eben so klug wie muthig auswichen. Schließlich sprachen sie: „Wir Schöffen von Limburg weisen und sprechen kein Recht auf Gutdünken und Willkür: mehr können wir nicht sagen, Amen.“ Die Fürsten, Grafen und Edelleute standen nun auf und verwunderten sich über die große Vorsichtigkeit und Weisheit der Schöffen. Einer sah den Anderen an, als wollte er sagen: Der Haas, den wir meinten zu fangen, ist uns entsprungen. Sie bezeigten den Schöffen viele Ehre und zogen ab. Daran, sagt die Chronik, gedenkt Alt und Jung und ist unsern Kindern eine gute Mär.

Sehr lange hat indeß die Blüthe der Stadt nicht gedauert. Als das Haus Limburg ausgestorben und alles Regiment in geistliche Hände überging, da verschwanden die Burgmänner, und die reich gewordenen Bürger zogen sich nach anderen Orten. Man erzählt, daß namentlich eine bedeutende Auswanderung der letzteren nach Frankfurt Statt fand und daß diese Stadt viel Vortheil von den wohlhabenden Ansiedlern gehabt habe, ja, das dort eine Stadtjunkerschaft von ihnen gebildet und das Haus Limburg gestiftet worden sei. Außerdem brachte ein Brand im Jahre 1342 der Stadt großen Schaden. Eben so wurden ihr mehrere Ueberschwemmungen sehr gefährlich. Im Jahre 1255 riß das Eis die Brücke fort, die 1315 wieder aufgebaut wurde und bis zum heutigen Tage steht. Auch die späteren Kriege, so wie mannigfache Krankheiten waren gerade nicht glücklich für ihre Entwicklung. In der Reformation blieb Limburg und sein Gebiet katholisch, während die umliegenden kleinen Territorien zu den evangelischen Bekenntnissen übergingen. Nirgends findet man

den Spruch: Cuius regio, eius religio, beſſer beſtätigt, als an der Lahn.

Es fehlt der Stadt Limburg auch nicht an ſagenhaften Geſchichten. Sie rühmt ſich namentlich eines Hauptmannes Friedrich von Hatzſtein, der einen ſo gewaltigen Arm und eine ſo mächtige Kehle beſaß, daß er ein Ohm mit Wein aufzuheben, das Spund an den Mund zu legen und den Inhalt mit einem Zuge auszutrinken vermochte. Solche Helden haben übrigens alle Weinländer. Wer erinnert ſich hier nicht der anmuthigen Ballade von Guſtav Pfarrius: „Der Trunk aus dem Stiefel", in welcher ein Ritter von der Nahe einen Courierſtiefel austrinkt und ſich damit ein Dorf verdient?

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hat ſich in dieſer Stadt auch einmal ein Mondkalb, oder wie die Bewohner in ihrem Dialekte ſagen, ein Mukalb ſehen laſſen. Das war ein gar fürchterliches Geſpenſt mit rieſigem Körper und einer Art von blaß gelbem, rundem Kopfe, ohne beſtimmte Form, aus deſſen Rachen und Augen die hellen Funken ſtoben. Sobald die Nacht herniederſtieg, ließ es ſich unter gewaltigem Lärmen und Toben in den Straßen ſehen, ſetzte ſich den erſchreckten Leuten auf den Rücken, ängſtigte ſie auf den Tod, brach in ihre Häuſer, ſo daß endlich kein Menſch mehr wagte, ſich zur Nachtzeit ſehen zu laſſen, und daß Jedermann Thür und Fenſter verrammelte. Auch in der umliegenden Gegend trieb das Ungethüm ſein Weſen, es machte die Straßen unſicher und verfolgte die Bauern auf dem Lande wie es die Bürger der Stadt verfolgt hatte. Schließlich aber ſtellte ſich heraus, daß ſich hinter dieſer Maske zwei

nichtsnutzige Stadtjunker Namens von Katzmann bargen, die ganz gemeine Straßenräuber waren und das gestohlene Gut verzechten und verschlemmten. Der Amtmann raffte Soldaten zusammen und nahm die Spitzbuben in ihrem Neste gefangen. Sie wurden nebst ihrer Familie vertrieben und sollen später ihr sauberes Handwerk in Westfalen fortgesetzt haben.

Wir verdanken die Geschichte der Stadt, so wie eine Menge von Mittheilungen über die umliegenden Gegenden der vielberühmten limburger Chronik, die überhaupt für die Culturgeschichte jener Zeit eine der bedeutsamsten und inhaltvollsten Quellen genannt werden muß, weshalb wir sie denn auch fast in allen Werken citirt finden, welche das 14. und 15. Jahrhundert betreffen. Nach einer freilich nicht hinlänglich beglaubigten Annahme soll ein Johann Gensbein, Schreiber der Stadt Limburg, sie verfaßt haben. Das Buch beginnt mit dem Jahre 1336 und endet 1402. Spätere Fortsetzungen lieferten Georg und Adam Emmel. Schließlich wurde die Chronik von Johann Mechtel bis 1612 fortgeführt. Der letzte Autor nennt als Verfasser des ersten Theiles einen Tilemann Emmel. Das interessante Buch, das zuerst 1617 zu Worms unter dem Titel Fasti limpurgenses erschien, ist später oftmals aufgelegt worden.

Limburg, das vielleicht 4000 Einwohner besitzt und in der letzten Zeit namentlich durch die nassauische Eisenbahn, die hier umfangreiche Werkstätten für Bahnzwecke angelegt hat, einer gedeihlichen Zukunft entgegensieht, ist Sitz des katholischen Landesbischofs, der im alten Franciscanerkloster wohnt, eines Priesterseminars und eines

Kreisamtes. Die vorzüglichste Sehenswürdigkeit ist seine alte, schöne St.-Georgskirche, die wir schon von fern, als wir in den Thalkessel einfuhren, begrüßt haben. Aufgeführt in den Jahren 1212 bis 1242, erhebt sie sich in der schönsten Blüthe des späteren romanischen Styles. Uebrigens stammen die meisten bedeutenden Kirchenbauten des linken Lahnthals aus der romanischen Bauperiode, in welcher also diese Gegenden zu der höchsten Blüthe gediehen waren. Eine architektonische Beleuchtung der Cathedrale hat Moller geliefert; über die Geschichte des Domes schrieb F. H. Müller in seinen Beiträgen zur deutschen Kunst und Geschichtskunde (I., S. 41). Sowohl in Bezug auf ihre Größe, als auf die Zierlichkeit ihrer Verhältnisse und den Reichthum ihrer Ausführung ist diese Kirche das bedeutsamste Baudenkmal des Herzogthums Nassau. Dabei erscheint sie uns in einer vortrefflichen Restauration, die noch immer fortgeführt wird. Wir rathen dir, lieber Leser, daß du dir das herrliche Werk ansiehst, welches sich in erhabener Pracht auf dem steilen Felsen über dem Flusse erhebt, wir rathen dir auch die Thürme zu besteigen, denn oben in den Gallerien, die um das Dach der Kirche führen, findest du herrliche Ausblicke, die dir Auge und Herz erquicken werden. Hast du aber von oben das Land betrachtet, so wird dir die Lust kommen, sowohl die unten ruhende alte Stadt mit ihren wunderlichen Straßen zu durchwandern, wo dir allerlei graue Gebäude Kunde verschollener Zeiten geben, und weiter hin in die Umgebungen zu wandern, wo Feld, Wiese, Baumgänge und andere Wege wundervolle Spaziergänge bieten.

VII.

Von Limburg nach Diez.

Wenn man den ſtattlichen Bahnhof des von freundlichen Gärten umgebenen Limburg verlaſſen hat, ſo fährt man zwiſchen zwei aus der Ebene aufgeſtiegenen Baſaltkegeln hin, von denen der zur linken Hand liegende Schafsberg und der zur rechten Hand liegende der Stephanshügel genannt wird. An dem erſten befindet ſich ein tiefer Weiher. In der Nähe wird Torf geſtochen.

Dieſen Bergen gegenüber ergießt ſich, vom Weſterwalde aus dem Norden kommend, die Elb in die Lahn. An ihr entlang zieht ſich die Straße, welche ſich ſpäter theilt und rechts nach Siegen, in der Mitte nach Köln und links nach Coblenz geht. Der Hauptort dieſer Gegenden iſt Hadamar mit einem alten Schloſſe, wo vor Zeiten die Linie Naſſau-Hadamar, welche katholiſch war und 1711 ausſtarb, ihren Sitz hatte. An der Elb liegt auch das bekannte

Dorf Elz. Vive la Bohême! Herr von Stramberg, der rheiniſche Antiquar, erzählt: „Ich muß meine Schwachheit bekennen, für mich ein gar merkwürdiger Ort, denn da ſind vorzugsweiſe zu Hauſe die Seiltänzer und die Harfenmädchen, deren Ruf von einem zum andern Meere reicht. Erinnere ich mich doch, den Patriarchen dieſer Seiltänzer, den 87jährigen Müller — (wie kann man ſo lange Luftſprünge machen, ohne den Hals zu zerbrechen?) —, inmitten des von ihm ausgehenden feurigen Regens ſeine halsbrechende Kunſt in der Wolken Nähe treibend, geſehen zu haben! Jedoch glaube ich, daß der Harfenmädchen aus Elz Spiel auch weiter gedrungen iſt, als der Seiltänzer Sprünge, und daß vornehmlich durch ſie die verworfene Speculation auf Menſchen-, beſſer Mädchenhandel, durch engliſche Gauner, namentlich im Amte Uſingen und dem Kirchſpiele Mengerskirchen betrieben, veranlaßt wurde. Einmal im Jahre, zur Zeit der Kirchweihe, im September, ſtrömt all das luſtige, ſpringende, ſingende und klimpernde Völkchen der Heimat zu. Dann finden ſich aus allen Enden der Welt zuſammen die wandernden Elzer und Elzerinnen, und ein luſtiges Leben beginnt im Orte; es wechſeln fröhliche Gelage, Tanz und Saitenſpiel; aufſpielen wird aber keiner der Eingeborenen, das finden ſie unter ihrer Würde. Bedient wollen ſie ſein in in dieſen Glanztagen, und den Dienſt zu belohnen werfen ſie freigebig den fremden Spielleuten die blanken Thaler hin.“ Wenn ihr alſo in der Folge ſolchen Zigeunern begegnet, dann denkt an Elz und glaubt ihnen nicht, wenn ſie euch ſagen, daß Coblenz ihre Heimat ſei. Elz gehörte in früheren Zeiten den Herren von Molsberg, dann kam es an Limburg.

Nachdem man auf dem rechten Ufer des Fluſſes noch einen Blick auf den alten Ort Staffel geworfen hat, führt die Eiſenbahn abſeits von der Chauſſee durch weite Felder. Rechts erhebt ſich ein Hügel, auf dem das Schloß Oranienſtein liegt, das man indeß nicht ſieht, ſondern auf dem gewöhnlichen Wege beſuchen muß. Wir haben hier im Gegenſatze zu den vielen alten Burgen, an denen wir vorübergekommen ſind, einen Bau aus den letzten Jahrhunderten vor uns. Die verwitwete Fürſtin Albertine Agnes von Naſſau-Diez kaufte 1676 das an dieſer Stelle liegende Kloſter und verwandelte es in ein hübſches Schloß, das in franzöſiſchem Style aufgeführt und mit reizenden Garten- und Parkanlagen umgeben wurde. Oranienſtein kam 1806 mit den andren oraniſchen Ländern an das Haus Naſſau, deſſen Herzogin Adelheide daſſelbe früher zuweilen eine Villeggiatur machte, wozu die anmuthige Lage und die freundliche Einrichtung in der That einlud. In der neueren Zeit iſt das Schloß verlaſſen, ſeine Einrichtungen ſind nach Weilburg und Wiesbaden gebracht. Die umgebenden Parkanlagen werden indeß noch fleißig von den Bewohnern der Umgegend beſucht. Von Diez führt eine ſchattige Lindenallee dahin; wie denn das Schloß überhaupt am beſten von hier aus erreicht wird.

In alten Zeiten lag an dieſer Stelle das Nonnenkloſter Dirſtein, das in alten Urkunden zuerſt im Jahre 1211 vorkommt und an welches ſich eine Legende knüpft, die auch in alten italieniſchen und ſpaniſchen Novellen und in ähnlicher Weiſe bei dem Kloſter Gräfrath im bergiſchen Lande erzählt wird. Eine ſchöne Kloſterfrau hatte bei Gelegenheit der limburger Faſtnacht ihr Herz an einen muthigen Junker verloren. Sie folgte ſeinen Lockungen und verließ das Kloſter, nachdem ſie vorher an dem Bilde der heiligen Jungfrau gebetet und den Kranz, welchen ſie als Braut des Himmels getragen, auf dem Altare niedergelegt hatte. So ging ſie mit dem Geliebten in die Welt und in das brauſende Leben. Aber der Sinnenrauſch ſchwand, ſie fühlte bald eine bittere Reue über den ſchamloſen Schritt, zu dem ſie ſich hinreißen ließ. Nach Tagen voll Pein und Kummer kehrte ſie heim an die ſtille Stätte und klopfte mit pochendem Herzen an die Thür. Es wurde ihr aufgethan. In der Pförtnerin erkannte ſie die heilige Jungfrau. Weinend ſank ſie auf die Kniee. Die Muttergottes aber redete ſie an: Stehe auf, du haſt viel geſündigt und viel wird dir verziehen, weil du viel geliebt haſt! Ich habe den heiligen Dienſt für dich gethan in deiner Geſtalt! Niemand hat deine Abweſenheit bemerkt! Gehe hin und ſündige nicht wieder!

Unterhalb Oranienſtein öffnet ſich, von Süden kommend, ein weites Thal, aus dem die Arde oder Aar ſtrömt. Daſſelbe beſitzt ſeit einem Jahre eine neue Straße, auf welcher man durch den Taunus nach Wiesbaden gelangt. Die Aar iſt, wie wir ſchon oben bemerkten, das dritte Flüßchen, das in dieſem Thalkeſſel mündet, und hat im

Amte Wehen am Zugmantel ihre Quelle. Anfangs in breiten und ſtillen Wieſenthälern da hinfließend, muß ſie ſich ſpäter zuweilen den Weg auf hohe Felſen bahnen. Schwalbach liegt in ihrem Flußgebiete, ja, ſeine letzten Häuſer ziehen ſich hinab bis in das Thal der Aar. Wer vom Lahnthal aus den berühmten Curort beſuchen will, thut deßhalb auch am beſten, die Straße von Diez aus zu befahren. Jedenfalls iſt ſie viel reicher an Naturſchönheiten, als der ſich über die Hochebene ziehende Weg von Naſſau, auf welchem ſich dem Auge nur einige anmuthige Fernblicke bieten, der aber ſonſt öde und nüchtern iſt.

Schwalbach gehört zu den vielbeſuchteſten und wirkſamſten Eiſenquellen, die man kennt, und rivaliſirt in dieſer Beziehung mit Pyrmont, Driburg, Franzensbad in Deutſchland, Spa in Belgien und St. Moriz im Engadin. Seine Lage in einem Thale des hohen Taunus, zwiſchen waldbewachſenen Höhen, gewährt eine friſche und ſtärkende Luft. Auch die Umgebungen, welche zu hübſchen Anlagen umgeſtaltet ſind, bieten vielfache und anmuthige Spazirgänge. Wer an unvollkommener Blutmiſchung und in Folge deſſen an Krankheiten leidet, die dadurch hervorgerufen werden, mag hier der Heilung oder Erleichterung dieſer Zuſtände getroſt entgegenſehen. Schwalbach beſitzt eine Menge von Quellen, von denen der Wein-, Stahl- und Paulinenbrunnen am meiſten zum Trinken und Baden benutzt werden. Man ſieht in der Saiſon meiſtens das weibliche Geſchlecht vertreten. An gutem Unterkommen iſt kein Mangel. Auch hat man anderwärts für das Vergnügen der Gäſte geſorgt. Jeden Morgen und Abend ſpielen Muſikcorps in den hübſchen Anlagen, die meiſtens ein ſehr lebendiges Getreibe

zeigen. Die Trink- und Badegelegenheiten befinden ſich in trefflichſter Ordnung. Allerlei hübſche Ausflüge bietet die Umgegend. Die Aerzte Genth und Frickhöffer haben gute Bücher über das Bad geſchrieben. Eine ältere Schrift exiſtirt von Fenner von Fenneberg.

Eine Lieblingspartie der ſchwalbacher Badegäſte iſt Adolfseck, das eine Viertelſtunde unter den letzten Häuſern des Ortes an der Aar liegt. Die Ruinen dieſer Burg, welche der ſchon genannte deutſche Kaiſer Adolf von Naſſau gebaut und nach ſich benannt haben ſoll, erheben ſich auf einer aus der Hügelkette hervortretenden Kuppe, welche früher von dem Flüßchen umwandelt wurde. Es mag hier ein überaus lieblicher Aufenthalt geweſen ſein, als die Burg noch mit ihren Zinnen und Thürmen in dem runden Gebirgskeſſel, umgeben von tiefſter Waldeinſamkeit, emporragte, und als nur der Geſang der Nachtigall und Droſſel, der Ruf des Kuckucks und das Rauſchen des Baches in die Landſchaft klang. Adolf war kein glücklicher Regent, aber liebenswürdig muß er geweſen ſein, denn alte Schriften nennen ihn ein cor validissimum (ein herrliches Herz), und im Reiche der Liebe war er jedenfalls ein Meiſter. Die Sage erzählt, daß er hier mit ſeiner reizenden Imagina die Flitterwochen verlebte. Sie ſtammte aus der iſenburg-limburgiſchen Linie. Im Munde des Volks aber war ſie eine Nonne, — doch wir wollen die hübſche Kunde belauſchen.

Adolf von Nassau.

1.

Macht auf, macht auf das Klosterthor!
So rufen die Lanzenknechte;
Sie brechen aus dem Walde hervor,
Sie flohen aus dem Gefechte.

Da scholl es heraus: „Hier ist kein Ort
Für Ritter und für Reiter!
Dies Gotteshaus ist den Jungfrau'n ein Port —
Drum ziehet in Frieden weiter!“ —

Draus tönt es auf's Neu: „Die Eil ist noth,
Drum öffnet mit gutem Willen,
Es blutet sich sonst der König zu Tod,
Ihr sollt ihm die Wunden stillen!“

Zur ſelben Zeit da kam aus dem Wald
Ein flüchtiger Haufen gezogen,
Sie machten an dem Kloſter Halt,
Vor des Thores dunkelem Bogen.

Die Fackeln warfen düſtere Glut
Auf eine Bahre aus Zweigen,
Drauf lag ein Krieger im rothen Blut,
Wohl hörte man Seufzer ſteigen.

Herr Adolf von Naſſau war der Mann,
Der König vom deutſchen Reiche,
Der eine klaffende Wunde gewann
Durch des ſtraßburger Biſchofs Streiche.

Und als die Nonnen den Helden ſahn,
Da öffneten ſie die Thüren:
Den armen Leidenden zu empfahn,
Der Chriſtenpflicht will es gebühren.

Bald lag der König im trauten Gemach,
Er lag im weichen Bette,
Und weibliche Sorge ſchaffte wach
Um ſeine freundliche Stätte.

Imagina hieß die Wärterin,
Die ihm das Kloſter beſtellet,
Sie hat mit innigem, ſeligem Sinn
Die trübe Krankheit erhellet.

Sie legte ihm weich das Lager zu Dank,
Sie wußte Arzneien zu miſchen,
Sie gab die Speiſe, ſie reichte den Trank,
Den ſiechen Mann zu erfriſchen.

Sie ſang ihm ins Ohr manch ſüßes Lied,
Erzählte ihm helle Sagen;
Um den ſchönen König nimmer müd,
Hat ſie alle Mühen ertragen.

Und als die tiefe Wunde geheilt,
Da war eine neue im Herzen.
Einſt kam ſie Nächtens zu ihm geeilt,
Sie kam voll Aengſten und Schmerzen.

„Mein König, mein König, nun mache Dich auf,
Dich hat der Biſchof erkundet;
Schon naht er dem Kloſter in kühnem Lauf,
Dich tödtet nun, der Dich verwundet!“

Sie ziehet ihn durch den langen Gang,
Sie führet ihn leis durch den Garten,
Sie öffnet das Pförtchen und lauſchet bang,
Ob nicht die Feinde ſchon warten.

Bald ſind ſie am tief hinrauſchenden Rhein.
Sie zeigt ihm das Boot an der Fähre —
„Leb wohl!“ — Sie wendet ſich ſeufzend heim,
Auf daß ſie ins Kloſter kehre.

Da preßt ſie der König heiß an die Bruſt —
Sie ſind in Küſſen verloren. —
Und es trägt ſie der Kahn in der Freiheit Luſt,
Neu ſind ſie dem Leben geboren.

2.

Es baute daheim der König ein Schloß
In einer grünen Wilde,
Dort ruhte der Troß, im Stall stand das Roß,
Dort rosteten Schwerter und Schilde.

Der einst einherflog, der Feinde Schreck,
Der Herrscher in deutschen Gauen,
Er saß und schwelgte zu Adolfseck
Im Arm der schönsten Frauen.

Imagina ist das holde Weib,
Das ihn aus den Banden gerettet;
Mit der heißen Seele, dem blühenden Leib
Hält sie den König umkettet.

Es flossen ihm nie die Tage so hold:
Er versenkt sich in ihre Blicke,
Er spielet mit ihrem Lockengold —
Nie gab es lichtere Stricke.

Er küßte ihr rothes Lippenpaar
An des Mundes süßer Pforte;
Er horchte, der ganz verschollen war,
Auf ihre lieben Worte.

Er ritt mit ihr zur Falkenjagd,
Umbellt von den ſchlanken Rüden —:
Die einſt nur gebetet, die holde Magd,
Er ſah ſie nimmer ermüden!

Da ſaß er mit ihr am perlenden Bach,
Und ſchaut in die ſprudelnde Welle,
Und ſtellt mit dem Angel den Fiſchen nach,
Der Barbe und der Forelle.

Er zog mit ihr durch Wald und Flur
In ſeligem Plaudern und Koſen.
Was treiben ſie doch für Spiele nur
An den Hecken der wilden Roſen?

O, wie verrauſchte die helle Zeit!
Wie gingen die goldnen Tage,
Als gäb' es in alle Ewigkeit
Für ſie nicht Pein und Klage! —

So ſaßen ſie einſt auf der Zinne zumal,
Hoch über den Wäldern und Schlüften;
Sie ſchauten fern in Berg und Thal —
Es war ſo ſtill in den Lüften.

Im Weſten ſank in ein Meer von Glut
Nieder die rothe Sonne.
„Herr Gott, das iſt ſo roth wie Blut!"
So rief die junge Nonne.

Und ſchrill klang her des Thurmwarts Horn,
Er ließ die Brücke fallen;
Da gab ein Bote dem Roß den Sporn
In die lichten Königshallen.

„Mein König, mein König, die Ruh ſtell ein,
O, ſchärfe die Schwerter und Speere!
Schon ſenget der Feind dort über den Rhein
Mit ſeinem wilden Heere.

Und Adolf hebt ſich raſch empor,
Abſchüttelnd die Liebesträume,
Und ſchwindet mit ſeinem Kriegerchor
Durch des Bergwalds moſige Bäume.

3.

Bei Göllheim tobte laut die Schlacht,
Wohl ward da heiß geſtritten,
Herr Albrecht von Oeſtreich mit ſtolzer Macht
Iſt kühn in's Feld geritten.

Der mainzer Erzbiſchof ſteht ihm bei,
Den König Adolf zu fällen,
Und Pferdegeſtampf und Reitergeſchrei
Gellt aus des Kampfes Wellen.

Doch in dem Kloſter zu Roſenthal
Da harret die Fürſtenbuhle,
Imagina ſeufzet in Angſt und Qual
Und betet im Kirchenſtuhle.

Sie folgte dem Geliebten ins Feld,
Sie folgte ihm ohne ſein Wiſſen,
Es hat ſie ganz bezaubert der Held,
Sie kann ihn nimmer miſſen.

Sie wollte ihm folgen in die Schlacht,
Zu ſiegen oder zu fallen;
Mit Müh nur hat er ſie fortgebracht
In die nahen Kloſterhallen.

Dort klingt ihr zwiſchen Klag' und Gebet
Des Schlachtlärms wildes Rufen;
Sie hört, wie das Klirren der Waffen weht,
Wie es dröhnt von flüchtigen Hufen.

Und Abends endlich ruhet der Streit,
Sie ſtellen ein das Raſen,
Der Trommel Wirbel verklingen weit,
Das Horn hört auf zu blaſen.

Doch wilder pochet ihr junges Herz,
Die Ruhe will ihr nicht frommen:
Wer hat geſiegt mit dem blanken Erz? —
Wann wird der Geliebte kommen? —

Wie ziehen ſich die Minuten lang!
Wie dehnen ſich weit die Stunden!
Doch ſtille bleibt es im Kloſtergang —
Und Niemand bringt ihr Kunden.

Da ſtürmet ſie plötzlich angſtvoll fort,
Hoch zieht der Mond durch die Lüfte —
Zum Schlachtfeld geht's — o trauriger Ort!
Rings wehen Moderdüfte.

Sie ſuchet hinauf, ſie ſuchet hinab
Entlang die Leichengarben:
Die Erde rings iſt ein offnes Grab! —
Ach, was da für Männer ſtarben!

Sie findet ihn endlich — da liegt er kalt,
Mit blut'gen, verwirrten Locken!
Sie wirft ſich über die bleiche Geſtalt:
O Himmel, die Pulſe ſtocken!

Der warme Athem iſt entflohn,
Kein Angſtſchrei bringt ihn wieder;
Der Tod ſpricht allen Küſſen Hohn,
Wie Marmor ſind die Glieder.

Da faßt der Schrecken den ganzen Leib,
Sie greift zum Herzen im Krampfe,
Stumm ſtehet da das lichthelle Weib;
Ihr erloſch der Geiſt im Kampfe.

Und als die Sonne im Oſten ſtieg,
Da ſaß ſie bei ihrem Todten;
Wild ſtarrte der Blick, die Lippe ſchwieg,
Des Hauptes Gedanken verlohten. —

Sie brachten zum Kloſter Roſenthal
Des jungen Königs Reſte,
Sie legten ihn dort beim Abendſtrahl
In die letzte, beſte Veſte.

Sie legten ihn dort in die kühle Gruft,
Der jung und ruhmvoll geſtorben,
Und der in des Lebens Maienluft
Ein roſiges Treulieb erworben.

Imagina blieb ohne Speis' und Trank
Viel lange öde Tage.
Bis todt auf das Grab sie niedersank —
Eine stumme trostlose Klage.

So ist hier eigentlich ein Wallfahrtsort für liebende Paare. Ob die Kaffee trinkenden und Kuchen essenden Damen aus dem Bade Schwalbach, die sich an schönen Tagen stets in reicher Fülle unter den Ruinen einfinden, an diese Kunde alter Zeit denken, wissen wir nicht. Vom historischen Standpunkte haben sie es freilich auch nicht nöthig, denn nach sicheren Urkunden ist die Burg gar nicht von dem deutschen Kaiser, sondern vom Grafen Adolf I. von Nassau-Idstein, und zwar im Jahre 1356 erbaut worden.

Die Straße durchbricht bei Adolfseck einen hohen Felsen. Durch diesen Einschnitt ist auch die Aar geleitet, welche in früheren Zeiten die alten Ruinen umfloß. So erhebt sich die Burg, die früher auf dem linken Ufer lag, jetzt auf dem rechten. Thalabwärts gelangt man nun auch bald nach Hohenstein, dessen schöne Trümmer in stolzer Höhe auf schmaler, von tiefen Gründen umgebener Kuppe emporragen und herrliche Aussichten in das Bergland bieten. Sie gehörte dem Geschlechte der Katzenellenbogen an. Unter derselben steht noch eine andere Burg, die Greifenstein heißt. Bei der Michelbacher Hütte wird das Thal ebener und breiter. Ein sehr hübscher Punkt ist dann ferner die Burg Ardeck, von welcher die limburger Chronik meldet: „In derselben Zeit (1395), in der Pfingstwoche, schlug

Graf Adolf von Diez zu Naſſau eine neue Burg auf die Arde, nicht weit vor Diez, die er genannt Ardeck.“ Hier wohnten die Herren von Diez als Lehnsleute. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ſtand das Schloß noch unverſehrt.

Auch von dieſer Ruine erzählt ſich das Volk eine eigenthümliche Geſchichte. Am Weihnachtsabende 1750 kam Meiſter Anton Seibel, ein ehrlicher diezer Bürger, von Steinbach, wo er Geſchäfte beſorgt und einige Gläſer über den Durſt getrunken hatte. In Limburg konnte er ſich nicht verſagen, noch verſchiedene Schoppen gegen die Kälte zu ſich zu nehmen. Als es dunkel geworden war, dachte er heimzukehren, um an der Seite ſeines Weibes das auf der Fahrt erworbene Räuſchchen zu verſchlafen. Er macht ſich auf und wandert durch das Thor. Als er eine Weile auf der Straße weiter gegangen iſt, rollt hinter ihm drein ein Wagen. Er denkt, es iſt die Poſt-Chaiſe, und da er den Poſtillon kennt, ſo ruft er: Schwager, halt' ein, hier iſt ein blinder Paſſagier! Die Kutſche hielt, er ſtieg auf den Bock, und ohne viel zu ſagen, begann Meiſter Seibel ein Schläfchen, indem er ſeltſam mit dem Kopfe hin und her wackelte. Endlich rollte der Wagen über das Pflaſter, der gute Diezer erwachte und befand ſich an einem Orte, den er nicht kannte. Vor ihm dehnte ſich ein großer Hof, im Hintergrunde erhob ſich ein hell erleuchtetes Schloß. Bediente mit gepuderten Zöpfen, im reichen Coſtume der Zeit, ſtürzen aus dem Portale. Der Wagenſchlag wurde geöffnet. Altfränkiſche Herren ſtiegen aus und nahmen den Weg ins Schloß. Seibel wurde mit ſtummen Bücklingen aufgefordert, ihnen zu folgen. Voller Erſtaunen folgte er

der Einladung und befand ſich bald in einem Saale, wo eine ſeltſame Geſellſchaft von Herren und Damen verſammelt war. Unter ihnen zog beſonders ein Herr in feuerfarbenem Kleide, rothem Haar und flammenden Augen die Aufmerkſamkeit des Ankömmlings auf ſich. Man ſetzte ſich zu Tiſche, man aß und trank, man tanzte. Es folgte ein Bachanal der üppigſten und wildeſten Art. Dann ſchlug es plötzlich Ein Uhr. Ein fürchterlicher Donnerſchlag erfolgte, die Erde erzitterte, der Spuk verſchwand. Am anderen Morgen wurde der ohnmächtige Meiſter mit geſchundenem Geſichte und lahmen Gliedern im Geſteine der Ruine von Ardeck gefunden. Man brachte ihn nach Diez, wo er ſein Erlebniß vor den Schöffen zu Protokoll gab und mit einem Eide bekräftigte.

Die Moral von der Geſchicht':
Trink' zu viele Schoppen nicht!

Nachdem die Aar unterhalb Freiendiez in die Lahn gefallen, tritt die letztere aus dem limburger Keſſel wieder in das Gebirge. Hier liegt das alte Diez, das nach einigen Geſchichtsforſchern aus einem römiſchen Caſtell Decia entſtanden ſein ſoll. Die mittelalterliche Schreibart iſt Theodiſſa, die Umgebung heißt die diſſer Mark. Jedenfalls ſaß hier auch ſchon in frühen Zeiten ein altes Dynaſtengeſchlecht, das wahrſcheinlich mit den Konradinern verwandt war. In die Aufzählung der einzelnen Regenten einzugehen, können wir uns ſparen. Quellen-Schriftſteller haben zwar den Stammbaum feſtgeſtellt, culturgeſchichtliches Intereſſe iſt nicht vorhanden. Wir finden nur die klugen Naſſauer wieder, wie ſie die Töchter der Grafen von Diez heirathen und wie ſchließlich 1652 die Linie in den Reichs-

fürſten-Stand verſetzt wird. Die diezer Fürſten zogen es indeß meiſtens vor, in Holland hohe Stellen zu bekleiden und ihr Land verwalten zu laſſen. Wilhelm V., geſtorben 1806, hat das kleine Land trefflich regiert. Sein Sohn beſtieg unter dem Namen Wilhelm I. den Thron der Niederlande im Jahre 1815. Bekanntlich ſtammt die jetzige holländiſche Regentenfamilie aus dieſem Hauſe. Seit der neueſten Ordnung der Dinge iſt auch Diez an Naſſau gefallen.

Diez.

Die Lage von Diez iſt wie die der früher genannten Lahnſtädte ganz allerliebſt. Nach Oſten ſchaut es in die offene Gegend von Limburg, nach Weſten in das ſich verengende Thal. Und wie in ſeiner Lage, ſo iſt es auch

in ſeinem Baue theilweiſe düſter, theilweiſe heiter. Düſter iſt es in den alten Theilen, die uns Kunden aus den Tagen des Feudalthums zuflüſtern. Da erhebt ſich auf ſteilem Porphyrgipfel das alte Schloß, deſſen gewaltige, trotzige Mauern noch heute den Beweis liefern, mit welcher Kraft und Fülle die geharniſchten Männer des Lahnthales ihre Häuſer aufführten. Freilich entſpricht die jetzige Beſtimmung der Burg gewiß nicht dem Sinne jener hingeſchiedenen Geier- und Falkenherzen, die ſich ihre Neſter auf die kühnſten Felſen ſetzten. Das Familienhaus der früheren Grafen von Diez und der ſpäteren Fürſten von Naſſau, die jetzt auf dem holländiſchen Throne ſitzen, iſt in die Strafanſtalt des Herzogthums umgewandelt worden. Der Beſucher dieſer ernſten Räume findet ſtatt der Schatten der alten, ehernen Herren hier eine unſelige Auswahl von Verbrechern, unter denen auch die Räuber und Mörder nicht fehlen. Die Anſtalt datirt von 1784. Und ſo klingen denn hier keine Becher mehr an einander, es ertönen keine ſüßen Minnelieder, man reitet nicht mehr hinaus zu Turnei und Kampf, die Damen winken nicht mehr vom Balcon, ſie ſitzen nicht mehr in den Erkern, wo ſie Fähnlein und Schärpen als Lohn für errungene Siege ſticken. In den Stuben und Sälen herrſcht eine traurige und gezwungene Arbeitsthätigkeit. Da hocken in zweifarbiger Kleidung unglückliche und blaſſe Menſchen, die ihre böſen Triebe hieher gebracht haben, und arbeiten an Leinwandwebereien, an Strohgeflechten, Wollenzeugen, Garnen, Stickereien und Drahtarbeiten. Unten aber am Lahnufer ſind die ſchweren Verbrecher mit Marmorſägen und Schleifen beſchäftigt. — Seltſame Gegenſätze von Sonſt und Jetzt!

Die Aussicht aus den Zimmern des Schlosses ist sehr schön. Wären die Fenster nur nicht alle so düster vergittert! Auch bietet die alte Stadt noch manche malerische Gebäude. Im Mittelalter soll sich hier ein Hauptsitz für den umwohnenden Adel befunden haben. Alte Kunden erzählen, daß sich einst die Kreuzfahrer der Gegend an dieser Stelle versammelt haben. Da mag es allerdings anders hier ausgesehen haben. Sehenswerth ist die vom Grafen Gerhard IV. († 1306) errichtete Marienkirche. Ein Gang auf die Brücke, welche nach der Schiffervorstadt Sachsenhausen führt, ist sehr lohnend. Diese Brücke wurde verschiedene Male durch Ueberschwemmungen zerstört. Auch die Schweden haben ihr großen Schaden zugefügt. Ein eingestürzter Pfeiler dient als Unterbau zu einem neuen Pfeiler. Die jüngere Stadt, welche sich aus der alten herausgedrängt hat und in den letzten Jahrhunderten entstanden ist, weist ein freundliches Antlitz auf. Sie hat eine fast holländische Sauberkeit und ist regsam und lebendig, denn es befinden sich hier ein Amt, eine Garnison und mancherlei Gewerbsthätigkeit.

VIII.

Fachingen. Balduinſtein. Schaumburg. Laurenburg.

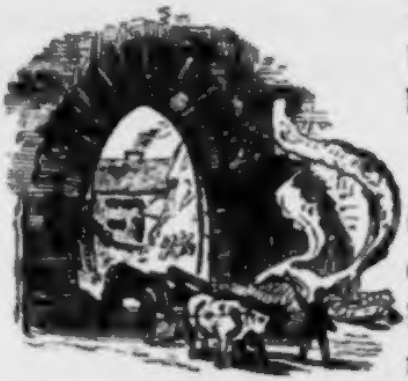
Die landſchaftliche Geſtaltung des Lahnthales nimmt nun wieder einen vollſtändig anderen Charakter an. Da die Berge von allen Seiten nahe an den Fluß treten, ſo brauſen wir auf der Eiſenbahn durch verſchiedene Tunnels. An den mit Buchonwald bewachſenen Halden bricht allerlei verſchiedenes Felsgeſtein hervor. Man gewahrt hier den Kalk, den Porphyr, den Schiefer, den grünlichen Aphanit. Weiter unten wird Dachſchiefer gewonnen. So ergiebt ſich ein äußerſt anmuthiger Wechſel der Landſchaftsbilder, der durch die vielen Windungen des Thales oft ſehr überraſchend wirkt. Wir nähern uns den Regionen des rheiniſchen

Schiefergebirges. Die Formation des Thales erinnert an Rhein, Mosel und Ahr. Da aber die Hügelwände nicht mit Reben bepflanzt sind, sondern im Schmucke grüner Buchenwälder prangen, so hat die Gegend einen lieblicheren ruhigen Charakter. Es ist eine wahre Freude im hellen Sonnenschein durch diese grünen Einsamkeiten zu fahren.

Die erste Station, auf welcher der Zug hält, ist Fachingen. Links vom Fluß unterhalb der Bahn, am Ufer dehnen sich unter hohen Lindenbäumen einige Gebäude, die zu dem nicht unberühmten Brunnen gehören, der unmittelbar am Strande aus dem Boden quillt. Früher soll hier eine Klause für Nonnen vom Orden des heiligen Wilhelm gestanden haben. Nach der Reformation wurde das Kirchlein des Dorfes den Lutheranern übergeben. Die Quelle, welche hauptsächlich kohlensaures Natron enthält, wurde erst 1740 bekannt und von dieser Zeit an benutzt. Sie lag nämlich so nahe an der Lahn, daß sich ihr Wasser fast unmittelbar mit dem Flusse vermischte. Man erzählt, daß ein Schiffer zuerst daraus getrunken habe und von einem schweren Leiden geheilt worden sei. Ein Chirurg, Namens Bender aus Diez, wendete ihr nun seine Aufmerksamkeit zu. Sie wurde gefaßt und fand bald mancherlei Freunde, ja, sie wurde schon 1760 vom Geheimenrathe Eberhard zu Dillenburg besungen:

Daselbst im bunten Thal, in einem Wiesengrunde
Quillt in und an der Lahn ein rein und edler Trank.
— — — — — — — — —
Der kühl und frisch dem Mund ein wahres Labsal reicht —
Ein Wasser flüssig, leicht, klar, spielend, perlenhaft,
Voll Geist und fixer Luft, voll von Gesundheitskraft —

Der Quell war zunächſt an Privatleute verpachtet; gegenwärtig ſteht er unter der herzoglichen Brunnenverwaltung, die jährlich 500,000 Krüge verſendet, welche der Staatscaſſe einen Reingewinn von 24,000 Gulden liefern ſoll. Das Waſſer geht in alle Welttheile und wird bei Magenſchwäche, Hämorrhoidal- und Blaſenleiden benutzt.



ie Bahn, welche von Diez aus eine gute Weile auf dem linken Flußufer fortgeführt iſt, führt uns nun in einer kleinen Friſt nach Balduinſtein, wo ein tief eingeſchnittenes Taunusthal

Balduinſtein.

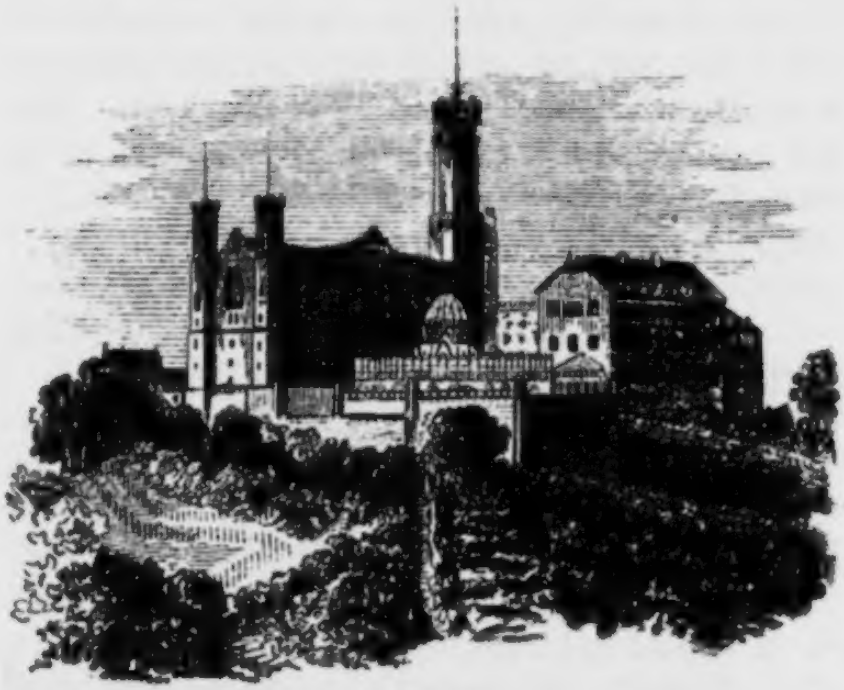
mündet. In dieſer Spalte über den Häuſern des Dorfes gewahrt man auf einem Porphyrfelſen die gleichnamige Burg, welche ihren Urſprung dem ſchon mehrfach genannten kühnen Erzbiſchof Balduin von Trier aus dem Hauſe

Luxemburg verdankt. Er baute sie 1319 in einer Fehde gegen die Herren von Westerburg, Reinhard I. und Johann I., welche die oberhalb auf der Gebirgshöhe thronende Burg Schaumburg besaßen, auf deren eigenem Grund und Boden. Der Ort, welcher sich darum ansiedelte und bald eine mächtige Burgmannschaft besaß, erhielt 1321 Stadtrechte und Gerichtsbarkeit vom Kaiser. Seit 1430 wurde Balduinstein verschiedentlich verpfändet und erst in neuerer Zeit von Nassau eingelöst. Das Werk des stolzen und gewaltthätigen Prälaten ist längst in Schutt und Staub zerfallen.

Dagegen ist die ältere Schaumburg in der letzten Zeit wieder recht zu Ehren gekommen. In alten Urkunden wird sie zuerst 1192 genannt und als gemeinschaftliches Eigenthum von Hermann von Virneburg und Heinrich und Gerlach von Isenburg aufgeführt. Später kam sie durch Schenkung an das Erzstift Köln, dessen Bischof, Siegfried von Westerburg, sie seinem Bruder Heinrich gab. Diese Familie verpfändete sie an Katzenellenbogen und dadurch an Hessen. Dann im Besitze der Linie Leiningen-Westerburg, wurde sie 1656 von der Witwe Gräfin Agnes von Holzappel für 40,000 Thlr. angekauft.

Diese Dame war die Frau des im dreißigjährigen Kriege berühmt gewordenen Generals Peter Melander, eines Mannes, der wie Johann von Werth und Johann Sporck von der Pike auf gedient hatte und endlich zu den höchsten Ehrenstellen emporgestiegen war. Peter Melander hieß eigentlich Eppelmann und war 1585 als der Sohn eines reitenden Landsknechts zu Niederhadamar geboren, wo die Familie schon lange hauf'te. Ein Oheim von ihm

diente als Secretär beim Prinzen Moritz von Nassau-Oranien, andere Verwandte waren Geistliche. Der junge Bursche besuchte die Schule und übersetzte seinen deutschen Namen in das Griechische, indem er sich Melander nannte. Dann widmete er sich dem Kriegswesen, diente 1615 in Basel und in Venedig und trat 1633 in hessische Dienste unter



Schaumburg.

Wilhelm V., der ihn zum General-Lieutenant bestellte. Während er zuerst zu den Protestanten hielt, ging er nachher in das Feldlager der Katholiken über und trat in das kaiserliche Heer. Das war eben in jenen Zeiten nichts Neues. Die Soldaten waren Söldner, sie gingen hin, wo Fortuna, die leichtfertige Göttin des Glücks, am meisten

bot. Eppelmann zeichnete ſich übrigens hier wie dort aus, er war ein kühner Soldat, der freilich nicht für eine Idee kämpfte, der aber, wenn er dreinſchlug, ſeine Pflicht that, als hätte er ſich für höhere Gedanken begeiſtert. Man ſagte damals von ihm:

Wer dem Kaiſer das Scepter will entreißen,
Muß erſt in den ſauren Apfel beißen.

Er fiel am 17. März 1648 zu Zusmarshauſen bei Augsburg in den höchſten militäriſchen Ehrenſtellen, nachdem ihn der Kaiſer 1643 zum Grafen von Holzappel gemacht hatte und nachdem er ſich ein für jene Zeit koloſſales Vermögen erworben hatte. Man ſchätzte ſeine Nachlaſſenſchaft auf 1,386,299 Thaler. Schon 1643 kaufte er vom Grafen Johann Ludwig von Naſſau-Hadamar die Herrſchaft Eſterau mit der Vogtei Iſſelbach und Appenrad für 64,000 Thaler. Die in dieſer Gegend an der rechten Seite des Fluſſes liegende Grafſchaft Holzappel, die überaus reich an Metallen iſt, gab ihm den Namen. Dazu erwarb ſeine Witwe nun auch die linksſeitige Grafſchaft Schaumburg. Seine reiche Erbtochter Eliſabeth Charlotte wurde die Gattin Adolf's von Naſſau-Dillenburg. Die Enkelin des gemeinen Soldaten wurde Prinzeſſin.

Melander hinterließ nämlich keinen Sohn. Die jüngſte Tochter Adolf's und Eliſabeth Charlottens, die ebenfalls Charlotte hieß, vermählte ſich mit Lebrecht von Anhalt-Bernburg. Sein Sohn Victor Amadeus Adolf nahm die Burg zu ſeinem Wohnſitze und ließ bedeutende Bauten vornehmen. Ihm folgte ſein Sohn Karl Ludwig und dieſem deſſen Sohn Victor Karl Friedrich. Der letztere hinterließ vier Töchter. Die älteſte, Hermine, vermählte ſich mit

dem Erzherzoge Joseph, dem Palatin von Ungarn; beider Sohn, der Erzherzog Stephan, ist der jetzige Besitzer und Bewohner von Schaumburg.

Wenn du heutzutage eine Wanderung an der Lahn unternimmst, mein lieber Leser, so hörst du allerwärts ein Loblied auf den Erzherzog Stephan singen. Von ihm redet dein Nachbar auf der Eisenbahn, von ihm dein Gefährte im Postwagen, von ihm der Bauer, mit dem du auf der Landstraße oder auf einem Wiesen- und Waldwege dahinziehst. Kehrst du aber in einem Wirthshause ein, so wird sich die Unterhaltung gleichfalls dem Manne zuwenden, der, obgleich er kein Nassauer sondern ein Oestreicher ist, wohl die populärste Persönlichkeit in diesen Theilen des Herzogthums genannt werden dürfte. Und warum ist dies der Fall? Ich will es dir in aller Kürze mittheilen.

Erzherzog Stephan, der am 14. Sept. 1817 zugleich mit seiner in der Blüthe ihrer Jahre heimgegangenen Schwester das Licht der Welt erblickte, verlor an demselben Tage die Mutter. Die erste Erziehung erhielt er von seiner Großmutter, einer feingebildeten, geistvollen Frau, auf der Schaumburg. Er lernte in früher Jugend sechs Sprachen, die in Oesterreich vorzugsweise gesprochen wurden, er erwarb sich eine Menge wissenschaftlicher Kenntnisse. In Wien, wo man seine Talente erkannte, wurde er auserkoren, um einst in Ungarn verwendet zu werden. In der That paßte auch sein Naturell vorzugsweise für diesen romantischen, exaltirten und absonderlichen Volksstamm, denn der junge Habsburger war ein echter Ritter, hochherzig in seinen Ansichten, kühn in seinen Entschlüssen, beredt in seiner Ausdrucksweise, begeistert zu allen edlen Regungen

und Thaten. Und der Jüngling zeigte ſich ſchon als Mann. Als im Jahre 1838 die Donau das Land überſchwemmte, die niedriger gelegenen Straßen von Ofen und Peſth unter Eis und Waſſer ſetzte und nahezu 3000 Häuſer von den Fluthen verſchlungen wurden, da fuhr der junge Fürſt in einem Kahn, der mit Lebensmitteln ausgerüſtet war, in die toſenden Elemente, brachte Nahrung und Kleidung und rettete, wo er retten konnte. Sein Vorbild zündete. Die edeln Ungarn thaten, wie er gethan und groß war der Lohn, da den amtlichen Nachweiſen nach trotz einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Einwohnern und ſo ausgedehnter plötzlich hereingebrochener Kalamität kaum 100 Menſchen ein Opfer derſelben wurden. — Solche Opferwilligkeit lebt bei den Magyaren noch in unvergeſſenem Andenken.

Der junge Fürſt wurde von ſeinem einſichtigen Vater, dem Erzherzog Joſeph, früh in die Geſchäfte eingeführt und löſte ſeine Aufgaben in einer Weiſe, daß man in Wien nicht minder wie in Ungarn mit ihm zufrieden war. In den Jahren 1842 und 1843 reiſte er in Deutſchland und Italien. Der Kaiſer berief ihn 1844 zum Generalſtatthalter von Böhmen. Hatte er es in Ungarn mehr mit conſtitutionellen Beſtrebungen zu thun gehabt, ſo ſtieß er hier auf einen abſolutiſtiſchen Adel. Er wußte indeß das Staatsſchiff trefflich zu ſteuern, indem er mit Mäßigung und Geſchick die feudalen Zuſtände auf die Bahn liberaler Volkseinrichtungen zu lenken ſtrebte. Auch hier bewies er, daß er nicht allein ein Mann des Raths ſondern der That ſei. Als 1845 das Land durch Ueberſchwemmungen und Hungersnoth litt, trat er überall ſelbſtthätig eingreifend auf.

Sein Vater Joſeph ſtarb am 13. Jan. 1847 und nun wurde Erzherzog Stephan am 18. Jan. zum Statthalter Ungarns ernannt. Das Land jubelte. Als er eine Rundreiſe machte, wurde er empfangen wie ein Kaiſer. Die Ungarn brannten darnach ihren Liebling zum Palatin zu wählen. Aber in jenen Tagen keimte ſchon der Samen, der im Jahre 1848 aufgehen ſollte. Bei Eröffnung des Landtags am 10. Nov. 1847 beantragte Koſſuth, daß die Schwur-Formel des Palatins in ungariſcher Sprache abgefaßt ſein mußte. Der Antrag ging durch. Am folgenden Tage traf der Kaiſer ein. Stephan wurde zum Palatin erwählt. Aber die magyariſche Freiheitspartei hatte nur den erſten Schritt gethan, ſie ging bald weiter, ſie betrat unter Koſſuth's Führung den Weg der Revolution. Erzherzog Stephan ſuchte in beſter Weiſe zu vermitteln. Er befürwortete die Preßfreiheit, die Vertheilung der Abgaben, den beſſeren Volksunterricht, die Vertretung der unteren Stände im Reichstag, Gleichheit vor dem Geſetz, Volksbewaffnung, Beeidigung des Heeres auf die Verfaſſung und Entfernung fremder Truppen aus dem Lande. Als er ſich aber zur Betreibung dieſer Forderungen mit einer Deputation nach Wien begeben hatte, brach der Aufſtand los. Man erwartete von der Regierung keine Zugeſtändniſſe. Der Bürgerkrieg mit ſeinen Schrecken durchzog das Land. Der Erzherzog legte ſein Amt in die Hände des Kaiſers nieder, er zog ſich aus dem öffentlichen Leben zurück und ging nach der Schaumburg an der Lahn, wo er ſeine friedliche Jugend verlebt hatte.

Auf die ſchwülen arbeitsſchweren Tage der Staatsgeſchäfte folgte ein ſtilles anmuthiges Idyll, und er wirkt

nun in menſchenfreundlicher Weiſe in ſeinem kleinen Kreiſe wie er in ſeinem großen gewirkt hat, zum Segen Vieler. In der That, wenn man die rührenden Lobpreiſungen der Bewohner des Landes hört, ſo iſt er ein wahrhaft guter Menſch. Der Arbeiter, der für ihn ſchafft, und dem er ſich nicht ſcheut, eine Handleiſtung zu thun, der Jäger, mit dem er die Wälder durchſtreift, der Beamte, dem er die vollſte Gewiſſensfreiheit läßt — ſie alle lieben ihn.

Kyroll.

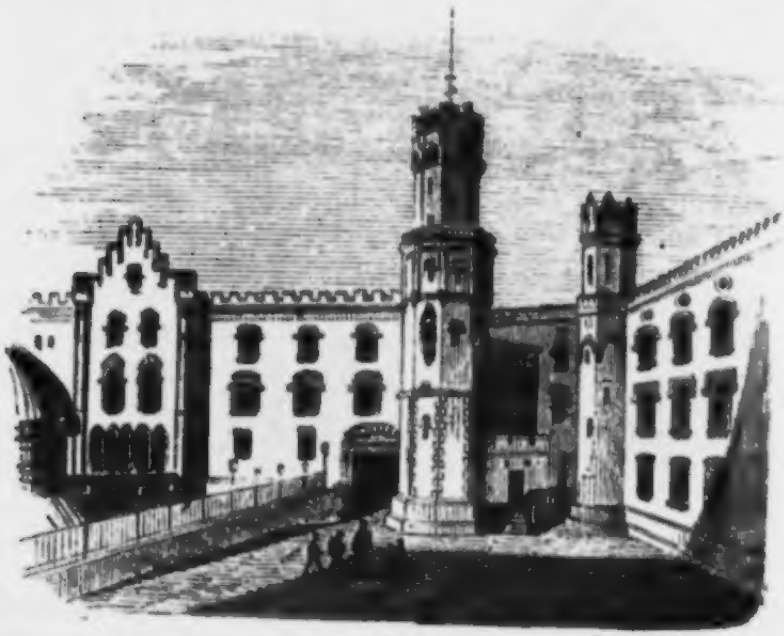
Aber, mein geneigter Leſer, du wirſt dich am beſten vom Leben und Wirken dieſes einſiedelnden Fürſten überzeugen, wenn du dir ſein Haus betrachteſt. Ich ſchlage dir alſo vor, die Schaumburg zu beſteigen.

An einzelnen Tagen, wenn ich nicht irre, Mittwochs, Samstags und Sonntags, fährt ein Omnibus an jeden Eiſenbahnzug, der die Beſucher nach Schaumburg und zurück bringt. Im Nothfalle iſt in Balduinſtein auch ein Wagen zu haben. Der neue Weg, welcher aus der Tiefe auf die luftige Höhe geführt iſt, kann ein Meiſterſtück des Straßenbaues genannt werden. Er ſchlängelt ſich wie die

Alpenstraßen in zahllosen Windungen den Gipfel hinan und hat doch eine so leise Steigung, daß die Pferde fast immer im Trabe bleiben können. Und dabei ist er auch malerisch angelegt. An einer Stelle fährt man unter einem Aquaduct her, über den der Bach in rauschender Cascade herabfällt. Weiterhin geht es an einer Felskante durch einen kleinen Tunnel. Ringsum hat man schöne Aussichten in die umliegenden Wälder. Die Kuppe, auf welcher die Burg sich erhebt, ist von reizenden Parkanlagen umgeben.

Hat man nach einer halbstündigen Fahrt den Gipfel erreicht, so passirt man ein gutes und behagliches Gasthaus, vor dem saubere und freundliche, bedeckte Gartensitze für die Wanderer eingerichtet sind. Weiterhin geht man durch das Portal in den Schloßhof. Die Burg besteht aus zwei Theilen, einem alten und einem neuen Baue. Der ältere Bau wurde, allem Anscheine nach, zum größten Theile im Anfange des vorigen Jahrhunderts aufgeführt, nur einige Thürme mögen aus früherer Zeit stammen. Der neuere und stattlichere Theil der Gebäude, die im gothischen Style errichtet sind, gehört den letzten Jahr-

zehnten an und ist ein Werk des Erzherzogs. Wie ich erfuhr, hat der Baurath Boos in Wiesbaden, derselbe Meister, der die reizende protestantische Kirche in der Hauptstadt des Landes baute, mit einem jungen Architekten, Frickhöffer, den Plan entworfen und ausgeführt. Es ist ein hohes, dreistöckiges Gebäude mit drei schlanken Thürmen,



Schloßhof.

die, weit über das alte Schloß hinausragend, der Landschaft zur höchsten Zierde gereichen. Die Verhältnisse und Decorationen erinnern an englische Burgen. Der Erzherzog beabsichtigt übrigens auch die andern Theile des Schlosses umzubauen und sie mit dem neuen gothischen Theile in Einklang zu bringen.

Als ich in den Schloßhof trat, kam aus einer der

Thüren ein Häuflein rothwangiger, friſcher und freundlicher Kinder in reinlichen Kleidungen mit Torniſtern auf dem Rücken. Die Schule war aus, und die Schule wurde im Schloſſe gehalten. Wo iſt das ſonſt der Fall? Ich fragte die Kinder nach einem Führer. Sie gaben unbe-

Mineralienſammlung.

fangene Antworten; ein Bube ging den Caſtellan holen. Da ſchritt aus einer anderen Thür eine hohe, ſchlanke Geſtalt mit dichtſchwarzem Barte und verlor ſich raſch in einem gegenüberliegenden Flügel. Ich hatte dieſen Kopf einſt in einem Bildniß geſehen, das A. von Wille in Düſſeldorf gemalt hatte, und erkannte in ihm ſogleich den Er-

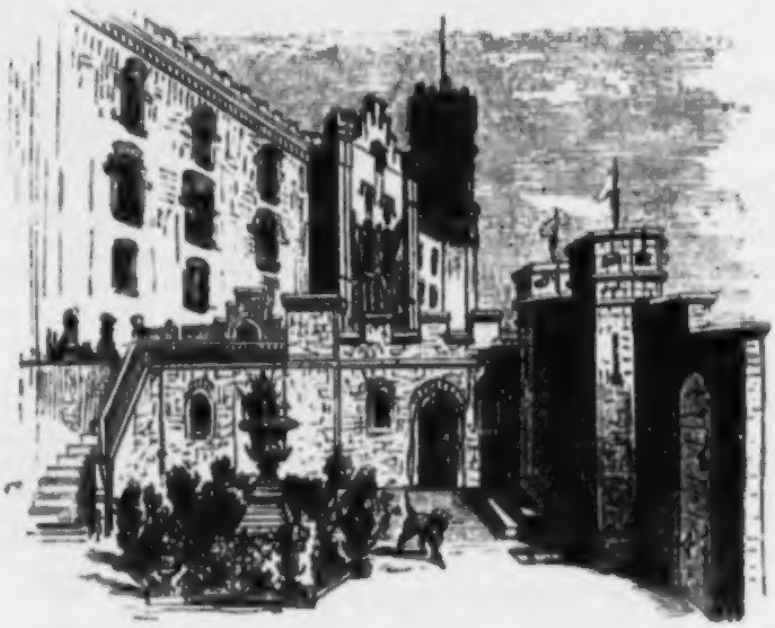
herzog. Unterdeß kam auch der Caſtellan und beſtätigte mir, daß ich mich nicht geirrt hatte.

Der Caſtellan erfüllte ſein Führeramt vortrefflich. Er geleitete mich durch die herrliche Mineralien-Sammlung, die ſich im unteren Stockwerke des neuen Baues befindet

Wintergarten.

und die in Deutſchland, namentlich in Beziehung auf die Schönheit der Exemplare nicht ihres Gleichen hat; er ließ mich die reichhaltige Bibliothek ſehen; er führte mich durch die gegen Süden liegenden phantaſtiſchen Gewächshäuſer und durch den kleinen zoologiſchen Garten, der gegen Weſten liegt, und Bären, Wölfe, Füchſe, Adler, Geier, Falken und Waſſervögel beherbergt; er zeigte mir den Marſtall mit ſeinen herrlichen Pferden und ließ mich den höchſten Thurm beſteigen, von deſſen Mittelpunkt aus das Herzogthum trigonometriſch gemeſſen worden iſt und auf

deſſen Höhe man einen weiten Blick in das herrliche Land hat: „Da liegen ſie alle in grünen Höhn, die ſtillen Thäler in milder Ruh!“ möchte man, das Bild der Nacht in ein Bild des Tages umwandelnd, mit Uhlands König auf dem Thurme rufen. Ja, dieſe Ausſichten ſind unausſprechlich ſchön! Die Burg ſoll noch mancherlei andere intereſſante



Treibhaus.

Dinge enthalten, die ich leider nicht in Augenſchein nehmen konnte, denn der Erzherzog hatte Beſuch von ſeinem Bruder Joſeph, der ſich vor Kurzem verheirathet hatte und mit ſeiner jungen Gattin den Honigmond auf der Schaumburg „in ſeliger Verſchollenheit“ zubrachte. Erzherzog Stephan war ſogar ſelbſt, um dem jungen Paare Platz zu machen, in das nahe Hauſen gezogen und kam als Gaſt in ſeine Burg.

Nach der Besichtigung des Schlosses begab ich mich in das Wirthshaus. Vom Himmel strömte unendlicher Regen. Ich dachte nach einer kleinen Herzstärkung sofort wieder anspannen zu lassen und nach Balduinstein zurückzukehren, aber ich befand mich bald in angenehmster Gesellschaft. Die Beamten des Schlosses kamen zum Essen. Ich hörte hier viel von der Liebenswürdigkeit des Besitzers, der für den Unterricht von ungefähr 30 Kindern seiner Hausleute und Diener einen Elementar- und einen Reallehrer hält, so wie durch Turn- und Schwimm-Anstalten für gymnastische Uebungen gesorgt hat. Wir waren bald in eine weitläufige Unterhaltung über Literatur und schöne Wissenschaften vertieft, die sehr spannend und anregend war und Kunde von der Bildung der Männer gab, welche die Geschäfte des Erzherzog's und den Unterricht seiner Schule zu leiten haben. So vergingen die Stunden, bis ich wieder an die Station mußte, in rascher Eile. Wäre das Wetter nicht über alle Maßen abscheulich geworden, dann hätte ich in dem Thale auch wohl die Quelle von Geilnau besucht, deren Wasser ähnliche Bestandtheile wie Fachingen aufweist und vielfach verschickt wird.

Laurenburg.

So zog ich es denn vor, den Zug zu beſteigen und das Thal hinunter zu dampfen. Die Lokomotive brauſt hier durch den längſten Tunnel der Strecke, der nach dem über demſelben gelegenen Dorfe Cramberg genannt iſt. Nach einiger Zeit zeigt ſich auf der rechten Seite der Lahn ein Landhaus im Thale, das die Schaumburger erbaut haben und das jetzt vielfach von Beamtenwitwen aus der darüber liegenden Grafſchaft Holzappel, die bekanntlich ſehr reich an Erz und Bergleuten iſt, bewohnt wird. Darüber auf dem vorſpringenden Bergkegel erhebt ſich ein alter Thurm als letzter Reſt des Schloſſes Laurenburg, wo einſt die Wiege des naſſauiſchen Geſchlechtes ſtand. Laurenburg kommt wohl nicht von Laura, ſondern von Lauern her und hat deshalb dieſelbe Bedeutung wie die Lurlei, d. h. der lauernde Fels. Der erſte Name, der hier genannt wird, iſt ein Graf Otto, welcher

einer zweifelhaften Sage nach ein Bruder Kaiser Konrad's I. war und die Esterau besaß, wie damals die nachherige Grafschaft Holzappel genannt wurde. Nach anderen Mittheilungen ist ein Drudwin oder Dudo von Lippern, das bei St. Goarshausen liegt, der erste bekannte Besitzer der Gegend. Sein Enkelsohn, Dudo III. († 1076), soll die Laurenburg errichtet haben. Die Macht und das Ansehen dieses Geschlechtes wuchs mehr und mehr. Dudo IV. baute 1093 die Burg Nassau, an die wir später gelangen. Nach diesem Schlosse nannte sich das Geschlecht seit dem Jahre 1160. Ein Nachfolger, Graf Heinrich von Nassau, vereinigte 1230 alle Besitzthümer der Familie. Man hieß ihn „den Reichen." Von seinen beiden Söhnen, Walram und Otto, stammen die beiden großen Linien, die sich 1255 in die Besitzthümer theilten. Walram erhielt den südlichen Theil, Idstein, Wiesbaden, Weilburg, Otto die nördliche Partie, Dillenburg, Beilstein, Siegen. Die erstere Linie herrscht gegenwärtig in Nassau, die letztere nimmt den holländischen Thron ein. Walram's Sohn, Adolf, wurde 1292 zum deutschen Kaiser gewählt. Von ihm stammen die Häuser Nassau-Saarbrücken, Nassau-Idstein und Nassau-Weilburg. Nassau-Saarbrücken zerfiel wieder in die Linien Nassau-Ottweiler, Nassau-Saarbrücken und Nassau-Usingen. Die jüngere Ottonische Linie theilte sich nach und nach in Nassau-Dillenburg, Nassau-Siegen und Nassau-Diez. Da es sich hier nicht um eine historische Darstellung handelt, so sparen wir uns die Erzählung dieser Spaltungen. Aber welche Menge von deutschen Dynasten aus Einem Hause! Und wie viele interessante Gestalten treten uns im Laufe der Jahrhunderte

unter ihnen entgegen! Ein deutſcher Kaiſer, eine Reihe von niederländiſchen Statthaltern, engliſche und holländiſche Könige und viele tüchtige Kriegsleute und Staatsmänner! Kaiſer Franz von Oeſterreich ſoll einmal vor den Ruinen ſeiner Stammburg Habsburg geſagt haben: „Ja, wir haben klein angefangen!“ Ganz in ähnlicher Weiſe kann das naſſauiſche Haus von der Laurenburg reden.

Wer ſich vorzugsweiſe für die Induſtrie intereſſirt, der mag von Laurenburg aus das nahe Holzappel beſuchen, welches ſich auf verſchiedenen Wegen erreichen läßt. Die dortigen Metallwerke gehören zu der älteſten deutſchen Induſtrie und liefern auch Silber und Blei. Früher dem Erzherzog Stephan angehörend, ſind ſie ſpäter in die Hände einer Aktiengeſellſchaft übergegangen. Bei den Pochwerken, Setzmaſchinen und Oefen findet man ein reges metallurgiſches Treiben.

IX.

Arnſtein, Langenau, Naſſau.

Es geſchieht nicht ſelten, daß die ſchaffende Phantaſie des Dichters durch beſonders ſchöne Orte zu neuen Leiſtungen angeſpornt wird, ſei es, daß ſie irgend ein Lied hervorrufen, oder daß der Poet ſie zum Hintergrunde eines zu ſchaffenden Werkes benutzt. In dieſer Beziehung war Clemens Brentano, der eigenthümliche Romantiker, der einige ganz wunderbare und unvergleichliche Dichtungen, dann aber auch viel verworrenes, unfaßbares und faſt unlösbares Zeug geſchrieben hat, mitunter ſehr glücklich. Bekanntlich iſt er der eigentliche Erfinder der Lorelei-Sage, die ſowohl von ihm wie von vielen anderen Dichtern behandelt wurde und die heutigen Tages gewiſſermaßen einen Glanzpunkt in der deutſchen Poeſie abgibt. Nun hat dieſer Poet auch einen Ort an der Lahn zum Hintergrunde einer freilich nur im Bruchſtücke vorhandenen Erzählung gemacht. Ich meine nämlich das Fragment „Aus der Chronica eines fahrenden Schülers“. Freilich enthält dieſes nur wenig bekannte Stück

gerade nicht viele Thatſachen, dafür iſt es aber in einem überaus feinen Tone gehalten. Und dieſen feinen Ton verdankt es vorzüglich der ſtillen Stelle der Lahn, welcher wir uns jetzt nahen.

Unterhalb der Laurenburg werden die Berge höher, das Thal macht immer kürzere Windungen, überall vertieft ſich das Auge in die ſchönen, grünen Wälder, welche die Hügelwände von ihrem Fuße bis an die Gipfel decken. Und nun entrollt ſich in dieſer weltverlorenen Einſamkeit plötzlich ein wundervolles Bild. Links aus dem Gebirge rauſcht ein Bach, auf dem Bergvorſprunge erhebt ſich eine romaniſche Kirche mit vier Thürmen in der zierlichſten Bauart. An dieſelbe lehnt ſich das weitläufige Kloſter. „Gruß dir Romantik!“ rufen wir mit Ferdinand Freiligrath aus. Die Art und Weiſe, wie ſich die weißen, zierlichen Gebäude auf den hinter ihnen liegenden Waldbergen abſetzen, iſt ſo ſchön und überraſchend, daß ich kaum einen Punkt wüßte, der beſſer und lebendiger die deutſche Romantik ausdrückte. Sollen wir hier nicht auch ein Todtenamt für Clemens Brentano halten? Der Dichter hat ſein allerſchönſtes Lied, das überhaupt zu den allerſchönſten der deutſchen Lyrik gehört, an dieſe Stelle geknüpft. Der fahrende Schüler erzählt, daß ſeine Mutter, die ſchöne Laurenburger Els, es einſt zu Arnſtein geſungen habe. Es klingt mir in den Ohren, ich ſetze es hierher:

Es ſang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl ſüßer Schall,
Da wir zuſammen waren.

Ich ſing' und kann nicht weinen,
Und ſpinne ſo allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond will ſcheinen.

Da wir zuſammen waren,
Da ſang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag ſcheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz iſt klar und rein,
Gott wolle uns vereinen.

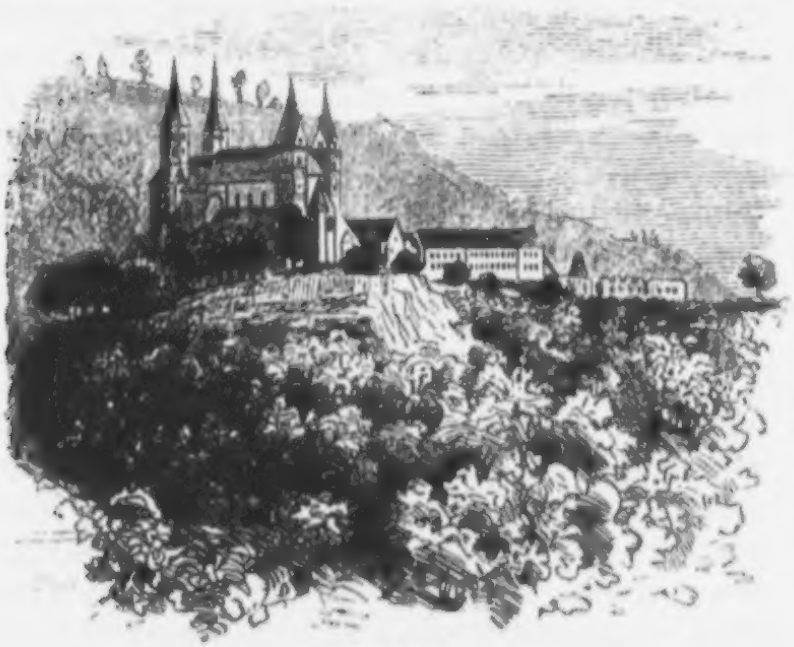
Seit du von mir gefahren,
Singt ſtets die Nachtigall,
Ich denk bei ihrem Schall;
Wie wir zuſammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier ſpinn' ich ſo allein,
Der Mond ſcheint klar und rein,
Ich ſing' und möchte weinen.

In der That, Kloſter Arnſtein iſt über alle Maßen ſchön. Und deßhalb hat es nicht allein der Dichter, auch die Maler haben es ſehr oft zu ihren Bildern verwandt. Wir rathen Dir, lieber Leſer, dieſe anmuthige Gegend genauer anzuſehen. Da einzelne Züge der Eiſenbahn in der Nähe halten, iſt gar keine Schwierigkeit vorhanden.

In alten Zeiten ſtand an der Stelle des Kloſters ein Schloß Arnoldſtein, woraus ſpäter Arnſtein entſtand, es war der Sitz der mächtigen Grafen von Einrich-Gau, der ſich ſüdwärts von der Lahn und oſtwärts vom Rheine erſtreckte. Der erſte bekannte Beſitzer war Hugo, der um 978 genannt wird. Seine Söhne hießen Wigger und Arnold. Der letztere erbaute die Burg am Eingange des Dörsbachthales und nannte ſie nach ſeinem Namen. Von ſeinen ſieben Enkeltöch-

tern ſagen die alten Chroniſten: „ein Exempel aller Tugenden, ſchön, von Liebe ſchöner, von Angeſicht noch ſchöner, von Geburt allerſchönſte.“ Sie verheiratheten ſich alle mit edlen und trefflichen Herren. Ein ſpäterer Sprößling der Burg, Ludwig III., war ein wilder Geſelle, der ſeine Burg zu einem Raubneſte machte, dann aber in ſich ging und, da



Arnſtein.

ſeine Ehe mit Guda von Löwenberg kinderlos blieb, die Burg 1139 in eine Prämonſtratenſer-Abtei umwandelte und faſt alle ſeine Güter der Kirche vermachte. Er wurde 1185, nachdem er zu Gummersheim geſtorben war, auf einer Bahre von den Grafen von Naſſau, Diez, Katzenellenbogen und Iſenburg in das Kloſter getragen und dort beigeſetzt.

Der erſte Abt, Gottfried, war mit vierundzwanzig Brü-

dern aus Sachſen gekommen. Das reichlich dotirte Kloſter wurde im Laufe der Zeit immer glänzender und mächtiger und bildete ſich zu einer bedeutenden Culturſtätte des Lahnthales aus. Ganze Dörfer und Kirchſpiele ſtanden unter dem Krummſtabe des Abtes. Das Kloſter beſaß außerdem Güter am Rheine und in der Pfalz. Auch die Wiſſenſchaften wurden hier gepflegt. Ein Mönch Namens Luwand, der zur Zeit Heinrich's des Reichen lebte, ſchrieb das Leben Ludwig's von Arnſtein und die Stiftung des Kloſters in deutſcher und lateiniſcher Sprache. Dieſe Schriftſtücke befinden ſich im Archiv zu Idſtein. Um den Bau der Kirche machte ſich der Abt Wilhelm von Staffel verdient. Da derſelbe aber um 1357 lebte, ſo kann es ſich nur um eine Erweiterung des Gotteshauſes gehandelt haben. Das Kloſter ſtand unter der Schutzherrſchaft der Grafen von Naſſau. Als dieſelben in der Reformationszeit die neue Lehre angenommen hatten, ſchloß ſich die Abtei an Trier an. Sie hatte ſiebenundvierzig Aebte und wurde 1813 aufgehoben. Die ſchöne Kirche iſt zur Dorfkirche herabgeſunken. In den Zellen des verfallenen Kloſters wurde eine Bußanſtalt für Geiſtliche eingerichtet. Die Margarethenkirche am Fuße des Arnſteiner Berges, die in alter Zeit zweiundſiebenzig Filialen zählte und wo vor der Gründung des Kloſters die Grafen von Arnſtein und Naſſau begraben wurden, liegt ganz in Trümmern. Sic transit gloria mundi!

Ein Glück, daß die Natur ihre ewigen Reize bewahrt! Wer einſame Wanderungen liebt, der folge dem von Süden in die Lahn fallenden Dörsbache. Sein Waſſer ſtrömt uns durch tiefe, waldige Schluchten entgegen. Später erweitert ſich das Thal. Dort liegt auf einer mäßigen Felſenkuppe

die Ruine der Burg Katzenellenbogen, deren Besitzer in der Geschichte des Mittelalters häufig genannt werden. Auch dieses Geschlecht hat klein angefangen. Der Erste, welcher unter seinem Namen erscheint und der 1100 die Burg erbaute, ist ein simpler Herr; ein Nachkomme nimmt 1140 den Grafentitel an. Zuerst Lehnsleute des Klosters Bleidenstadt, machen die Katzenellenbogener nach und nach große Erwerbungen hier im Lande, diesseit und jenseit des Rheines. Eben so hatten sie Güter am Odenwalde, wo die obere Herrschaft Katzenellenbogen lag. Die letzte Erbtochter des Geschlechtes, Anna, war an den Landgrafen Heinrich von Hessen verheirathet. Durch sie kamen die Besitzungen an das genannte Haus, indeß nicht ohne Widerspruch von Nassau, das gleichfalls verschwägert war. Seit der neuesten Gestaltung Deutschlands wurde die Grafschaft dem Herzogthum Nassau zuertheilt.

Weiter unten im Thale an der Lahn liegt ein Hof, der Hollerich heißt und an die alte deutsche Göttin Holda erinnern mag. J. W. Wolf sagt in seiner deutschen Götterlehre: „Schon der Name kündigt diese Göttin als die freundliche, milde, gnädige, als die Holde an; zürnend erscheint sie nur, wenn sie Unordnung im Haushalte wahrnimmt. — Holda liebt den Aufenthalt in Seen und Brunnen. Zur Mittagsstunde sieht man sie als schöne, weiße Frau in der Flut baden und verschwinden. In der Tiefe des Wassers hat sie ihre schönen, goldglänzenden Wohnungen, wo sie umgeben sitzt von den noch Ungeborenen, denn die Göttin, welche dem Felde Fruchtbarkeit verleiht, schenkt sie auch der Ehe: sie ist die Schirmerin der Liebenden, die Segnerin der Ehen. Darum gehen die Mädchen in heiligen Nächten zum Brun-

nen und ſchauen hinein, der klare Spiegel zeigt ihnen nach Anweiſung der Göttin das Bild ihres Bräutigams. — Der ſchönſten deutſchen Göttin grünte und blühte der ſchönſte deutſche Baum, die Linde. Ihr Vogel war der Storch, das ihr dargebrachte Opfer ein nach der Aernte auf dem Felde zurückgelaſſenes Bündel Flachs, das ihr heilige Kraut der Rosmarin." Sie iſt auch die Beſchützerin der Spinnerinnen. Wenn es ſchneit, ſo macht Frau Holda ihr Bett. Kein Wunder, daß man an einem ſo holden Platze an die ſchöne Holda denkt.

Eine neue Zierde des tiefen, ſchönen Thales bildet die im Grunde liegende Burg Langenau mit ihren hohen Mauern, Thürmen und Zinnen. Auch hier ſaß ein altes Rittergeſchlecht, das zuerſt unter Heinrich dem Reichen 1257 in einer

Lan[illegible]au.

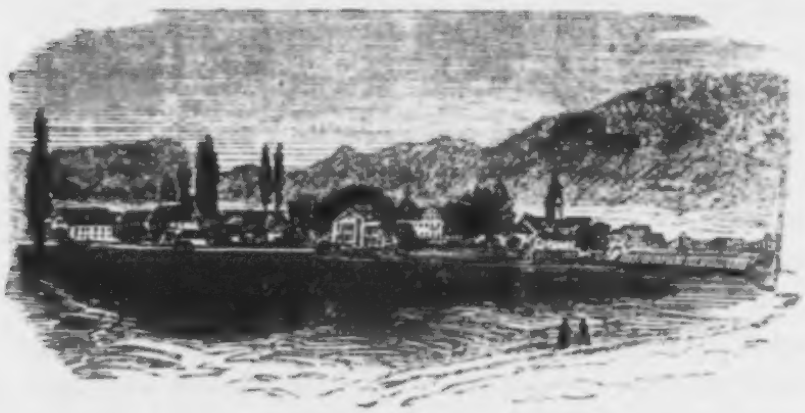
Urkunde vorkommt. Zu Zeiten Kaiſer Karl's IV. war ein Daniel von Langenau Burggraf zu Lahneck. Das Geſchlecht erloſch 1613, und die Burg kam ſpäter an die Eltz von Rübenach, an die Wolf-Metternich von Gracht und an die

Herren von Marioth. Der letzte Marioth ſtarb 1847. Von ſeinen Erben kaufte die Gräfin von Giech, die Tochter des großen Freiherrn von Stein, die weitläufigen Gebäude und errichtete hier ein Hoſpital und Rettungshaus für verwahrloſte Kinder, welches 1855 nach Scheuren verlegt wurde.

Nach einer Weile öffnet ſich das Thal und zeigt eine größere Ausbreitung. Man fährt durch üppige Wieſen und an geſegneten Feldern hin, auf denen eine Menge von Fruchtbäumen prangen. Links von der Höhe ſchauen zwei Burgen herab. Der Thurm auf dem Gipfel bezeichnet die Burg Naſſau, die dem Lande den Namen gegeben hat; die mehr nach unten liegende Ruine bietet die Trümmer der Burg Stein. Rechts im Grunde erblickt man das Städtchen Naſſau in anmuthiger Lage. Wir ſteigen aus, denn wir ſind hier wieder an einem für die Geſchichte wichtigen Punkte angelangt.

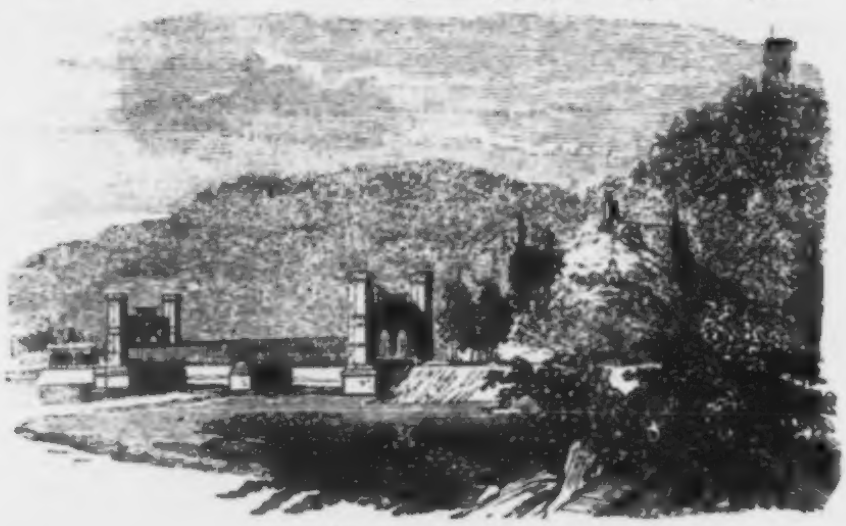
Das Städtchen Naſſau iſt älter als die Burg. Man erzählt, daß die Karolinger hier ein Jagdſchloß beſaßen, welches Naſongae hieß, und daß Karl der Große die Güter dieſer Villa im Jahre 790 an die Abtei Prüm geſchenkt habe. König Konrad übergab ſie dem von ihm gegründeten Walpurgisſtifte zu Weilburg, und ſo kamen ſie mit dem Stifte an Worms. Auch der Berg, auf dem ſich ſpäter die Burg erhob, gehörte dem Erzſtift und wurde, wie es ſcheint, in

ziemlich gewaltthätiger Weiſe von den Laurenburgern in Beſitz genommen. Die Sage erzählt nämlich, daß Drudwin IV. von Laurenburg einſt in dieſen Wäldern dem fröhlichen Waidwerke obgelegen habe. Die Hunde ſpürten einen ſtolzen Edelhirſch auf, den der kühne Jäger durch Berg und Thal verfolgte. Das gehetzte Wild erklomm die Höhe, dort wurde es geſtellt und erlegt. Der Klang der Hörner verkündete den Fall des ſchönen Thieres. Hocherfreut über das gelungene



Werk, ſah der Laurenburger um ſich, die Ausſicht von der hohen Kuppe gefiel ihm über alle Maßen; ſchon in den nächſten Tagen ſchickte er Werkleute hin, die ihm ein Schloß auf dem Gipfel bauen ſollten. Er gedachte hier mit ſeinem jungen Weibe, einem jener ſchönen ſieben Fräulein von Arnſtein, von denen wir ſchon gehört haben, zu wohnen. Der Erzbiſchof von Worms proteſtirte natürlich gegen dieſen Eingriff in ſein Eigenthum. Man führte den Streit lange Jahre; Drudwin's Söhne, Ruprecht und Arnold, ſetzten den Bau fort. Man griff zu den Waffen, man ver-

klagte ſich beim Kaiſer. Lothar entſchied zu Gunſten von Worms, Papſt Clemens that die Naſſauer in Bann. Trier vermittelte, indem es die Stiftsgüter einhandelte, und gab ſie den Laurenburgern als Lehen. Die ſpätere Entwicklung der naſſauiſchen Herrſchaft iſt uns bereits bekannt. Das Schloß iſt längſt eine Ruine und gehört den Nachkommen der beiden Linien, die ſie gemeinſchaftlich erhalten. Im



Eiſenbahn-Brücke.

Thurme befindet ſich ein Wärter, der dem Fremden ein Gedenkbuch vorlegt. Oben auf den Zinnen hat man eine herrliche Ausſicht. Durch die Gebüſche des Berges führen hübſche Wege und Alleen. Man ſieht hier in das ſchöne Thal der Lahn und des von Süden aus dem Gebirge kommenden Mühlbachs.

Wer das deutſche Vaterland ſo recht von Herzen liebt, wird mit einem Gefühle edelſter Rührung vor den unterhalb der Burg Naſſau ragenden Ruinen des Schloſſes Stein ver-

weilen. Oben auf dem Gipfel war die Wiege großer Dynaſten, die namentlich in der oraniſchen Linie nicht wenig zur Entwickelung conſtitutioneller Freiheiten in Europa wirkten. Hier unten aber lebte und webte ein adeliges Geſchlecht, deſſen letzter männlicher Sproſſe vorzugsweiſe genannt werden muß, wenn man ſich der Betrachtung der heutigen bürgerlichen Zuſtände Deutſchlands hingibt. Die Burg Stein wird 1158 zum erſten Male erwähnt. Sie lag im Burgbering von Naſſau; ihre Beſitzer waren Lehnsleute der Naſſauer. Die limburger Chronik erzählt von einer Aeltermutter des Hauſes: „Sie hatte vier Töchter und zwei Söhne, und jede Tochter hatte einen Ritter zum Manne. Nun trug es ſich zu, daß die obgenannten Ritter bei ihrer Schwiegermutter in ihrem Hauſe waren, und die zwei Ritter vom Stein, ihre Söhne, waren auch bei ihr, und da ſie zu Tiſche bei einander ſaßen, da hatte die Frau ſechs Ritter beiſammen über ihrer Tafel ſitzen; davon waren vier ihre Eidame und zwei ihre Söhne, und ihr Mann war auch ein Ritter geweſen. Und als ſie bei einander über einer Tafel ſaßen, da ſagte die Frau insgemein: „Dieſer Ehren iſt zu viel.“ Darauf hatte Niemand Acht. Sehr kurz darauf ſtehet dieſelbe Frau auf und gehet heimlich ihre Straße weg, daß nie kein Menſch davon die Wahrheit erfahren können, wohin ſie kommen wäre.“ Simrock, der die Geſchichte in einer gelungenen Ballade beſungen hat, vergleicht ſie mit der Sage vom Ringe des Polykrates. Die Burg ſoll noch 1636 bewohnt geweſen ſein.

Die Freiherren vom Stein ſaßen ſpäter als reichbegüterte Herren auf dem Schloſſe im Städtchen Naſſau. Der Berühmteſte des Hauſes iſt auch der Letzte: Freiherr Heinrich

Friedrich Karl vom Stein. Er wurde in Naſſau am 27. October 1757 geboren und ſtarb am 29. Juni 1831 auf ſeinem Gute Kappenberg in Weſtfalen. Seine Leiche ruht in der Familiengruft zu Früchт, einem Dorfe zwiſchen Braubach und Ems. Die Grabſchrift ſagt: „Der Letzte ſeines über ſieben Jahrhunderte an der Lahn blühenden Geſchlechtes; demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menſchen, der Lüge und des Unrechts Feind, hochbegabt in Pflicht und Treue, unerſchütterlich in Acht und Bann, des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, in Kampf und Sieg Deutſchlands Mitbefreier. Ich habe Luſt, abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein.“ Der Geiſt des Sohnes geht auch aus der Grabſchrift hervor, die er dem Grabe Adolf's I. von der Mark († 1448) zu Weſel entnahm und ſeinem Vater widmete; ſie heißt folgender Maßen:

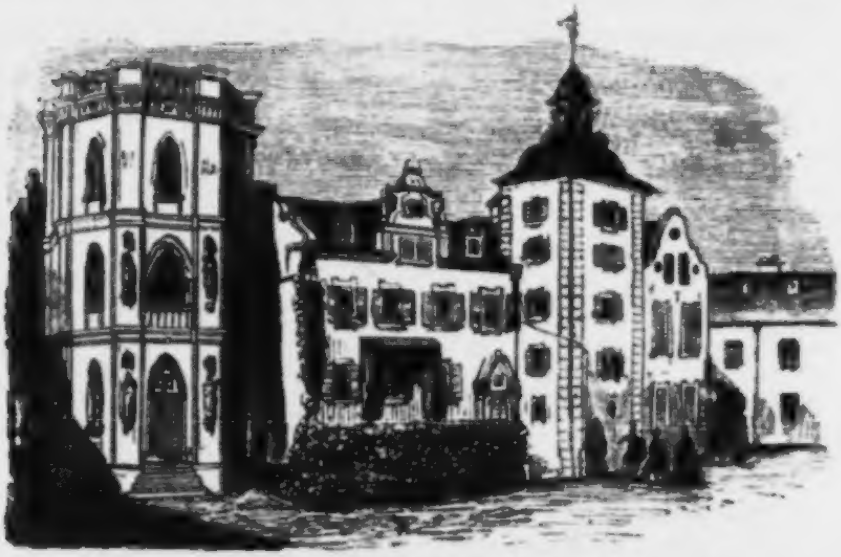
Sein Nein war Nein gerechtig,
Sein Ja war Ja vollmächtig.
Seines Ja war er gedächtig,
Sein Mund, ſein Grund einträchtig,
Sein Wort, das war ein Siegel.

In der That, ſchönere Grabſchriften wie dieſe ſind nicht leicht geſetzt worden.

Es kann hier nicht unſere Abſicht ſein, eine Biographie des größten deutſchen Staatsmannes der neueren Zeit zu liefern. Das Werk von Pertz, welches Stein's Leben bis in die kleinſten Details verfolgt, ſollte aber von jedem Patrioten geleſen werden. Ganz vortrefflich iſt der große Staatsmann auch in Arndt's Wanderungen geſchildert. Wir bemerken nur kurz, daß dieſer herrliche Mann in Göttingen ſtudirte, eine Zeit lang in Wetzlar arbeitete und dann in

preußiſche Dienſte trat. Seine Thätigkeit begann im weſtfäliſchen Bergamte. Dann wirkte er für die Ruhrſchifffahrt, die Verbeſſerung des Kohlenbaues und die Anlegung von Wegen. Darauf organiſirte er die neuerworbenen weſtfäliſchen Bisthümer; im Jahre 1804 wurde er als Chef der Acciſe-, Zoll-, Fabriken- und Commercial-Departements nach Berlin berufen. Sein Verwaltungs-Talent hatte nicht ſeines Gleichen. Aber er bewieß auch in politiſchen Dingen zu einer Zeit die tiefſte Einſicht, wo er noch nichts mit der Lenkung des Staates zu thun hatte, denn er ſah den Sturz Preußens voraus. Seine Warnungen verhallten, als man ihn um Rath fragte. Der König entließ ihn; er ging 1807 auf ſeine Güter. Als die Monarchie zuſammenbrach, wurde Stein wieder berufen. Er hob die Erbunterthänigkeit auf, er ſtellte den freien Gebrauch des Grundeigenthums her, er führte die collegialiſche Umgeſtaltung der Verwaltung ein, er wollte einen freien Bauern- und Bürgerſtand und eine Repräſentativ-Verfaſſung ſchaffen. Napoleons Wuth entbrannte gegen ihn, Preußen wurde gezwungen, den kühnen Reformator zu entlaſſen. Er ging nach Oeſterreich und Rußland und wurde der Hauptagitator gegen die franzöſiſche Herrſchaft. Man kennt die Rolle, welche er bei der Befreiung Deutſchlands ſpielte. Nach dem Friedenswerke zog er ſich in ſeine Heimath zurück. Seine großen Plane ſcheiterten an dem Particularismus und an dem neu aufblühenden Abſolutismus. Er lebte nun mit ſeinen großen Zeitgenoſſen, die ähnliche politiſche Zwecke verfolgten, in lebendigem Briefwechſel und widmete ſich den Wiſſenſchaften. Die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica ſind hauptſächlich als ein Werk ſeiner Anregung zu betrachten.

Das Stein'ſche Schloß iſt faſt das einzige bedeutende Gebäude des Städtchens. Es liegt mitten im Orte und iſt von einem mäßigen Parke umgeben. In architektoniſcher Beziehung bietet das lange, vielfenſtrige Gebäude mit einem Flügel durchaus keine intereſſanten Seiten. Auch der an der ſüdlichen Ecke von dem berühmten Freiherrn aufgeführte gothiſche Thurm, welcher zum Angedenken an die Befreiungs-



Stein's Haus.

kriege errichtet iſt, kann keineswegs als ein gelungenes Werk aufgeführt werden. Man verſtand eben damals noch nicht, im Style des Mittelalters zu bauen, und ſo erſcheinen auch die Anlage und die Verhältniſſe im Ganzen verfehlt. Die innere Einrichtung iſt ſogar mehr in der Weiſe der Napoleoniſchen Zeit gehalten, denn Tiſche, Seſſel und Schränke erinnern an römiſche und griechiſche Vorbilder. Gleich außen am Eingange gewahrt man die Bildſäulen des heiligen Adalbert

und des heiligen Alexander Newski; über der Thür prangt das Wappen der Stein mit dem Spruche: „Eine feste Burg ist unser Gott"; das Erdgeschoß ist zu Bädern eingerichtet. Auf dem ersten Stocke befand sich das Arbeitszimmer des alten Herrn,

Arbeitszimmer.

der hier oft an seinem Schreibtische gesessen haben und in seiner Bibliothek, die sich in verschlossenen Schränken befindet, geblättert haben mag. Rings an den Wänden hangen die Bilder hervorragender Deutscher, wie Maximilian I., Karl V., Luther, Friedrich der Weise, Wallenstein, Kurfürst

Maximilian von Baiern, Wilhelm von Oranien, Prinz Ludwig von Baden, der große Kurfürſt, Friedrich der Große, Maria Thereſia, Blücher, Gneiſenau und Scharnhorſt. Im erſten Zimmer ſtößt man auf Gedächtnißtafeln aus den Jahren 1812—1815. Hier ſtehen auch die Büſten der drei Monarchen: Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm III. Eigentlichen Kunſtwerth haben nur die eben genannten Marmorbilder und die Büſte Stein's, vor deſſen ernſten Zügen man daran denkt, daß man ihn „des Rechtes Grundſtein, des Böſen Eckſtein, der Deutſchen Edelſtein" zu nennen pflegte. Wer tritt nicht mit höchſter Ehrfurcht und Achtung an dieſe heilige Stätte? Wer gelobt ſich hier nicht, das Vaterland zu lieben und ihm ſeine beſten Kräfte zu weihen?

Den beſten Mann hat uns die Lahn geſchenkt,
Im kleinen Naſſau iſt er uns erſtanden,
Vor Allen, welche Staaten einſt gelenkt,
Gleicht Keiner ihm rings in den deutſchen Landen.
Es nennt ihn ſein mit höchſtem Stolz der Rhein,
Vom Alpenrand, bis wo die Meere branden,
Du edler Freiherr Stein, da denkt man dein,
Grundſtein der Guten, Eckſtein für die Böſen,
Du deutſcher Ehre ſchönſter Edelſtein!
Wie ſollen wir den rechten Dank dir löſen?

Klein war dein Anfang, aber hell und licht,
Du ſtrahlteſt ſchon auf deinen frühen Wegen
So unverbrüchlich ſtets in Treu und Pflicht,
So echt und ernſt im Männerſinn. Der Segen
Umgab dein Wirken drum. Raſtloſer Fleiß
Führt der Vollendung jedes Werk entgegen.
Dir wuchs, wenn du gepflanzet, jedes Reis,
Wenn du ihn ſtreuteſt, keimte jeder Samen,
Und immer größer ward dein Schöpfungskreis,
Und immer weiter flog dein edler Namen.

Wie du im Kleinen nützlich haſt geſchafft,
Wohlthuend ſtill in engumgrenzten Schranken,
Haſt du des Volkes Leben unerſchlafft
Umfaßt mit großen mächtigen Gedanken.
Dir war das Vaterland wie eine Braut,
Um die ſich Geiſt und Herz voll Liebe ranken.
Du haſt in die Vergangenheit geſchaut,
Du haſt die Gegenwart im Geiſt erwogen,
Du haſt daraus die Zukunft aufgebaut,
Für die du weiſ' den rechten Pfad gezogen.

Viel alter Schutt und Moder lag gethürmt
Im deutſchen Reich. Du biſt mit Wort und Thaten
Durch ſtaub'ge Rumpelkammern hingeſtürmt,
Hier in die großen, dort in die kleinen Staaten.
Was lebend und was bildungsfähig war,
Das haſt du zu erhalten ſtets gerathen.
Du haſt gebauet an dem Hochaltar
Maaßvoller Freiheit. Freiheit nur macht dauern!
Freiheit dem Vaterland! ſo rieſſt du klar,
Freiheit dem Adel, Bürger und dem Bauern.

Freiheit allein macht feſt und eiſenſtark,
Freiheit dem Mann, dem Hauſe, der Gemeine,
Freiheit der Stadt, Freiheit der Landesmark,
Freiheit dem Geiſte! Alſo im Vereine

Hält gern der freie Mann das Land in Hut.
Es blüht in Wirklichkeit und nicht zum Scheine.
Fort alle Knechtſchaft! Höchſte Wunder thut
Allein die Freiheit. Wo die Freiheit wohnet,
Da ſeid ihr ſicher, daß in Sonnenglut
Auch Größe, Herrlichkeit und Bildung thronet!

So mag allein zu ſeiner höchſten Macht
Das theure Vaterland ſich neu geſtalten,
So mag allein in friſcher ſtolzer Pracht
Die ſchnöd verlorne Einheit ſich entfalten.
Die Einheit iſt der Zukunft höchſtes Gut! —
So haſt du deine Reden kühn gehalten,
Und nichts bog dir den feſten Männermuth,
Du treuer Mann. Du warſt ſo frei und offen,
Nicht Höflingsſpott und nicht Despotenwuth
Brach je dein feſtes, edles, einz'ges Hoffen.

Was konnte wider dich des Corſen Zorn,
Der dich verfolgt auf allen deinen Schritten?
Dein ſtarker Glaube diente dir als Sporn,
Als du der Heimath Bann und Acht gelitten.
Es ward daheim dir Haus und Gut geraubt,
Du zogſt zum fremden Land mit irren Tritten,
Doch immer feſter haſt du nur geglaubt
An deiner Heiligthümer ew'ge Größe,
Ob deine Feinde auch in Wuth geſchnaubt,
Dein Geiſt blieb ungebeugt trotz aller Stöße.

Der Strafe Tag, der Tag der Sühne kam,
Die Völker nahmen an dem Corſen Rache.
Ihr wißt, wie er ein elend Ende nahm,
Es traf ihn fürchterlich die tauſendfache
Vergeltung. Auf ging da die grüne Saat,
Die durch die Heimath unter jedem Dache

Du mitgeſäet, mein Stein, mit gutem Rath.
Es hatte Deutſchland ſich auf's Neu empfunden
Als deutſches Land. Die größte deutſche That
Hat wieder deutſche Brüderſchaft gebunden.

Du haſt noch viel erſtrebt im deutſchen Geiſt.
Ach mißverſtanden haben dich die Thoren!
Sie höhnten und verläſterten dich dreiſt,
Doch die Gedanken ſind uns unverloren.
Es kommt der Tag, der einmal kommen muß,
Da wird uns all die Herrlichkeit geboren,
Da giebt uns ihren echten Weihekuß
Die deutſche Freiheit voller Luſt und Reinheit.
Wir bieten unſern ſchönſten hellſten Gruß
An jenem Tag der alten deutſchen Einheit!

Dann denken wir an dich, du edler Stein,
Dann wirſt du in den freud'gen Feſtgetöſen
Uns Vorbild, Richtſchnur, Muſter, Beiſpiel ſein,
Der Guten Grundſtein, Eckſtein aller Böſen,
Du deutſcher Ehre hellſter Edelſtein!
Dann werden wir erſt unſern Dank dir löſen!
Ruh ſanft im Grab! Dein Geiſt hochherzig, rein,
Uneigennützig, ſtark voll Gottvertrauen,
Er wird die deutſchen Völker im Verein,
Wo man ihn nennt, erheben und erbauen!

Wenn man das Stein'ſche Schloß verlaſſen hat, das gegenwärtig dem Schwiegerſohne des Miniſters, dem Grafen Kielmansegge, gehört, ſo iſt man mit Naſſau fertig. Die alte Kirche iſt kaum ſehenswerth, und die Hängebrücke, welche über die Lahn führt und die zu den erſten Werken von dieſer Conſtruction in Deutſchland gehört, weßhalb ſie in früherer Zeit eine gewiſſe Berühmtheit beſaß, kann auch

nicht mehr besonders interessiren. Wer von Nassau über das Gebirge nach Schwalbach fährt, passirt sie im Wagen. Wir besteigen indeß die Eisenbahn, welche uns in kurzer Zeit nach Dausenau bringt, das malerisch am rechten Ufer liegt. Das alte, einst von Mauern umgebene Oertchen besitzt eine romanische Kirche und einen Thurm, der wenigstens in einer Beziehung eine große Aehnlichkeit mit dem berühmten Thurme von Pisa aufweist. Er ist nämlich schief. Was die Architektur angeht, so kann er sich allerdings nicht mit seinem italienischen Bruder messen. Wir wollen übrigens noch hinzufügen, daß nach einer Sage der alte Kaiser Karl der Große in diesem Verließe sein Töchterlein Emma einsperren ließ, als er gesehen hatte, daß sie den geliebten Schreiber Eginhard auf dem Rücken durch den Schnee trug. Da diese hübsche Liebesgeschichte aber zu Aachen spielt, so wird er auch wohl dort eine Bußzelle gehabt haben. Uebrigens soll der gute Frankenherr ja auch gar nicht so grausam mit den Liebesleuten umgesprungen sein, denn er gab ja, als der erste Zorn verraucht war, seinen Consens zu der Heirath und schenkte dem jungen Ehepaare den Odenwald. Aber die Locomotive pfeift, wir werden gleich an der Station Ems halten.

X.

Ems. Lahnſtein. Der Rhein.

Wenn du dich, lieber Leſer, dem vielbeſuchten und vielberühmten Bade Ems in der guten Jahreszeit näherſt, ſo verſpürſt du ſchon in einer gewiſſen Ferne, daß du an einen von vielen Menſchen belebten Ort gelangſt. Auf den Straßen und Wegen, die durch das Thal führen, erſcheinen Fahrzeuge aller Art. Hier lenkt ein Bauer ſeinen Frachtkarren,

dort fliegt ein Wagen vorüber, aus deſſen Schlage grüne Schleier wehen. Spazirgänger kommen in einzelnen Geſtalten und in ganzen Gruppen. Mitunter ſieht man eine Karawane von Eſeln, die von eleganten Herren und Damen geritten werden und in den Büſchen verſchwinden. Dabei wird zuweilen auf dem Fluſſe eine muntere Kahngeſellſchaft ſichtbar. Und nun ſtehen auch mit Einem Male hübſch ausgeſtattete Häuſer im Grunde. Auf den Höhen der Berge ragen Thürme und Warten. Pavillons und Sommerhäuſer tauchen aus den grünbewachſenen Hügelwänden hervor. Und dann liegt plötzlich ein ſtattlicher, ſauberer Ort in langer Ausdehnung zu beiden Seiten des lieblichen Fluſſes. Wir ſind in Ems.

Daß die Römer ſchon in frühen Zeiten in dieſe Gegend vorgedrungen ſind, unterliegt keinem Zweifel, denn in dem Boden der Landſtraße nach Coblenz haben ſich Münzen, Töpfe, Lanzen, Waffen und Ziegel mit dem Zeichen der Legio XXII vorgefunden. Dieſe Legion ſtand unter Titus, als er Jeruſalem zerſtörte, in Paläſtina und kam ſpäter nach Mainz und in die anderen rheiniſchen Caſtelle, wo ſie zweihundertfünfzig Jahre in Garniſon blieb. In der Nähe von Ems finden ſich auch Spuren des ſogenannten Pfahlgrabens, einer Befeſtigungslinie, welche die Römer gegen die Germanen aufführten und welche von der Donau nach dem Main ging und ſich vom Taunus über die rheiniſchen Gebirge des rechten Ufers zog. Die Ableitungen des Ortes von castrum eminens und Amisia ſind Hypotheſen, wie auch die Herleitung von dem griechiſchen Embasis (Bad) und Ameiſe. Eben ſo wenig läßt es ſich erweiſen, daß hier der Vicus Ambiatinus ſtand, wo

der saubere Kaiser Caligula das Licht der Welt erblickte. Das liebliche Thal könnte es sich auch nicht als Ruhm anrechnen, die Wiege eines solchen Scheusals zu sein. Wahrscheinlich haben die Römer die warmen Quellen noch gar nicht gekannt und benutzt, und es gehört in das Gebiet der Phantasie, daß sie hier Villen anlegten und Winterquartiere hielten. Im Mittelalter soll Ems unter verschiedenen Namen in den Urkunden vorkommen. Man schrieb es Omunze, Omeze, Umeze, Omize, Oimtze, Eymtze, Emtze, Embs. Die umliegenden Silber- und Bleigruben werden schon 1172 erwähnt, wo die Grafen von Nassau als Vögte von Ems erscheinen. In der nassauischen Theilung kam der Ort an die ottonische Linie und 1303 an das Haus Hadamar. Von seinen warmen Quellen und Bädern ist zuerst 1355 in einem kölnischen Lehnsbriefe die Rede, in dem ein Graf von Nassau den Ort erhält. Stadtrechte hatte Ems schon 1324 durch Kaiser Ludwig den Baier erhalten. Bis zum Jahre 1438 bestanden hier nur zwei besonders angelegte Bäder, die indeß nur Schwemmen gewesen zu sein scheinen. Ems gehörte 1438 den Grafen Johann von Katzenellenbogen und Johann von Nassau, die einen Vertrag abschlossen, in welchem sie sich vier neue Bäder zu errichten und ein Haus zu bauen verpflichteten. Wahrscheinlich wurde damals gemeinschaftlich und im Freien gebadet. Nach Dr. Weigel bestanden 1627 sechs Bäder, drei im nassauischen und drei im hessischen Hause. Ein Theil des Curhauses ist um 1583 angelegt. Der jetzige Bau wurde 1713 vom Prinzen von Oranien aufgeführt. Die Anlage der Bäder, wie sie heute bestehen, rührt aus den Jahren 1811 und 1812. Schon 1806 war

Ems ganz an Naſſau-Oranien gekommen. In der neueſten Zeit iſt auch ein neues Badehaus auf dem linken Ufer angelegt worden. Geſchichtlich intereſſant iſt noch eine Zuſammenkunft der Erzbiſchöfe von Köln, Trier, Mainz und Salzburg, die ſich am 25. Auguſt 1786 in Ems zuſammenfanden, um eine deutſch-nationale katholiſche Kirche zu gründen, deren Principien in den oft erwähnten emſer Punktationen enthalten ſind. Damals hatte der Humanismus auch bei den Großwürdenträgern der Kirche Eingang gefunden. Die bald darauf einbrechende franzöſiſche Revolution drückte ſolche Ideen in den Hintergrund. Wer weiß, wie bald ſie wieder auftauchen!

Ems verdankt ſein Daſein vornehmlich den warmen Waſſern, die in reicher Fülle dem Boden entquellen. Ihre Zahl beläuft ſich auf zwanzig. Die bekannteſten ſind die des Keſſelbrunnens mit +38, des Krähnchens mit +24 und des Fürſtenbrunnens mit +28 Grad Wärme, welche ſämmtlich in der Halle unter dem Curhauſe zu Tage kommen und ſowohl zum Trinken wie zum Baden dienen. Ihre Beſtandtheile ſind ſich ziemlich gleich und beſtehen zum größten Theile aus doppelt kohlenſaurem Natron, zum geringen Theile aus ſchwefelſaurem Natron, Chlornatrium, Chlormagneſia, Kieſelerde, kohlenſaurem Kalk, kohlenſaurer Magneſia und einigen Spuren anderer Subſtanzen. Und was thun denn dieſe Subſtanzen? Sie löſen und zugleich löſt das Waſſer durch ſeine Erdwärme. Behauptet doch Bock, deſſen Buch vom geſunden und kranken Körper auch unſere Damen fleißig ſtudiren, daß warmes Waſſer ein vortreffliches Löſemittel für allerlei Erkältungen und Indiſpoſitionen ſei. Aber was löſen ſie? Ich ver-

weiſe den Leſer hier auf die Abhandlung meines verſtorbenen Freundes, des emſer Arztes und Medicinalrathes Dr. v. Ibell in dem Buche: „Die naſſauiſchen Heilquellen ꝛc.“ (Wiesbaden, bei Kreidel), und berichte nur aus derſelben, daß die Thermen ſich ſehr wirkſam gegen Rheumatismen und Gicht und daraus entſpringende Blaſenleiden erweiſen, daß ſie mancherlei Verdauungsſtörungen heilen, daß ſie berühmt ſind gegen alle Arten von Katarrhen und Heiſerkeit, dagegen aber bei entſchiedener Tuberculoſe nicht allein nicht helfen, ſondern ſogar ſehr ſchädlich werden können, und daß ſie ſich ſchließlich beſonders bei vielen Frauenkrankheiten bewähren. Aber du wirſt verdrießlich, lieber Leſer, über dieſe pathologiſchen Erörterungen. So wollen wir dieſes traurige Gebiet verlaſſen. Möge derjenige, welcher Ems gebrauchen will, ſich von ſeinem Arzte berathen laſſen.

Indeß ich habe die Bubenquelle noch nicht genannt, und die Bubenquelle iſt doch die berühmteſte von allen emſer Brunnen. Wenigſtens war ſie es eine lange Zeit im Ernſte und im Scherze. Warum ſie es im Ernſte iſt, das möge man ſich von berühmten Heilkünſtlern auseinander ſetzen laſſen. Im Scherze iſt ſie es, weil ſie Anlaß zu mancherlei Anekdoten gegeben hat. Man ſagt, einſt habe ein Schalk an die Wand des Gemaches geſchrieben, in welchem der heilſame Born aus der Erde heraufſteigt: .

Hier dieſe Quelle iſt der Quellen beſte,
Was ſie nicht ſelber kann, vermögen ihre Gäſte.

Der Ruf dieſer Therme war nun auch nach England gedrungen und ſcheint dort ſo überzeugend gewirkt zu haben, daß ſich in einem ſchönen Sommer eine ſtattliche Miſtreß einfand, die ſeit ihrer Verheirathung eilf Jahre nach einander

in jedem Jahre eine blühende Tochter geboren hatte. Dieſe eilf Töchter befanden ſich äußerſt wohl und machten den Eltern alle Ehre. Nun wünſchte der Herr Papa ſchließlich auch einen männlichen Erben und ſandte, veranlaßt durch den Namen und Ruf der emſer Bubenquelle, ſeine Frau Gemahlin an die Lahn. Die Dame benutzte das Waſſer nach Vorſchrift und kehrte dann in ihre Heimath zurück. Da gab es denn bald große Freude, denn es regten ſich neue Hoffnungen, die ſich nach der geſetzlichen Zeit an das Licht drängten. Welche Wonne empfanden Vater und Mutter, den kräftigen Jungen an das Herz zu drücken! Leider aber war der erwartete Bube wieder ein Mädchen. So wurde das Dutzend der Töchter complet.

Doch genug der Berichte. Du biſt „des trocknen Zeuges ſatt," das ich dir in dieſen hiſtoriſchen Notizen mitgetheilt habe, du willſt auch keine loſen Anekdoten mehr, mein geneigter Leſer, du willſt hinaus und dir das Leben des anmuthigen Badeortes mit eigenen Augen anſehen. Jetzt aber heißt es: zeitig aufgeſtanden und Toilette gemacht.

Das hauptſächliche Leben von Ems entwickelt ſich in der Saiſon um das alte, weitläufige Curhaus. Die Gäſte ſtrömen ſchon früh Morgens in der Halle zuſammen und laſſen ſich nach den Verordnungen der Aerzte Krähnchen-, Keſſel- und Fürſtenbrunnen reichen. Und dann beginnt ein Auf- und Niederwandern. Man hält ſich bei ſchlechtem Wetter in den gedeckten Räumen oder in den naheliegenden Colonnaden auf. Lacht aber die Sonne, ſo ergehen ſich die Spazirgänger in den reizenden Anlagen, die ſich am Ufer des Fluſſes hinziehen. Zu gleicher Zeit ertönt die Muſik, welche allerlei alte und neue Stücke aufſpielt.

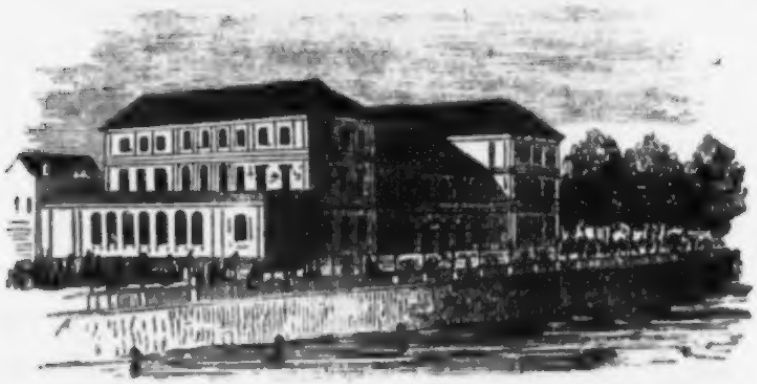
Eine ähnliche Scene wiederholt ſich gegen Abend, wo die Cur wieder aufgenommen wird. Sähe man nicht ſo manche welke Geſichter und ſiechende Geſtalten, ſo würde dieſe Art und Weiſe des Daſeins einen recht heitern Eindruck machen. Leider gewahrt man aber auf den Phyſiognomien ſo viele überſtandene und noch zu überſtehende Leiden, daß man ſich dieſes Anblickes nicht erfreuen kann.

Auf dem alljährlichen Beſuche von 6000 bis 7000 Curgäſten beruht die Exiſtenz des Badeortes. Dieſer Beſuch beſchränkt ſich hauptſächlich auf die hohe Sommerzeit, denn die Natur der Leiden, für welche man in Ems Heilung ſucht, bedarf der Wärme, die faſt nur in den Monaten Juni, Juli und Auguſt hier waltet. Die Abende in dem tiefen Thale ſind oft empfindlich kühl. Nichts deſto weniger hat Ems bis in die letzte Zeit hin auf eine großartige Weiſe zugenommen, ja, es wächſt und vergrößert ſich mit jedem Jahre. Auf der rechten Seite der Lahn dehnt ſich der Ort wohl eine halbe Stunde aus, wobei freilich bemerkt werden muß, daß er nur eine Straße hat, die bloß an einer Seite bebaut iſt. Erſt unten nach der alten Stadt Ems hin ſieht man das weiter werdende Thal mit Häuſern beſäet. Die meiſten Gebäude am oberen Ende ſind ſehr ſtattlich und ſauber und bieten an ihrer Südſeite willkommene Quartiere für die Fremden. Neuerdings wird auch auf dem linken Ufer viel gebaut. Dieſer Theil hieß einſt „Auf dem Spieß“. Die dort liegenden Gaſthöfe und Logirhäuſer ſtehen an Eleganz denen der rechten Seite nicht nach und ziehen ſich bereits bis in die Berge hinein.

Ems gehört aber nicht allein in Beziehung auf ſein Aeußeres, ſondern auch in Beziehung auf ſeine Gäſte zu

den elegantesten Badeorten Europa's. Man begegnet hier jeden Sommer den vornehmsten und reichsten Leuten aus allen Ländern und Völkern. Selten vergeht eine Saison, daß nicht gekrönte Häupter erscheinen, um die Heilkräfte der emser Nixe zu erproben. . So hört man denn nicht allein unsere Muttersprache, man hört Französisch, Englisch, Italienisch und ganz besonders auch die slawischen Laute. Und welcher Reichthum der Toiletten! Welche Verschiedenheit der Costüme! Das blitzt, glänzt und funkelt in allen Farben, sei es nun, daß man in den Promenaden dahinwandelt, daß man in den Arcaden die reich ausgestatteten Läden betrachtet, wo die schönen Damen handeln und Einkäufe machen, oder daß man sich in den Cursaal begibt.

Zwischen den Morgen- und Abendpromenaden statten wir mitunter dem Cursaale einen Besuch ab. Ein Werk



der neuesten Zeit, wurde derselbe von 1839 bis 1844 erbaut und besteht aus einem großen Vereinigungssaale, der die Mitte des reich ausgestatteten Hauses einnimmt und durch zwei Stockwerke geht, so wie aus mehreren anliegen-

den Räumen, die als Spiel- und Leſezimmer dienen, und aus Stuben auf dem erſten Stocke, wo man allerlei Erfriſchungen haben kann. Das ganze Gebäude iſt in der reichſten Weiſe ausgeſtattet. Die ſchönen Marmorſäulen, die reich verzierten Stuckarbeiten, die Malereien im pompejaniſchen Style bilden ein geſchmackvolles Ganzes, dem die Geräthe vollſtändig entſprechen. Hier werden Abends Concerte und Bälle veranſtaltet, hier werden Komödien und kleine Opern aufgeführt, hier entwickelt ſich das Publikum in ſeinem höchſten Glanze. In den anliegenden Zimmern ſind die grünen Tiſche aufgeſchlagen, auf denen Roulette und trente et quarante geſpielt wird. So bietet ſich hier die Gelegenheit, die verſchiedenen Leidenſchaften zu ſtudiren, die Leidenſchaft für Muſik und Tanz, für Bühnenerheiterung und für das weiße Silber und rothe Gold, wobei es denn nicht an ſpannenden Scenen fehlt.

Aber was machen wir mit unſeren Nachmittagsſtunden? Nun, wir wandern hinaus, um uns der herrlichen Lage und der ſchönen Natur des Ortes zu erfreuen. Ich habe ſchon von den hübſchen Anlagen geredet, die ſich in der Nähe des Curhauſes und Curſaales befinden. Auch unterhalb des letzteren Gebäudes ziehen ſie ſich fort bis an das ſtattliche Haus zu den vier Thürmen, auf dem man die Inſchrift lieſt: „Hans Carl Freyherr von Thüngen Veldmarſchal. Erbauwet dieſes Haus Anno 1696.“ Dieſer zu ſeiner Zeit berühmte Kriegsmann ſtammte aus Franken bei Würzburg. In ähnlicher Weiſe dehnen ſich die Anlagen auf der linken Seite des Ortes hin. Allerwärts flanirt es ſich ganz charmant. Indeß die ganze Gegend um Ems iſt nach und nach zu einem anmuthigen Parke umgeſtaltet

worden. Man braucht nur auf gutes Glück hin irgend einen Pfad einzuſchlagen, ſei es nun durch die Wieſen der Lahn, durch die Weinberge hinter den Häuſern, in denen ein recht guter, rother Wein wächſt, oder durch die an den Halden ſich emporſchlängelnden Waldwege, überall lacht und blüht die „ſüße, heilige Natur“.

Auf der linken Seite der Lahn, die man auf der bedeckten Kettenbrücke oder auf der feſten Brücke erreicht, locken verſchiedene Pfade in die Berge, die unter dem Namen der Marienweg, der Henriettenweg und der Adolfsweg bekannt ſind. Auf dem Henriettenwege gelangt man auf das ſchon in der Ferne bemerkbare Schweizerhäuschen. Der Adolfsweg führt an den Lindenbach, an dem ſich Silber- und Bleigruben finden. Von hier aus kann man den

Malbergskopf und den Wintersberg, ſo wie den Heinrichshof, das lahnſteiner Forſthaus und die ſchon erwähnte Gruft des Freiherrn vom Stein in Früchtbeſuchen. Ein lohnender Rückweg bietet ſich durch das ſogenannte Schweizerthal an dem unterhalb im Lahnthale liegenden ſehr umfangreichen Hüttenwerke von Nievern vorbei. Nicht minder angenehm ſind die Spazirgänge auf dem rechten Ufer. Gleich hinter dem Curhauſe zieht ſich ein Pfad zur Bäderlei

hinauf. Man paſſirt hier die ſieben Köpfe und hat fortwährend reizende Blicke in das ſchöne Flußthal mit dem bewegten Städtchen. Auf dem höchſten Kopfe erhebt ſich

der Concordien-Thurm, der im Jahre 1861 gebaut wurde. Auf dem Wege nach der Mooshütte findet man die oft genannten Hanselmannshöhlen, die wahrscheinlich durch frühere bergmännische Thätigkeit entstanden sind. Sehr lohnend ist ferner der Besuch der Kemmenau, wo sich herrliche Aussichten in das ferne Rheinthal, nach den Höhen des Siebengebirges und den Taunuskuppen eröffnen. Da sich fast überall an genannten Punkten kleinere oder größere Wirthschaften befinden und also auch überall für entsprechende Ruheplätze gesorgt ist, so fehlt es den Gästen nirgends an behaglicher Bequemlichkeit.

Wer sich für metallurgische Industrie interessirt, stößt in der Nähe von Ems auf eine Menge von sehenswerthen Gruben und Hütten. Der Bergbau ist in den Lahngegenden, wie wir schon bei Gelegenheit der historischen Notizen gesehen haben, uralt. Und so haben auch die Sagen, welche sich an die Gegend knüpfen, gewisser Maßen einen tellurischen Charakter. Ueberall hört man von Gnomen, Zwergen und Bergmännchen erzählen, die im Taunus überhaupt recht zu Hause sind. Wer erinnert sich nicht der hübschen Geschichte vom Falkenstein, wo kleine Kobolde einem Ritter, der um die Tochter des Schloßherrn freit und dem der Vater die schwierige Aufgabe gestellt hat, durch das steile Geklipp die Burg zu erreiten, den Pfad ebnen, daß er die Braut gewinnt? Einige andere Sagen ähnlicher Art hat Stramberg mitgetheilt. Da wohnte im 17. Jahrhundert eine Frau von Marioth zu Nievern, die wegen ihrer Herzensgüte und Frömmigkeit im ganzen Flußthale als ein Muster galt. Als sie eines Abends im Begriff war, zu Bette zu gehen, trat ein kleines Zwergweib-

lein in ihre verſchloſſene Stube, und bat ſie, ihrer Herrin, die eine große Fürſtin ſein ſollte und in Kindesnöthen liege, Beiſtand zu leiſten. Frau von Marioth machte ſich trotz der unheimlichen Erſcheinung und ungewohnten Stunde auf. Das Zwergweiblein ſchritt mit dem Laternchen voraus. So ging es in die dunkle Nacht hinein. Sie wandten ſich zur Lahn und gelangten an eine Treppe. Statt über den Fluß, führten die Stufen in eine Höhle; ſie durchwanderten dunkle, feuchte Gänge, da klopfte die Führerin an eine Thür. Es wurde aufgemacht, ein glänzendes Gemach öffnete ſich: dort lag in reiche, gold- und edelſteindurchwirkte Kleider gehüllt eine kleine Zwergin und jammerte in Schmerz und Pein. Frau von Marioth leiſtete ihr den gewünſchten Beiſtand. Als die kleine Zwergkönigin eines Kindleins geneſen war und aufathmete, ſchenkte ſie der Helferin einen koſtbaren Ring, mit dem ſie ſich am nächſten Johannisabende beim Dorfe Weinähr einfinden und die Stelle merken ſollte, wo ein Rabe und zwei Habichte um eine todte Taube ſtreiten würden. Frau von Marioth kehrte, von der Zwergin geleitet, die ſie auch geholt hatte, zurück und that, wie ihr geſagt war. Am Johannisabende war ſie an dem beſagten Orte und fand die ſtreitenden Thiere an der Stelle des Silberganges, wo ſich alsbald ein Bergwerk erſchloß, das ihrer Familie die reichſten Schätze gewährte. Der Ring blieb in der Familie und war ihr ſo lange ſegensreich, bis zwei Söhne, die ſich über den Beſitz nicht einigen konnten, ihn theilen ließen. Da ſchwand plötzlich der Segen. Der jüngſte Marioth verlor in Bergwerks-Unternehmungen ein Vermögen von 300,000 Thalern.

Aehnliche Zwerggeſtalten ſollen in früherer Zeit an den Hanſelmannshöhlen erſchienen ſein. Man nennt ſie am Niederrheine Heinzelmännchen. Hier hauſte auch einſt eine Schlangen-Jungfrau, alſo eine Art Meluſine, wie das namentlich ein Schneider aus Naſſau erfahren hat. Derſelbe kehrte eines Tages von Lahnſtein zurück, wo er des Weines nicht geſchont hatte. Als er bei Ems die Berge paſſirte, ſah er in der Nähe der Höhlen ein Licht. Er vermuthete eine Schenke und folgte dem Strahle. Plötzlich befand er ſich in einem glänzenden Raume und gewahrte eine wunderſchöne Jungfrau, die eine goldne Krone auf langen, goldnen Locken trug, unten aber in eine Schlange endigte. Sie beſchenkte ihn mit Gold und Edelſteinen, ſetzte ihm koſtbaren Wein

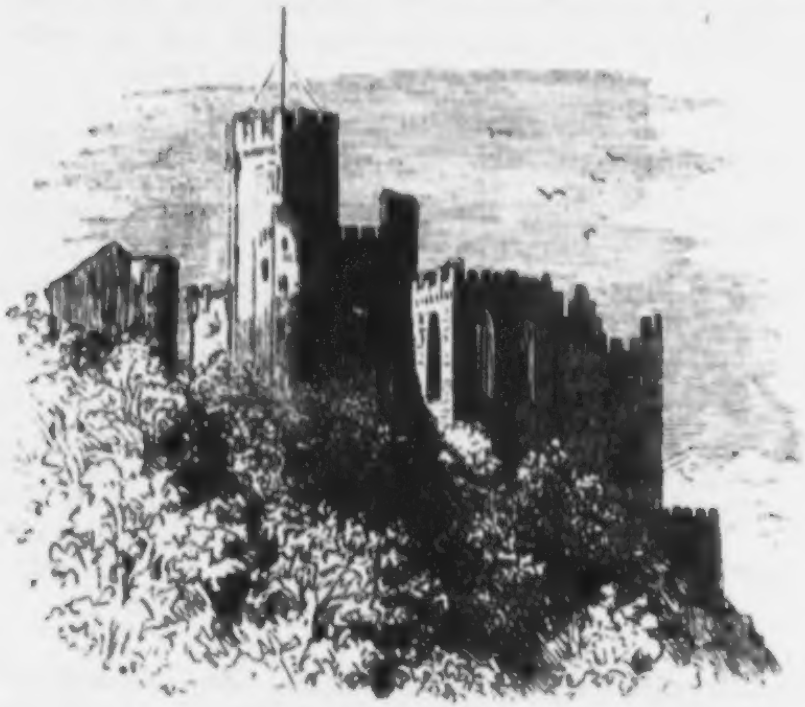
vor und erzählte, daß sie eine verzauberte Prinzessin sei und durch drei Küsse von einem keuschen Jünglinge erlöst werden könne. Der Held von der Nadel nahm sich ein Herz, that zwei Küsse auf ihren Mund, dann aber ekelte es ihm vor der halben Schlange. So unterließ er das muthig angefangene Werk. Der Spuk verschwand, und er fand sich am andern Morgen betäubt, mit zerrissenen Kleidern und zerkratztem Gesichte in den Klippen wieder.

Von diesen und ähnlichen Spazirgängen der Umgegend wird man immer mit Vergnügen wieder nach Ems zurückkehren, denn man findet hier neben den schon aufgeführten Annehmlichkeiten auch ganz vortreffliche Quartiere, in denen dem Gaste alle Bequemlichkeiten geboten werden. Wer eine Cur gebrauchen will, wird am liebsten ein Unterkommen in den zahllosen Logirhäusern suchen. Für Touristen, welche das Lahnthal befahren und an Gasthöfe ersten Ranges gewöhnt sind, empfiehlt sich Ems als Standquartier. Man kann von hier aus die Orte, denen wir unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben, ganz bequem besuchen und Abends wieder an Ort und Stelle sein. Uebrigens sind die Krone in Nassau, der Holländische Hof und das Hotel Lorenz in Diez, der Preußische Hof in Limburg, der Deutsche Hof und die Traube in Weilburg ganz empfehlenswerthe Häuser in ländlichem Style, mit deren Natural-Verpflegung in Beziehung auf Tisch und Wein man schon zufrieden sein kann und wo es ganz gemüthlich zugeht. Für das obere Lahnthal empfiehlt sich das Herzogliche Haus in Wetzlar, um von dort aus Partieen in die allerliebste Umgegend zu machen.

Und ſo ſcheiden wir denn auch mit vollkommener Befriedigung von dem anmuthigen Badeorte und beſteigen aufs Neue die Eiſenbahn, um die letzte Station des Schienenweges zurückzulegen. In Beziehung auf die landſchaftlichen Reize behält das Thal ſeinen lieblichen Charakter bei. Zwiſchen den hohen, mit Buchenwald bedeckten Bergwänden liegen hier eine Menge von induſtriellen Anlagen, die ſich hauptſächlich auf den Bergbau gründen. Die meiſten erheben ſich am rechten Ufer und bekunden zwiſchen ihren weitläufigen Gebäuden und dampfenden Schornſteinen ein arbeitsfrohes und bewegtes Leben. So fährt man bald an der Hütte von Nievern, an der Ahler Hütte und an Hohenrhein vorbei. Wer weiß, ob nicht mit der Zeit im ganzen Thale ähnliche Werke entſtehen! Es giebt in unſerem Vaterlande nicht leicht eine erzreichere Gegend, wie die Lahn und die Dill. Seitdem die Kohle auf den Schienenwegen in dieſes Land gelangt, iſt in Beziehung auf die Anlage induſtrieller Werke ein großes Hinderniß gehoben. Dazu kommt der allerwärts durch Schleuſenwerke wohl regulirte Fluß. Da nun Deutſchland in den letzten Decennien einen ehrenvollen Wettſtreit mit England begonnen hat, welcher unſere Heimat mehr und mehr von der britiſchen Abhängigkeit befreit, ſo iſt es ſehr möglich, daß unſere Enkel das bis jetzt ſo ſtille Thal in einer ganz anderen Weiſe ſchildern werden, wie wir es in unſeren Tagen thun. Wir zweifeln nicht, daß die Lahn ſowohl wegen ihrer Naturſchönheiten als wegen ihres inneren Reichthums einer glänzenden Zukunft entgegengehen wird.

Noch einmal treten die Berge ganz nahe an den Fluß. Rechts auf der Höhe ragt eine Kapelle mit Stationen, es

iſt der Wallfahrtsort Allerheiligen; links auf der Kuppe erblickt man eine aus ihren Trümmern ſich erhebende Burg, es iſt Lahneck. Dieſe Veſte gehörte Mainz und wurde zum Schutze für die ſchon um 900 in den Urkunden genannte Stadt Oberlahnſtein angelegt. Ihr älteſter bekannter Burggraf hieß Friedrich und lebte um 1265. Im 15. Jahrhunderte ſaß hier der Amtmann von Oberlahnſtein. Im Jahre 1646 beſtand ſie noch vollſtändig, 1688 wurde ſie



von den Franzoſen zerſtört. Nach einer Sage, die indeß keinen rechten Grund hat, flüchteten ſich vor Zeiten die Tempelherren vom Rheine in das feſte Schloß. Es iſt eine ſehr traurige Geſchichte:

Die Templer von Lahneck.

Zwölf Ritter ziehn auf Lahneck zu,
gewappnet wie zu wildem Streit,
Auf weißem Mantel roth das Kreuz,
das iſt der Tempelherren Kleid.
Sie ſehen trotzig, düſter drein, und Einer aus dem Häuflein ſpricht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht,
der Templer ſtirbt und wanket nicht!“ —

Es war in jener wilden Zeit — hell lohte Scheiterhaufenbrand —
Molay, der Ordensmeiſter, litt den Martyrtod im Frankenland;
Doch mancher Geiſt von echtem Stahl rief aus der Gluten rothem Licht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“

Es hielt der Erzbiſchof von Mainz am Rheine blut'ge wüſte Maht:
„Ihr übtet Schwarzkunſt, Zauberei und an der Kirche gar Verrath!“
Doch all die Ritter, edel, groß, ſie blieben ſtandhaft im Gericht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer ſtirbt und wanket nicht!“

Die Zwölfe retten sich allein in Lahneck's festes Felsenschloß,
Doch der Verfolger rücket nach mit Rittern, Reisigen und Troß:
„Laß sehn, du höhnisch freche Schaar, hat deine Loosung noch Gewicht:
Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer stirbt und wanket nicht?“ —

Wohl hob da an ein heißer Kampf, wohl hob da an grauser Sturm,
Die Mauer litt vom Wurfgeschoß, es litt vom Feuerbrand der Thurm;
Zwölf Helden fochten löwenkühn, wie nur der Muth des Todes ficht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer stirbt nnd wanket nicht!“ —

Wohl flieget Pfeil an Pfeil heran, daß drob der Sonne Licht vergeht,
Die Gräben füllen sich gemach; wer sagt, wie wild der Tod hier mäht?
Hoch auf der Brücke kämpft die Schaar und säet Leichen Schicht an Schicht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer stirbt und wanket nicht!“ —

Doch endlich siegt die Uebermacht, die stärkste Kraft wird endlich matt
Und Einer nach dem Andern sinkt, er sinkt auf ehrenvoller Statt.
Wie sie im Leben standen fest, so liegen sie im Tode dicht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer stirbt und wanket nicht!“ —

Nur Einer lebt — und: „Gnade!“ ruft ins Feld der störrische Prälat,
Die Antwort tönt: „Gnad' ist bei Gott! Ich geh der Brüder ernsten Pfad!“
Er kämpft und fällt, und sterbend ruft er seinen letzten Gruß ins Licht:
„Wenn Ihr den Orden auch zerbrecht, der Templer stirbt und wanket nicht!“

Lahneck iſt in der jüngſten Zeit wieder aufgebaut worden und ſchaut mit ſeinen erneuten Mauern, Thürmen und Zinnen luſtig und fröhlich ins Thal. Sein Erbauer iſt ein Engländer Namens Moriarty. Manche Leute können ſich mit dieſen Reſtaurationen der alten Bergſchlöſſer nicht befreunden. Sie lieben mehr die Trümmer, um welche ſich der Epheu rankt und altes Mauerwerk, in dem die Eule und der Marder hauſt. So ſehr wir auch der echten Romantik zugethan ſind, ſo theilen wir doch nicht dieſe hyperſentimentalen Anſichten, die an Mathiſon'ſche Elegieen erinnern. Es ſcheint uns im Gegentheil recht erfreulich, wenn das Leben, das in den Thälern treibt und webt, auch die Höhen hinanklimmt. Damit wollen wir keineswegs ſagen, daß wir die Auferſtehung des Feudalthums wünſchen. Echte Söhne der neuen Zeit ſehnen wir uns allerwärts nach freiheitlichen Entwickelungen. Auf den Bergen iſt Freiheit! Und die Freiheit kann auch auf ſolchen Schlöſſern wohnen. Wer will aber in Abrede ſtellen, daß eine blanke, hübſche, fertige Burg hoch über Strom, Au, Wald und Feld ſchöner iſt als zerbröckelndes Mauerwerk. Betrachtet euch einmal Braunfels, die Schaumburg, Lahneck, die wir eben beſucht haben und Stolzenfels, Rheinſtein, Sooneck, Rheineck und Argenfels am Rhein, wenn die Sonne in ihren Fenſtern funkelt und wenn die Fahnen von ihren Thürmen flattern, und ſagt, ob ſie euch nicht beſſer behagen als die Ruinen, von denen Sturm, Schnee, Froſt und Regen alle Jahre Stück um Stück losiöſt. Es lebe das Leben!

Der Zug rauſcht um die letzte Ecke, die Landſchaft öffnet ſich, wir ſind in das Rheinthal gelangt und halten

nach einer Weile in dem ſtattlichen Bahnhofe von Oberlahnſtein, der ſüdwärts am Fluſſe liegt. Nordwärts ſäumt Niederlahnſtein das Ufer. Ueber den majeſtätiſchen Wogen des herrlichſten deutſchen Stromes erhebt ſich die Burg Stolzenfels, die wirklich ein ſtolzer Fels iſt. Nach links ſchickt man Blicke in die Gegend von Braubach und der Marksburg, rechts nach Coblenz und Ehrenbreitſtein. Es ſind wahrhaft paradieſiſche Bilder, die wir nicht weiter zu ſchildern unternehmen. Und hier möge ſich nun der Reiſende entſcheiden, ob er nach Süden oder Norden geht.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Sommertage

am

Siebengebirge

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Mit in den Text gedruckten Abbildungen.

Kreuznach.

Verlag von R. Voigtländer.

1867.

Sb-3400
Mecklenburgische
Landesbibliothek
Schwerin

Druck von Chr. Fr. Will in Darmstadt.

Inhalt.

		Seite
I.	In die Heimath	1
II.	Das Siebengebirge	5
III.	Königswinter	12
IV.	Auf dem Drachenfels	22
V.	Auf der Wolkenburg	41
VI.	Auf der Löwenburg	52
VII.	Auf dem Oelberge	72
VIII.	Auf dem Petersberg	83
IX.	Nach Heisterbach	93
X.	Sagen und Märchen	109
XI.	Nach Godesberg	119
XII.	Nach Rolandseck und Nonnenwerth	131
XIII.	Nach Remagen	143
XIV.	Poetische Besuche	152
XV.	Zum Abschied	163

I.

In die Heimath!

er denkt nicht mit Freude seiner Heimath? Wem klopft nicht, wenn er in der Ferne an sie gemahnt wird, das Herz in höhern Schlägen? Wem treibt nicht bei ihrem Namen ein leises Heimweh die Thränen in die Augen? Der Ort, wo unsere Wiege gestanden hat, ist und bleibt uns zu allen Zeiten des Lebens heilig. Ihr kennt gewiß alle das alte schöne Lied, das anhebt:

Zu Straßburg auf der Schanz
Da fing mein Trauern an.

Dieses Lied handelt von einem Soldaten, der in der Schweiz zu Hause war und beim Klang des Alphorns desertirte, eingeholt und erschossen wurde; es schildert also die Macht des Heimathgefühles. Aber es bedarf nicht so glänzender Berge und so grüner Thäler, wie die Schweiz sie besitzt, um dieses Gefühl zu wecken. Auch der Bewohner der weiten Flächen, die sich im Norden und Süden

unſeres Vaterlandes dahinſtrecken, gedenkt mit Vorliebe der Stadt, des Fleckens, des Dorfes, des einſamen Gehöftes, wo er das Licht der Welt erblickte. Erinnert er ſich der Stube, wo die Mutter ihm das erſte Lied ſang, der Fenſter, wo er in die Straßen, über die Dächer, in die Gärten ſchaute, des Baumes, unter dem er ſpielte, der Wieſen, Felder und Wälder, die ſein Fuß zuerſt allein oder mit den Genoſſen der Kindheit durchſchweifte, dann füllt eine alte unvergeſſene Wehmuth ſeine Seele. Es wird ihm kindlich, fromm, unſchuldig zu Muthe. Ja, der Ort, wo unſere Wiege geſtanden hat, iſt und bleibt uns zu allen Zeiten heilig.

Glücklich, wer nun auch einer ſchönen, herrlichen, reichen Heimath gedenken kann! Ich habe dieſes Glück, denn ich wurde auf einem ſchönſten Fleck des deutſchen Vaterlandes geboren. Es iſt ein Stück Erde, wie es unterhalb der wolkenanſtrebenden Gipfel der Alpen bis an die brandende Nordſee nicht wiedergefunden wird. Der herrlichſte Strom, den die Heimath beſitzt, fließt in der ſtolzen Fülle ſeiner Waſſer, grüngoldig blitzend an den Geſtaden dahin und trägt Tag vor Tag mächtige Schiffe, breit gedehnte Flöße, ſchlanke Kähne. In den Thälern reift der Weizen und das Korn, blüht der Raps und der Klee, reiht ſich Obſtbaum an Obſtbaum mit den Blüthen des Mai und den Früchten des Septembers. An den Hügeln duftet im Sommer die Rebe und glüht im Herbſte die Traube. Die Gipfel der Berge aber ſind mit Wäldern bedeckt, aus denen kühnes Felsgeſtein emporragt, das der Falke in weiten Kreiſen umfliegt. Und wie reizend ſind die Thäler und Schluchten, die ſich in das Land ziehen!

Welche prächtige Ausblicke findet man auf den Gipfeln, die man in kecken Schritten erreicht hat! O, es ist ein Land voll Schönheit und Herrlichkeit. Die Dichter haben es seit uralter Zeit besungen. Das Volk hat wundervolle Sagen an die Höhen und Gründe geknüpft. Geschlecht um Geschlecht hat es besucht und Lebensmuth und Heiterkeit und Frische aus seiner belebenden Luft und seiner unvergänglichen Anmuth gesogen. Ja, ich habe eine wundervolle Heimath.

Meine lieben Leser, es ist gewiß Mancher unter Euch, der entweder auf dem Dampfschiffe oder auf der Eisenbahn von Süden nach Norden brausend durch das Rheinthal geflogen ist. Er hat das goldene Mainz verlassen, er hat die üppigen Landschaften des Rheingau's bewundert, an dessen Bergen die feinsten und duftigsten Weine wachsen, er hat sich bei Bingen in das engere Rheinthal vertieft, die alten Städte mit ihren gothischen Thürmen und Häusern, die Ruinen auf den Bergen angesehen, das Echo der liederreichen Lorelei geweckt, Coblenz und Ehrenbreitstein, die Bollwerke deutscher Kriegsbereitschaft, angestaunt, ist durch den Neuwieder Thalgrund gefahren und hat dann wieder die engen Gründe zwischen Andernach und Remagen betrachtet. Und dann hat er auf jener schönsten und höchsten Kette das Auge ruhen lassen, die sich mit Felsen, Wäldern und Burgen in wundervoller Linienschwingung vor ihm erhebt. So sehr ihn auch die Bilder der reizenden Fahrt entzückt haben, er gesteht sich ein, daß er hier vor dem glänzendsten, erhabensten und vielseitigsten Landschaftsgemälde angelangt ist, denn vor ihm erhebt sich das Siebengebirge.

Aber Mancher von Euch hat dieſes Siebengebirge auch von Norden kommend zuerſt erſchaut. Dem Bewohner des bergiſchen Landes liegt es vor Augen, wenn er auf ſeinen Hügeln, dem Inſaſſen der niederrheiniſchen Ebene, wenn er auf den Erhebungen des Bodens dahin wandelt. Ihr aber, die Ihr weiter in den Flächen des Nordens wohnet, erſchaut, wenn Ihr Euch der alten Colonia Agrippina nähert, in der Ferne die blauen Höhen, die leis am Horizonte aufſteigen und die, wenn Ihr ihnen entgegenſtrebt, größer und größer werden, bis Ihr bei Bonn endlich ihre Felder, Wälder, Weinberge, Felſen und alten Schlöſſer erkennen könnt. Seid gegrüßt; ihr ſieben Berge! Großältern und Aeltern, Freunde und Bekannte haben Euch von dieſer Gegend erzählt, Sie waren alle glücklich dort. Das Blut klopft Euch durch die Adern. Ihr beeilt Eure Fahrt. Ihr verlaßt endlich das Schiff oder den Eiſenbahnwagen, Ihr zieht mit beflügeltem Schritt durch die Gründe, Ihr klimmt die Berge hinan, Ihr athmet freiere Lüfte, Ihr ſchaut Euch um in der wundervollen Runde, Ihr ſeid glücklich, wie es Eure Vorfahren, Eure Freunde und Verwandte waren. Auf den Bergen iſt Freiheit!

Meine lieben Leſer, hier iſt meine Heimath! Hab' ich nicht Recht, ſie zu lieben und hoch zu halten? Und da ich ſie ſehr genau kenne, ſo möchte ich ſie Euch gerne zeigen. Iſt's Euch genehm, ſo mögt Ihr mir folgen!

II.

Das Siebengebirge.

Und warum übt denn das Siebengebirge einen so unaussprechlichen Reiz auf Herz und Geist aus? Die Frage ist leicht gethan, aber die Antwort nicht eben leicht gegeben. Ich will versuchen, die Gründe zu entwickeln.

Wenn ein Gebirge sich unmittelbar aus der Ebene erhebt, und wenn überdies seine Gipfel in kräftigen Formen aufsteigen, so macht es naturgemäß einen erhabneren Eindruck, als wenn es mit niedrigem Hügelland beginnt und sich erst nach und

nach zu beträchtlicher Höhe erhebt. So weisen auch die benachbarten Höhenzüge der Eifel, des Siegener Landes und des Hundsrück bedeutendere Maße auf, aber sie stechen bei Weitem nicht in gleicher Weise in das Auge, wie die scharf geschiedenen und einzeln aufstrebenden Kuppen der Siebenberge. Der Umfang des Brockens ist vielleicht so groß, wie die ganze Kette, von der ich rede. Ein einziger Alpenberg hat oft die dreimalige und zehnmalige Breiten- und Längenausdehnung. Wenn nun trotz alledem das Siebengebirge selbst auf den Reisenden, der aus der Schweiz kommt, noch einen imponirenden Eindruck macht, so liegt der Grund hauptsächlich darin, daß d[illegible] Gegensätze von Gebirg und Ebene dieser Landschaft einen ganz eigenthümlichen Reiz verleihen. Auf der Fahrt von Mainz nach Remagen hat das Auge fast überall auf gleichhohen Hügelwänden geruht, aus denen nur selten eine höhere Spitze emporragt. Hier aber erblickt es eine Kette, die sich in wechselnden Abstufungen vor den Blick legt. In höherm Maße noch wird sich durch diese Erscheinung der Wanderer überrascht fühlen, der aus der nördlichen Ebene heranzieht.

Und dennoch würden die steilen Formen der sieben Berge nicht einen so mächtigen Eindruck machen, wenn sie nicht zugleich von ganz außerordentlicher Schönheit der Linien wären. Die Geologen erzählen uns von der Entstehung der Erderhebungen und beweisen, daß die einen ihre Formen vorzugsweise dem Feuer, und die andern dem Wasser verdanken. Von dem höchsten und gewaltigsten Urgebirg nehmen sie an, daß er unter gewaltigen Convulsionen des Bodens aus der Erdrinde aufgestiegen sei und sich in kolossalen Massen gegen den Himmel gethürmt

habe. Dieſe fürchterlichen Revolutionen nennen ſie plutoniſch. In leiſerer langſamerer Weiſe ſoll das Feuer die vulkaniſchen Erhebungen bewirkt haben. Dieſelben haben denn auch nie die ſchroffen Geſtaltungen, mit denen in uralten Tagen die Granite ans Licht gebrochen ſind. Sie zeigen ſanfte Abdachungen in den Kuppen, die unter dieſer ruhigeren Bildung die ſchönſten Linien anzunehmen pflegen. Die Gebirge, die durch das Waſſer oder den Neptunismus gebildet wurden, haben meiſtens ſanft anſteigende Formen. Aus den letzteren beſtehen nun auch die tiefſten und älteſten Schichten des Siebengebirges. Sie heißen devonſche Geſteine. Nun weiß man aber auch, daß auf dem linken Ufer des Rheines ein weites vulkaniſches Gebiet gelegen hat. Von Rolandseck bis an den Laacher See findet man alte Krater. Ein anderer Heerd der Thätigkeit des Feuers liegt tiefer in der Eifel. Durch die Macht der unterirdiſchen Gluten ſind nun auch die Baſaltkuppen der Eifel und des Weſterwaldes ſecundär in die Höhe getrieben worden. Die letzte nordweſtliche Kante dieſer Bildungen finden ſich aber in unſerm Gebirge. Mit ihnen verbinden ſich die ſchroffen Trachite, die namentlich an dem Fuße des Drachenfels und der Wolkenburg ſichtbar werden. Und ſie ſind der Natur, der hohen Meiſterin, in einer ganz merkwürdig ſchönen Art und Weiſe gelungen. Auch die berühmteſten Gebirgsketten Italiens haben einen ähnlichen Urſprung aufzuweiſen. So hört man denn nicht ſelten die Geſtaltung unſerer rheiniſchen Berge mit dem Albanergebirge vergleichen.

Es iſt hier durchaus nicht meine Abſicht, eine wiſſenſchaftliche Darlegung der Erdbildungsverhältniſſe des Sie-

bengebirges zu geben. Für ein ſolches Unternehmen reichen meine Kräfte nicht aus. Wer ſie aber ſucht, der möge den geognoſtiſchen Führer in das Siebengebirge des geiſtvollen H. von Dechen zur Hand nehmen, welcher von Dr. G. vom Rath mit mineralogiſch-petrographiſchen Bemerkungen verſehen worden iſt. Mir liegt es nur ob, meinen Leſern zu ſagen, daß das Siebengebirge ſich gerade deshalb ſo eigenthümlich vor den Blicken entfaltet, weil bei ſeiner Formation eine Reihe von Momenten thätig geweſen ſind, die bei den Bildungen anderer Ketten nicht in gleichem Maße vorhanden waren. Weil das Waſſer ihm die ſanft anſteigenden Halden gegeben, weil das langſamere Erdfeuer ſeine Baſaltkegel gebildet und vielleicht eine kräftigere Glut die zackigen Trachitfelſen in trotzigen feſten und ſteilen Maſſen dem Boden entſteigen ließ, iſt es ſo ſchön und herrlich geworden. Deshalb hat es jene impoſanten Linien, auf welchen die Blicke ſtets mit neuem Intereſſen ruhen, gleichviel, ob man aus dem ſüdlichen Rheinthal, oder aus den nördlichen Ebenen herantritt. Deshalb bietet es dem Wanderer jene tiefen Schluchten, in denen er ſich nach Luſt und Neigung zwiſchen Wieſen und Wäldern ergehen kann. Deshalb haben ſich hier ſchon in den früheſten Zeiten Anſiedler eingefunden, die ringsum ihre Wohnungen bauten, in denen Geſchlechter nach Geſchlechtern aufblühten und vergingen und wieder erwuchſen.

Schaut Euch nun einmal um in der Runde und dann fraget Euch, ob Ihr viele Länderſtrecken kennt, auf denen der Segen Gottes ſo ſichtbarlich ruht. Wie im ganzen Rheinthal iſt auch hier das Klima mild und gemäßigt. So hielt es dem Landmann nicht ſchwer, die Gründe in

lachende Fluren zu verwandeln, welche die Früchte unſrer Zone in reichſter Fülle tragen. Die Thäler ſehen ſich denn auch mit ihren Obſtbäumen wie reiche Gärten an. Ueberdies gedeiht an den Hügeln, welche ihre Wände der Sonnenſeite zukehren, ein guter rother Wein, der in einigen Lagen bei größerer Sonnenwärme ſogar vorzüglich genannt werden muß. Am Holz laſſen es die Wälder und Büſche des Gebirges gleichfalls nicht fehlen. Außerdem bieten die Steinarten der Felſen einen ergiebigen Betrieb für die Steinmetzen, deren Eiſen man allerwärts erklingen hört. Kein Wunder, daß in den Dörfern und Flecken und auf den Straßen, welche ſie verbinden, alltäglich ein höchſt bewegliches Leben und Treiben herrſcht.

Und dazu kommt nun noch die ſtolze Waſſerſtraße des herrlichen Rheines, der die Bilder dieſer Landſchaft mit ganz beſonderm Wohlgefallen auf ſeiner breiten Fluth zu ſpiegeln ſcheint und der herrlichen Gegend erſt das rechte Leben verleiht. Schaut den Strom hinauf und hinab! Jeden Augenblick habt Ihr ein anderes Bild vor Augen. Bald fliegt ein ſtattlicher Dampfer nach Norden, bald nach Süden und trägt ſtaunende Reiſende, die Euch mit weißen Tüchern winken. Bald keucht ein Schlepper mit ſeinem Gefolge heran und bringt Waaren aller Art, die einen regſamem Handelsverkehr bezeugen. Jetzt erſcheint ein Floß in gewaltiger Ausdehnung, deſſen Stämme auf den Höhen des Schwarzwaldes, des Odenwaldes, des Speſſarts und der Hardt gewachſen ſind. Und dann ſegeln auch die alten Rheinſchiffe vorüber, deren Form ſeit Jahrhunderten dieſelbe geblieben iſt, und die dazu beſtimmt ſind, den kleineren Verkehr zwiſchen den Uferorten zu vermitteln, aber auch

mitunter von Heilbronn, Würzburg und Trier bis in die Niederlande fahren. Endlich fehlt es nicht an einzelnen Kähnen, auf denen die Wanderer sich von Dorf zu Dorf führen lassen, während sie plaudern, lachen, singen, jauchzen und sich des Lebens freuen.

So ist hier uraltes Culturland. Die bemoosten Kirchen, die aus den Gruppen der Dörfer emporragen, die grauen Häuser, die am Strande liegen, erzählen von vergangnen Zeiten. Und es erzählen davon auch die alten Burgruinen, die von den Kanten der Berge in das Thal schauen. Wie sollte in so gesegneten Geländen auch die Kirche und das Herrenthum fehlen? In der That scheinen sich Ritter und Priester sofort unter den ersten Ansiedlern, den Bauern, Winzern, Schiffern und Steinmetzen eingefunden zu haben. Haben nicht jene Glocken, die sich Morgens, Mittags und Abends über den Rhein Antwort gegeben, seit Jahrhunderten geklungen? Und deuten nicht die gebrochenen Vesten, deren Trümmer alljährlich mehr zerbröckeln, auf die Sitze eines strengen kräftigen Feudalthums, dem der Bauer frohnen mußte, das über ihn zu Gericht saß und in stolzer Herrschaftsherrlichkeit aus seiner Höhe auf die gemeine Welt herniedersah?

Unsere heutige Bildung geht auf anderen Wegen. Die Kirche und das Ritterthum hat engere Grenzen erhalten. Die Welt ist sehr bürgerlich geworden. Aber hat sie deshalb an Farbe und Reiz verloren? Schadet die Gleichheit, die von Tag zu Tag mehr zur Geltung kommt, der Gesellschaft der Menschen? Hier im Lande ist es in der That nicht zu merken. Noch einmal, seht Euch um, Ihr Leser! Weder unter der Herrschaft des Krummstabs, noch unter

der Herrſchaft kleiner Dynaſten hat dieſe Gegend jemals in ähnlicher Fülle geblüht. Wohin ſich auch Euer Fuß wendet, da ſtoßt Ihr auf ſchöne liebliche, zum Theil ſogar koſtbare Landſitze in elegenteſter Bauart, die erſt in den letzten Zeiten errichtet worden ſind. Alle Stylarten der Architektur ſind in dieſen Gebäulichkeiten vertreten. Ihr findet griechiſche Villen, Ihr findet romaniſche und gothiſche Burgen, Ihr könnt die ganze Stufenleiter der Renaiſſance durchgehen, wie ſie ſich in Italien, Frankreich und Deutſchland ausgebildet hat. Und ringsum dehnen ſich reiche Gärten im franzöſiſchen und engliſchen Geſchmack. Marmorbilder ſehen Euch an, die Brunnen rauſchen, die Blumen duften. So verbindet ſich mit der alten Cultur der neue Luxus des Bürgerthums.

Aber das ſchönſte, beſte, herrlichſte iſt bei alledem doch die wundervolle Natur, die an dieſen Orten niemals aufhört, ſich in ihrer uralten und doch ewig jungen Schönheit zu zeigen. Seht, wie herrlich glänzt die gewaltige Sonne vom blauen Himmel, wie leicht fliegen die weißen Wolken durch den Aether, wie friſch wehen die Lüfte von Gebirg und Strom, der in vollem Lichte leuchtet und ſtrahlt! Und die Roſen blühen und die Nachtigall ſingt, und es ſind ganz wundervolle helle, lichte, warme, beſeligende Maitage!

III.

Königswinter.

Hier wollen wir bleiben und Hütten bauen. Mit einem Worte, wir müssen uns Quartier suchen. Wenn es Euch also Recht ist, so folgt mir! Unmittelbar unter dem Gebirge, das hier nur eine geringe Thatsohle läßt, liegt ein blankes sauberes Städtchen, dessen Thürme und Häuser sich mit besonderem Behagen in den Fluthen des Rheines spiegeln. Der rege Verkehr, der sich am Ufer entfaltet, die Dampfer, die hier anhalten, die fliegende Brücke oder Pont, welche unablässig den Fluß kreuzt, die Kähne, die hin und herschweben, die Wagen, die am Ufer stehen, die stattlichen Gasthöfe, die sich dort erheben, und deren Inschriften schier auf der anderen Rheinseite zu lesen sind, bekunden, daß hier der Hafenplatz des Siebengebirges zu suchen ist. Und so gibt es denn hier auch „gut Logis zu Pferd und Fuß!“

Wir befinden uns zu Königswinter. Wenn ich das Siebengebirge meine Heimath genannt habe, so muß ich dieses kleine Städtlein als meinen Geburtsort aufführen.

Und deshalb liegt es mir denn auch ganz beſonders am Herzen. Der Fremde mag es allerdings nur als Standort für ſeine Gebirgsfahrten betrachten und ihm deshalb nur einen flüchtigen Blick gönnen; ich dagegen durchwandre es faſt jedesmal wenn ich es beſuche, mit beſondern und eigenthümlichen Gefühlen. Wer geht nicht gerne den allererſten Erinnerungen nach, in denen ihm dieſes Erdenleben aufgedämmert iſt. Und dieſe ſuche ich mir mitunter gerne an Ort und Stelle zuſammen. Da ſchreite ich denn die Hauptſtraße entlang und gehe wieder einmal nach dem Hauſe hin, wo ich geboren bin. Meine Mutter ſagt, das Licht habe mir in dem jetzigen Hôtel Rieſſel getagt, daſſelbe habe aber damals eine ungleich einfachere und beſcheidenere Fronte gehabt, Später bezog mein Vater eine andere ſchlichte Wohnung tiefer unten im Ort. Ich habe allerdings nicht viele Schuhe auf dieſem Pflaſter verſchliſſen, denn ich zählte erſt vier Jahre, als mein Vater ſeinen ärztlichen Wirkungskreis am Siebengebirge verließ und als Kreisphyſikus nach Bergheim im Jülicherlande überſiedelte, aber ich habe doch noch allerlei Bilder, die ſich an dieſe erſte Lebensepoche knüpfen.

Es iſt eigenthümlich, wie plaſtiſch ſich einzelne Vorgänge aus der allerfrühſten Kindheit im Gedächtniſſe fixiren und zu ſo beſtimmten Bildern geſtalten, daß man ſie malen könnte, verſtände man eben mit Pinſel und Farbe umzugehen. So erinnere ich mich, daß ich einſt eilig auf den Arm gehoben — wer mich aufnahm, weiß ich nicht — und nach dem Rheine getragen wurde, wo eben ein gewaltiges Floß vorbeifuhr. In einer andern Scene ſehe ich mich

über die Straße laufen, wo dichter Schnee lag. Der Fleiſcher, der uns gegenüber wohnte, ein alter Mann mit grauem Haar und weißer Zipfelmütze, der gewöhnlich in der Thüre ſtand, hatte mir einen dicken Schneeball gemacht, den ich mit meinen kleinen Händen nicht faſſen konnte. Auch erinnere ich mich noch der Taufe einer Schweſter, die ein Paar Jahre jünger war, wie ich. Allerdings iſt mir die heilige Handlung ganz aus dem Gedächtniſſe verſchwunden, wohl aber gedenke ich des Erſtaunens, das mich faßte, als der Paſtor plötzlich den Chorrock über den Kopf zog und wieder als ein gewöhnlicher Menſch vor mir ſtand. So ſind mir noch allerlei kleine Ergebniſſe im Hirn haften geblieben. Am lebendigſten freilich fühle ich noch einige jugendliche Schmerzempfindungen. Als wir nämlich einſt auf der nahen Longenburg im kalten Winter Beſuch machten, da fing ich bitterlich an zu weinen über die Pein, die ich plötzlich an den Fingern hatte. Und auch an dem Kreuz, das am nördlichen Ausgang des Städtchens liegt, kann ich nicht vorüber gehen, ohne daß es mir einfällt, wie ich einſt heimlich das Haus verlaſſen hatte und dort mit andern Kindern ſpielte, und wie dann plötzlich meine Mutter voller Angſt erſchien, mich beim Flügel nahm und mir meinen Lohn in einigen verdienten Schlägen zukommen ließ. Es waren übrigens die einzigen Schläge, die ich in meinem Leben bekommen habe.

Meine Aeltern blieben auch, nachdem ſie dieſe Gegend verlaſſen hatten, ſtets in Verbindung mit Land und Leuten. Wie oft und gern erzählten Vater und Mutter von den alten guten Freunden aus den ſchönen luſtigen Tagen am Siebengebirge. Da ſie aber auch einige Weinberge und

einen Garten in Königswinter beſaßen, ſo wurde im Herbſte gewöhnlich ein kleiner Abſtecher gemacht, um die Trauben zu leſen und zu keltern. Wir waren bei dieſen Gelegenheiten ſtets gern geſehene Gäſte bei den alten Bekannten, mit deren Kindern ich mich denn nach beſtem Gefallen in Berg und Thal umhertrieb. Welche Luſt war es da, in den Weinbergen die reifen Trauben zu naſchen und in den Gärten die ſchönſten Aepfel und Birnen zu holen. Noch wie heute weiß ich es, wie mir der Sohn des Bürgermeiſters die reifen Mandeln vom Spalier, und wie mir der Sohn des Apothekers die dunkeln Maulbeeren von dem Baume langte. Selbſt als mein Vater ſeine kleinen Liegenſchaften veräußerte, um ſein Weingut an der Ahr zu vergrößern, blieben die gaſtfreundſchaftlichen Beziehungen beſtehen, und es verging ſelten ein Jahr, wo wir nicht für ein Paar Tage bei den bewährten Freunden einkehrten, die ihrem frühern Hausarzte und ſeiner Familie ſtets eine dankbare Erinnerung bewahrten.

Und auch als ich ein Jüngling geworden war, und in Bonn ſtudirte, da lenkte ich, Gott weiß wie oft, meine Schritte nach dem Siebengebirge. Damals hatte ich gewöhnlich mein Quartier bei der Familie Lenné in Honneſ, deren Haupt ein Bruder des berühmten Gartendirectors in Potsdam war. Von hier aus ſtreifte ich in das Gebirge und habe alle Pfade und Wege kennen gelernt, daß ich ſie nie vergeſſe. Damals gönnte mir die Muſe auch ihre erſte Gunſt. Wie manches Lied iſt mir zwiſchen dieſen Bergen entſproſſen:

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land,
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,

Landesbibliothek

Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn,
O, wo ich geschwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Dich grüß' ich, du breiter grüngoldiger Strom,
Euch Schlösser und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im schwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im sonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich Felsengestein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Dich grüß ich, o Leben, mit jauchzender Brust,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Lust,
Dich grüß ich, o theures, o wackres Geschlecht,
Die Frauen so minnig, die Männer so recht,
Eu'r Streben Eu'r Leben, o mög es gedeihn:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land,
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freuden mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn:
O, möget Ihr immer dieselben mir sein!
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein.

Ich könnte gar vielerlei von jenen schönen glücklichen Jugendzeiten berichten, in denen ich bald einsam, bald von guten Freunden begleitet und bald auch im Kreis einer fröhlichen Schaar, die aus greisen und weisen Männern, treffliche Matronen und Frauen, jungen blühenden Mädchen und heitern Gesellen bestand, meine Fahrten durch das Gebirge machte. Ja, das waren goldene Tage, wenn es in die sieben Berge hineinging, wenn wir die Felsen hinaufschritten, in bunten Zügen uns in die Büsche verloren,

oben an den Kanten ruhten, die Berggipfel beſtiegen und im hohen Buchenwald um die Maitrankbowlen ſaßen und ſcherzten, plauderten, ſangen, ſpielten und jauchzten. Und wie herrlich war es, wenn wir dann Abends wieder heimkehrten.

O komm hervor, du holdes Bild,
Aus meines Herzens Schreine!
Es war am Ruder, wo ich ſtand,
Die ſchönſte Nacht am Rheine.
In klarer Tiefe floß der Strom,
Die Luft in Balſamreine,
Und dämmrig lagen Berg und Thal
Im weichen Vollmondſcheine.

Doch vor mir klang im ſchlanken Kahn
Ein lautes Jugendleben,
Die friſchen Häupter waren grün,
Umkränzt mit Sommerreben,
Die ſchönſte Roſe ſchwamm im Wein,
Den uns der Rhein gegeben:
Friſch ſchlürfte rings der Jünglingskreis,
Die Mädchenſchaar mit Leben.

Ein Knabe ſang das hellſte Lied
So recht für dieſe Stunde,
Von Liebe, Freundſchaft, Freiheitsglück
Enthüllt' es tiefe Kunde.
Die Herzen löſte all der Sang,
Es klang vom jedem Munde:
Ein heller Strahl in's dunkle Land
Aus unſerm jungen Bunde.

Und feierlich lag rings Natur
In großem ernſten Schweigen,
Sie wollte höher im Gebirg,
Im Strom ſich tiefer zeigen.

Es war, als wollt' in unsre Lust
Sich Erd' und Himmel neigen:
O Jugend, Liebe, Freundschaft war
So hold und schön uns eigen!

Ja, das waren goldene Zeiten, an die ich noch oft und viel gedacht habe, als ich später in das Philisterleben hinübergegangen war und nur noch zuweilen in flüchtiger Fahrt an der alten lieben Heimath vorübersauste.

Und die stolzen Siebenberge
Glühn in rothem Abendstrahle,
Und erglühend glänzen größer,
Stolzer sie in alle Thale.

Schönes Land, du Land der Heimath,
Meiner trauten, lieben süßen,
Nur vorüberfahrend kann ich
Dich aus vollem Herzen grüßen.

Aber ich machte doch noch einmal eine recht herrliche, fröhliche Fahrt in das Siebengebirge. Das war wieder um die Maienzeit. „Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen." Und wir schwärmten in hellen Haufen durch die Berge und Wälder hin. Und wir schmückten unsre Hüte mit Eichenkränzen und reichten den jungen Freundinnen die Maiblumen, die wir gepflückt hatten. Und wir tranken den köstlichen Kräuterwein und es wurde wieder gesungen und geplaudert und es wurde auch geflüstert von Herzen zu Herzen, und acht Tage später war ich ein glücklicher Bräutigam.

Aber was geht das denn Alles uns an? So möget Ihr ausrufen, Verzeiht mir die Schwärmereien, Ihr gütigen Leser. Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über. Ich habe eben in dieser anmuthigen und schönen Gegend selbst so

viele anmuthige und ſchöne Erlebniſſe gehabt, daß ich ſie gern in die ganze Welt rufen möchte.

Doch jetzt genug davon! Ihr wollt Euch das Städtchen beſehen. Wohlan, beſeht es Euch! Ob hier in alter Zeit ein Königshof geſtanden hat oder nicht, kann uns um ſo gleichgültiger ſein, da dieſe Frage von den Hiſtorikern bis jetzt noch nicht entſchieden worden iſt. In alten Pergamente heißt der Ort „Wintern“, den „Königs“-beinamen ſoll er unter Kaiſer Heinrich II. erhalten haben. Spätere Pergamente erweiſen, daß viele Klöſter und adlige Familien hier Güter und Höfe hatten. Der Thurm des jetzigen Berliner Hofes ſoll zu einem kurkölniſchen Gute gehört haben. Die Spuren der alten Ringmauern ſind gegen Oſten noch ſichtbar. In den truchſeſſiſchen Händeln und im dreißigjährigen Kriege tobte hier auch mannigfacher Kriegslärm. Sonſt iſt von meiner kleinen Vaterſtadt wenig zu melden. Das Beſte, was ſich davon ſagen läßt, iſt, daß ſie uns als ein artiger ſauberer Ort vor Augen liegt. Von den alten Mauerreſten, Thürmen, gothiſchen Kirchen und Burghäuſern, wie wir ſie in Andernach, Boppart, Oberweſel und Bacharach antreffen, iſt hier keine Rede. Die Bauthätigkeit, die ſich hier entwickelt hat, liegt nicht über das ſiebenzehnte Jahrhundert hinaus. Auch die katholiſche Kirche iſt ein Werk, das wohl kaum hundert Jahre zählt. Wie in allen Gegenden der Rheinlande, ſo hat ſich hier ſeit der preußiſchen Beſitznahme ein ganz außerordentliches Leben entfaltet. Wo früher nur fleißige Winzer und Bauern, thatkräftige Steinmetzen und friſche Schiffer wohnten, da zeigt ſich jetzt zugleich ein elegantes Leben und Treiben, welches auf einen beträchtlichen Zuzug von

Menſchen aus den höhern Klaſſen deutet. In der That ſind heutzutage nicht mehr der Bürgermeiſter, der Richter, der Notar, der Doktor und Apotheker die einzigen Honorationen des Ortes, es gibt hier jetzt auch Kaufleute, welche die Produkte der Gegend verwerthen, überdies ſind ganze Schaaren von verabſchiedeten Beamten, Militärs und andere Privatleuten angezogen, welche in der ſchönen Gegend ihre Tage in Muße und Anſchaulichkeit verbringen. Auf dieſe Weiſe erklärt ſich denn auch das Entſtehen der vielen freundlichen Landhäuſer, die ſich nach allen Seiten hin aus dem alten Stadtbann herausdrängen. Manche derſelben dienen auch, wie die ſtattlichen Gaſthöfe zu Sommeraufenthalten. Während der letzten Jahre haben ſich die Proteſtanten eine allerliebſte gothiſche Kirche gebaut. In der That findet man in Königswinter auch faſt Alles, was zu einem angenehmen Daſein nöthig iſt. Durch die Dampfſchiffe und die rheiniſche Eiſenbahn, die bei Mehlem eine der beſuchteſten Stationen angelegt hat, kann man zu jeder Zeit den Strom hinauf und hinab. Der Ort beſitzt gute Schulen, ein Poſt- und ein Telegraphenbureau. Wer baden will, findet hier Flußbäder und eine Schwimmbahn. Beſonders aber muß hervorgehoben werden, daß der kleine Ort, der etwa 2800 Einwohner zählt, ſogar mit Gasbeleuchtung verſehen iſt.

Ja, meine lieben Königswinterer ſind Lichtfreunde und zwar im beſten und trefflichſten Sinne. Wenn der rheinfränkiſche Volksſtamm überhaupt zur heitern Lebensauffaſſung neigt, und deshalb die Freuden der Geſelligkeit und des Zuſammenſeins liebt, ſo iſt dies bei den Anwohnern des Stromes noch in erhöhtem Maße der Fall.

Und den Leuten vom Siebengebirge läßt ſich Offenheit, Biederkeit, Gradheit und Fröhlichkeit des Charakters ganz beſonders nachrühmen. Seht ſie Euch nur an beim Tanz, beim Spiel, beim Weine! Welche unbefangene Lebensluſt! Da iſt die Freude in den Augen, der Scherz auf der Zunge! Und immer iſt der Geſang in der Kehle. Der Winzer ſingt im Weinberg, der Steinmetz beim Hammerſchlag, der Schiffer beim Rudern. Vom Morgen bis in die Nacht klingt die Gegend von Luſt und Behagen.

IV.

Auf dem Drachenfels.

Es ist ein äußerst angenehmes und behagliches Gefühl, an einem schönen Morgen zu Königswinter auf irgend einem Balkon, in einem Garten oder am offenen Fenster beim Frühstück zu sitzen. Die Sonne steht im Osten und gibt willkommenen Schatten. Unten aber fließt der Rhein in majestätischer Ausdehnung dahin. Seine Wasser rauschen und blitzen. Die Schiffe gehen berg- und thalwärts, die Kähne kreuzen den Fluß. Flüchtige Schwalben schießen vorüber und tauchen ihre spitzen Flügel in die Fluth. Weithin aber dehnt sich das schöne Land, mit seinen Saatfeldern, Baumgärten, Rebenhügeln und Büschen, nach Norden in die ferne Ebene sich verlierend, und nach Süden geschlossen durch den steilen Drachenfels, der seine Felsen fast unmittelbar aus dem Rheine zu erklecklicher Höhe erhebt.

Der Drachenfels! Wen überkommt bei diesem Namen nicht sofort eine plötzliche Wanderlust? Er ist nicht der höchste Gipfel des Siebengebirges, aber er ist der steilste,

der formenſchönſte, der intereſſanteſte Berg. Und deshalb iſt er auch am meiſten beſucht und bewundert. Drüben pfeifen die Lokomotiven, die Eiſenbahnzüge halten, die Schiffleute und die Kähne nehmen die bunten Menſchen auf, die am Ufer erſcheinen, und tragen ſie herüber. Auch die Dampfſchiffe bringen Gäſte. Das Alles will in's Gebirge. Alſo wohlan! Wir machen uns auf die Sohlen. Es gilt die erſte Fahrt in die ſieben Berge!

Das Städtchen iſt gegen die Berge hin bald durchwandert. Auf einem luſtigen Wege zwiſchen den Weingärten gelangen wir in einigen Minuten an den Fuß des Hardtberges. Dort entwickelt ſich auf dem Standorte, wo die Pferde und Eſel mit ihren bunten Decken und ihren grauen und grünen Führern ſtehen, ein reges Leben. Alte und junge Herren ſchwingen ſich in den Bügel, Matronen und junge Mädchen wiegen ſich in den Sätteln.

Das geht nicht ohne allerlei Laute der Angſt und der Freude zu. Es iſt ein äußerſt fröhliches und farbenreiches Bild. Ich meinerſeits, ein Freund von Fußtouren, ſchlendre den Weg, der am Abhang hinführt und von Moment zu Moment ſchönre Gemälde entrollt, hinauf und laſſe die bunte Caravane an mir vorüberziehen. Auf ſo hübſchen Pfaden heißt es: Eile mit Weile. So geht's immer höher. Auf der erſten Stufe des Berges liegen einige Häuſer, wo ſich der Durſtige erquicken kann. Bald nehmen uns die ſchattigen Büſche auf, weiter treten wir wieder in's Feld, und dann ſchlängelt ſich der wohlgepflegte Weg rechts an der Kuppe des Berges vorbei, links ſtarren hohe Felſen, die Burgruine rückt näher und näher, rechts öffnet ſich die jähe Tiefe nach dem Rheine hin. Es iſt ein Weg, der an die Alpen erinnert. Noch eine Weile und wir befinden uns auf einer kleinen Plattform. Hier liegt das Wirthshaus, hier ſtehen Tiſche und Bänke unter den ſchattigen Bäumen, hier erhebt ſich an der Kante eine gothiſche Pyramide. Wir ziehen vorläufig vorbei, wir müſſen auf den höchſten Gipfel, wir wollen friſcheſte Lüfte einathmen. So winden wir uns durch die Felſen, umklettern den Gipfel und ſtehen zwiſchen den Trümmern der alten Burg.

Wenn wir auch durch die Ausblicke, die der Weg uns nach allen Seiten bei, einiger Maßen vorbereitet worden ſind, ſo wirkt das Rundgemälde, das ſich hier entfaltet, doch in der überraſchendſten Weiſe. So ſchaut der Vogel, der durch die Lüfte ſchwebt, auf die Erde nieder. Sei gegrüßt du ſchönes Thal mit dem glänzenden tauſendfach belebten Fluß, mit deinen Städtchen und Dörfern, mit deinen Schlöſſern und Landhäuſern! Das liegt alles unter

uns in wundervoller Herrlichkeit. Daran reihen ſich die Felder, Weinberge, Wälder; ein bunter Teppich. Und welche reizende Windungen macht das Thal, das man ſüdlich in weiter Ausdehnung überblickt. Nach Weſten ragen die ſchöngeformten vulkaniſchen Gebirge der Eifel, deren höchſter Berg, die Hochacht ihre Formen in blauen Duft hüllt. Im Norden glänzen und leuchten die fruchtreichen Ebenen, begränzt vom Dom und den Thürmen der alten Colonia. Nicht minder reizend iſt die Ausſicht öſtlich, wo das Gebirge ſeine grünen Kuppen in lieblicher Abwechſelung erhebt und ein Bild anmuthiger Waldeinſamkeit entrollt. Und wie nun über dieſen köſtlichen Fleck Erde der Himmel leuchtet und ſtrahlt! Ja, hier iſt es über alle Maßen wundervoll!

Und wenn Ihr Euch nun genugſam in das große allgemeine Bild vertieft habt, dann geht Ihr erſt an die Betrachtung der einzelnen nahen Parthien, die ſo dicht unter Euch liegen, als könntet Ihr ſie mit den Händen greifen. Südlich grüßt Euch die zierliche Kirche des Apollinarisberg, Rolandseck, das Honnefer Thal, gegenüber Mehlem, weiter rechts der Godesberg. Ihr erblickt hier und dort ein Landgut, wo freundliche Menſchen wohnen. Und nach dem Gebirge hin ſucht Ihr die Wolkenburg, den Petersberg, hinter dem das ſtille Thal von Heiſterbach ſich birgt, die Löwenburg und den Oelberg. Das Alles ſind Ziele für neue Fahrten an neuen Tagen.

Aber es iſt genug des Schauens. Die Füße ſind müde geworden und Ihr verlangt auch nach einer Herzſtärkung. So begeben wir uns denn zu dem Gaſthof und laſſen uns unter den Bäumen nieder. Der alte Arndt

hat gesagt: Der Drachenfels ist ein geselliger Berg. In der That finden wir dort eine ganze Gesellschaft versammelt. Alte Bekannte begrüßen uns, wir wechseln Wort und Handschlag. Schon in der Ferne hat sich der sogenannte lustige Rath durch sein gewaltiges Mundwerk, das keinen Augenblick stille steht, bemerklich gemacht. Ob er Justizrath, Hofrath, Domainenrath, Bergrath oder Sanitätsrath ist, weiß ich nicht, auf keinen Fall scheint er mir Commerzienrath zu sein. Zunächst möchte ich ihn für eine Spazierrath halten, denn wenn man an Sonn- oder Feiertagen in diesen Gegenden um eine Ecke biegt, dann hat man ihn sicher vor sich, sei es, daß er mit weiten Schritten über die Straße rennt, oder daß er unmittelbar vor einem steht. Er pflegt dann mit allen Vieren um sich zu haspeln und schleudert einen wahren Wust von Worten aus seinem Munde über Politik, Wetter, Bergschuhe, Bratwürste und Bleichert und ähnliche andere Dinge. Und dann verschwindet er mit seiner windigen Gestalt ebenso rasch, wie er kam, nachdem er uns vorher noch mit seinen sehnigen Fingern die Hand gedrückt hat, daß die Knochen knacken. Im Uebrigen ist er einer der wohlwollendsten Menschen, die es gibt, und dabei unter Gottes blauem Himmel der beste Geselle. Und wenn er auch Koller heißt, so nennen sie ihn doch überall den lustigen Rath.

Der Rath sitzt aber jetzt in ganz guter Gesellschaft, wo wir uns auch niederlassen wollen, denn wo er weilt, da gibt es Zeitvertreib. In der That, seine Umgebung kann uns auch für das Gebirge ganz nützlich sein. Da ist der alte Naturforscher, Professor Ichthyosaurus, der treffliche gemüthliche Herr, der zum mindesten schon vor eilf Jahren

das goldene Jubiläum seiner Besteigung des Drachenfels gefeiert hat und der fast aussieht, als wäre er schon fossil geworden. Neben ihm hockt der Historiker und Kritiker Dr. Dünkeles, ein dürres spitzes Gesicht, dem man es ansieht, daß er die Nase stets zwischen Folianten hat, und daß seine Nahrung oft nur aus Urkundenstaub besteht, welcher zugleich seine Wäsche und seine langen knochigen Finger bedeckt. Man vermuthet in ihm keinen besondern Consumenten von Seife, Kämmen und Bürsten. Und dort prangt die ästhetische Frau Hofräthin Sibylla Sphinx, mit ihren sieben Backfischen von vierzehn bis sechs Jahren, deren Worte klingen, als hätte sie weiland auf dem Dreifuß von Delphi gesessen und orakelt. Und welche Anzahl von Töchtern, Söhnen und Enkeln! Der Naturforscher ruft eben mit tiefer Baßstimme einem Ankommenden zu: „Nun Herr Richter, wie viel Kinder haben Sie?“ Der Angeredete, ein junger Jurist aus einem benachbarten Städtchen antwortet bescheiden: „Zwei.“ „Ich habe deren fünfundzwanzig“, ruft Ichthyosaurus! Alles sieht sich um und bewundert den Mann, der so wacker im Reiche der Natur thätig gewesen ist, und gewahrt, daß er ein Paar Dutzend Abkömmlinge zweiter Generation mit sich führt.

Aber da kommen neue Fremde an. Ein langer steifer Herr, der aussieht, als hätte er einen Besenstock verschluckt, sitzt auf dem Esel, seine Beine berühren fast den Boden, er trägt eine goldene Brille mit großen Gläsern. Eine alte dicke Dame in buntesten Kleidern und eine Tochter mit blonden Locken reiten neben ihm. „Sieh da! ruft der lustige Rath: „das ist der Commerzienrath Wollenstrumpf aus dem Wupperthal“, eilt ihm entgegen und hilft ihm

und den Damen von den Thieren. „Wie, Herr Commerzienrath," spricht er den Herrn an: „Sie kleiden sich in Frühlingsgrün und tragen einen Eichenkranz auf dem Hute? Fürchten Sie nicht für Ihren Credit?" Und der Commerzienrath wird blutroth vor Verlegenheit und wirft den Kranz weg und flucht über die unverschämten Buben, die ihm im Gebüsch ohne sein Vorwissen einen so compromittirenden Schmuck applicirt haben. „Göttlich" so gibt Eulalia, die Tochter, ihr Entzücken kund. Die Mutter stimmt ein: „Ja, göttlich, wenn nur die Berge nicht wären. Ich kann überhaupt die Berge nicht leiden und weiß nicht, warum nicht die ganze Erde platt ist", bei welchen Worten die *ästhetische Hofräthin gar seltsam die Augen verdrehte.*

Wir nahmen Alle Platz und es entwickelten sich mancherlei Gespräche. Die Tochter des Wollenstrumpf-Commerzienraths fragte nach dem Ursprunge des Namens, welcher an dem Berge haftete. „Gibt es denn wirklich Drachen?" fragte die blondlockige Eulalia, welche aussah, wie Menschenhaß und Reue. „Es gibt nur noch Haus- und Ehedrachen", rief der Rath, wobei der Commerzienrath einige krampfhafte Zuckungen des Gesichtes blicken ließ. Der Naturforscher aber rüstete sich zu der gelehrten Antwort: „Allerdings erblickt man in dem Felsen nach Süden ein Loch, welches man das Drachenloch nennt. Es ist aber so sicher wie zwei mal zwei vier, daß niemals ein Unthier in demselben gehaust hat, denn erstens hat es nicht die Beschaffenheit zu einem solchen Aufenhalt und zweitens kommen im Trachyt keine Knochen von antidiluvianischen Thieren vor. Es hat allerdings in Urzeiten geflügelte Eidechsen oder Crocodyle gegeben, deren Spuren

man aber nur in Kalkhöhlen auffindet. Der Volksglaube mag ſich aus der Körperbildung dieſer Thiere den Drachen conſtruirt und die Sagen von den Lindwürmern geſtaltet haben, die im Nibelungenliede und auch hier am Drachenfels vorkommen."

„Dann ſind alſo jene Gedichte nicht wahr!" ſeufzte Eulalia. — „Die Dichter ſind immer Lügner", murmelte der Commerzienrath. „Es ſcheint mir deshalb am beſten, den Drachen in anderer Weiſe zu deuten, wie dies auch in poetiſcher Weiſe verſucht worden iſt" miſchte ſich die Sphinx in das Geſpräch. Sie rief ein kleines Backfiſchchen von zwölf Jahren herbei und ſagte: „Hulda, declamire einmal die Sage vom Drachenfels!" Die Kleine ſah mit kecken Augen um ſich und hub an:

Der Rieſe vom Drachenfels.

Da droben hauſt er in Höhl' und Geſtein,
Er iſt der ſtärkſte Kämpe am Rhein,
Der Wildeſte iſt er der Wilden an Muth,
Er dränget nach Kampf, er dürſtet nach Blut,
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Und fahren bewimpelte Schiffe vorbei,
Seine Reiſige halten ſie an mit Geſchrei,
Sie holen die Fracht und die Männer heraus,
Die Jungfrauen ſind begehrlicher Schmaus
Dem Rieſen Drago vom Felſen.

Und wieder harret am Ufer die Schaar,
Da ſchwebet ein Schifflein wunderbar,
Drin klinget der Lieder heilig Getön;
Es höhnt ſie der Heide von ſeinen Höhn,
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Die Reiſigen ſtürmen hinein in die Fluth,
Zu tödten die Männer, zu rauben das Gut.
Doch horch, ein Wehruf auf ſich ringt,
Er ſieht, wie die Woge ſein Volk verſchlingt,
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Und raſend rennt er den Felſen hinab
Und tobet: „Nun findet Ihr Alle das Grab!
Nun bleichet bald im Waſſer Eur Bein!“
Kühn watet hinein in den tiefen Rhein
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Doch ſieh, aus der Pilger ſingendem Chor,
Da tritt eine hehre Jungfrau vor,
Sie hält dem Heiden ein Kreuz vor's Geſicht,
Und raſch verſchwindet das Augenlicht
Dem Rieſen Drago vom Felſen.

Der Freche erliegt dem Zeichen in Gott,
Sein Muth iſt ein Spiel, ſeine Kraft iſt ein Spott,
Er findet in naſſen Wellen den Tod,
Umſonſt hat der Heide die Frommen bedroht,
Der Rieſe Drago vom Felſen.

Den Leichnam tragen die Wogen ans Land,
Es hat ſich ſein Volk zum Kreuze bekannt,
Sie wurden Chriſten von Ort zu Ort,
Die Pilger fuhren betend fort
Für den Rieſen Drago vom Felſen.

Ich dankte der äſthetiſchen Dame mit einem freundlichen Blicke, denn ſie hatte die zarte Aufmerkſamkeit gehabt, durch ihr Töchterlein meine eigene Behandlung der Sage vortragen zu laſſen und mir alſo ein Compliment gemacht. Ueberdies deklamirte das Kind die Verſe in einer Weiſe, daß ich vollſtändig befriedigt war.

Der Rath kam noch einmal auf die Drachen zurück und rief: „Wie Schade, daß wir heutzutage ſolche Beſtien nicht mehr beſitzen. Sie würden die Erfindung der Luftſchifffahrt und der geflügelten Menſchen mehr oder weniger überflüſſig machen. Uebrigens halte ich dieſe Erfindungen für äußerſt ſtaatsgefährlich, denn die alten Geſetzbücher müßte man unbedingt über Bord werfen. Es wäre unmöglich, Mörder oder Diebe zu beſtrafen, da man ſie nicht mehr verfolgen könnte. Die Begriffe der ſocialen Ordnung und des Eigenthums würden über den Haufen geworfen. Dagegen möchte es ganz amüſant ſein, ſolche Pteroſaurier an Stelle der Pferde und Eſel im Stalle zu füttern und auf ihnen ſtatt auf anderm Gethier den Drachenfels zu erklettern oder gar eine Hochzeitreiſe nach Italien zu fliegen. Und wie hübſch würde es ausſehen, wenn man Postillons d'amour oder andere Briefträger ſich hoch in der Luft begegnen ſähe und plötzlich über ſich den Klang eines Poſthornes hörte. Freilich könnten auf ſolchen geflügelten Crocodilen auch garſtige Entführungen vorkommen." Bei dieſen Exklamationen machte der Wollenſtrumpf ein höchſt ernſthaftes Geſicht, in dem der Zweifel auftauchte, daß der Rath ein heimlicher rother Republikaner, Communiſt und Geſellſchaftsumſtürzer ſei.

Von der Sage kamen wir auf die Geſchichte des Berges. Der Naturforſcher rief: „Nun, Herr Doktor und Archivar, jetzt müſſen Sie heran." „Archivar?" fragte die Commerzienräthin ihre Tochter! „Iſt der Mann denn mit in der Arche geweſen?" „Nein, es wird ein Grieche ſein, flüſterte Eulalia, die Griechen hießen auch Archiver." „Aber er wird uns doch keine griechiſche Rede halten, miſchte ſich der

Commerzienrath hinein, das wäre ja um davon zu laufen.“ Unterdeß hatte ſich der Doktor geräuſpert und begann mit ſo tiefer Stimme, als käme ſie aus der Unterwelt, und in wohlgeſetzten Perioden die Geſchichte des Berges. Und was war der langen Rede kurzer Sinn? Die Burg iſt wahrſcheinlich vom Kölner Erzbiſchof Friedrich I. von Kärnthen, der von 1101 bis 1131 den Stab trug und ſich mit Kaiſer Heinrich in den Haaren lag, erbaut. Sie wurde ſpäter dem Caſſiusſtifte in Bonn übergeben und kam dann unter Burggrafen, die ſich die Herren von Drachenfels nannten und einen Drachen im Wappen führten. Dieſes Geſchlecht lebte lange Zeit und hatte manche Sproſſen, von denen einzelne nach Thüringen, Heſſen und ſogar in die Oſtſeeprovinzen auswanderten, wo die Familie noch blüht. Im Uebrigen iſt wenig von hervorragenden Perſönlichkeiten zu melden. Sie haben die Sitten und Unſitten ihrer Zeit mitgemacht, haben geliebt und gelebt, geſungen und getanzt, aber auch gegeſſen und getrunken, gejagt und gefiſcht, ſind auf die Tournire und den Steggreif geritten, haben ſich in ihren Fehden zerbläut und zerkeilt und ſind fromm oder unfromm geſchieden. Das Geſchlecht ſtarb 1530 aus. Das Schloß kam an die von Walpott-Baſſenheim und die von Milendunk, die mit den Drachenfelſern verſchwägert geweſen waren. Später finden wir die Walpott-Baſſenheim von Gudenau im alleinigen Beſitz der Güter. In den Truchſeſſiſchen Händeln und im dreißigjährigen Kriege war die Burg oft der Schauplatz von allerlei Scharmützeln und wurde allmälich zur Ruine. Den Garaus ſcheint ſie 1689 durch die Franzoſen erhalten zu haben, die damals am Rheine in der fürchterlichſten

Weiſe hauſten. Die Güter verblieben indeß den Walpott-Baſſenheim und kamen ſpäter an die Vorſt-Gudenau. Die Gudenau verkauften ſie im Auguſt 1813 an die Gebrüder Schäfer von Königswinter. Als der Berg von den Steinmetzen angegriffen wurde und ſomit der Einſturz der Ruine drohte, rettete ihn die Regierung, indem ſie ihn erwarb.

„Sehr intereſſant," ſprach Eulalia. „Sehr langweilig" murmelte der Vater. „Wozu ſind die Steine, wenn ſie nicht veräußert werden? Man würde ſie am beſten durch eine Aktiengeſellſchaft ausbeuten laſſen." Die Hofräthin aber ſeufzte: „Wie ſteht es jetzt in dieſer nüchternen Welt mit der Romantik?" „Ach ja," ſagte Eulalia mit einem bedeutungsvollen Blick: „Die Gegend iſt ſehr romaneſk und die Ausſicht überaus pythagor!"

Wir erhoben uns und traten an den Vorſprung des Felſens, auf dem das Denkmal ſteht. „Wer liegt denn hier begraben?" fragte Herr Wollenſtrumpf. „Hier liegt Niemand begraben, das Denkmal iſt im Gegentheil ein Zeichen der Auferſtehung," ſprach Ichtyoſaurus. „So erzählen Sie uns noch dieſe Geſpenſtergeſchichte," rief Eulalia. „Es iſt keine Geſpenſter- ſondern eine Geiſtergeſchichte. Ich habe ſie ſelbſt erlebt," antwortete der alte Herr. „Um Gottes Willen nichts Gruſeliches," bat die Commerzienräthin. „Nein, es iſt erhebend und groß" nahm der Naturforſcher wieder das Wort. „Sie wiſſen, daß am Ende des vorigen Jahrhunderts dieſe geſegneten Länder unter die Botmäßigkeit der Franzoſen kamen. Trotzdem, daß bis zum Jahre 1813 das Volk unter der ſtrengen Fauſt des genialen Corſen ſeufzte, ging das alte deutſchen Weſen nicht verloren. Es

lebte und glühte überall eine tiefe Sehnsucht nach der Selbstherrlichkeit des Vaterlands. Als Napoleon in Moskau und bei Leipzig jene Niederlagen erlitt, die ihn vernichteten, da erhob sich auch das Volk in diesen herrlichen Gegenden. Die Männer thaten sich zusammen, sie bildeten den Landsturm und übten sich in den Waffen, um zur rechten Zeit aufzustehen. Ihr Vater," wandte er sich an mich, „war damals Oberbannerarzt. Allerdings kam es nicht zum Guerillaskriege, den man erwartet hatte. Das Denkmal ist hier aber ein Angedenken an jene schönen Tage."

„Aber das Denkmal war doch eigentlich für zwei Helden errichtet, welche damals den Tod für das Vaterland starben," sagte die Hofräthin, „es ist Unrecht, daß man bei seiner Erneuerung ihre Namen nicht mehr in die Inschrift gebracht hat." „So Unrecht wird es doch nicht sein," nahm ich nunmehr das Wort. „Was den Major von Boltenstern angeht, so mag man ihn eher für einen Tollkopf, wie für einen Helden ausgeben. Er ertrank am 2. Januar 1814 im Fluß. Damals lag er in Mühlheim am Rhein. Die Franzosen saßen aber noch mit ansehnlichen Streitkräften zu Köln. Boltenstern raffte zweihundert Leute zusammen, um die heilige Stadt zu entsetzen. Der Handstreich mißlang. Die Soldaten wurden zurückgeworfen, ihr Führer wollte mit seinem Pferde den Rhein kreuzen, er wurde geschossen und ertrank. Was aber den Landwirth Genger angeht, der unten am Fuße des Berges den Wüllsdorfer Hof in Pacht hatte, so hat mein Vater mir seinen Tod oftmals erzählt, was auch um so besser geschehen konnte, als er ihm in seinen letzten Stunden beistand. Genger

war allerdings Offizier beim Landsturm und ein abenteuerlicher Menſch. Als die Kunde erſcholl, daß die flüchtigen Franzoſen im Winter von 1813 auf 1814 den Rhein herabkämen, beſchloß er nach dem Nonnenwerth zu gehen und ihre Flucht zu beunruhigen. Er ſandte deshalb Botſchaft an die Männer von Königswinter, um ſie aufzufordern, an dem Zuge Theil zu nehmen. Auch mein Vater, der ein guter Büchſenſchütze war, erhielt eine Einladung. Man war aber allgemein der Meinung, daß man einem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen müſſe. Genger ging allein, ſtellte ſich mit ſeiner Büchſe hinter den Gebüſchen der Inſel auf und ſchoß auf die vorbeiziehenden Feinde. Dieſe antworteten mit einer Salve. Der unglückliche Mann erhielt eine Kugel, die den Rückgrat verletzte. So wurde er heimgebracht und ſtarb in den nächſten Tagen. Man kann ſeine That mit der fieberhaften Aufgeregtheit jener Zeit entſchuldigen, für groß und edel wird ſie Niemand halten. Wenn wir uns an dieſen Perſonen auch nicht ſonderlich erbauen mögen, ſo dürfen wir doch an die deutſche Erhebung mit Stolz, Freude und Begeiſterung denken."

Hier hebt am Klippenabhang ſich der Mal,
Es iſt ein gothiſch Kreuz in Stein gehauen,
Weit ſchaut es ins Gebirg und in das Thal,
Hoch in die Wälder, tief in Wieſ' und Auen.
Ein Denkmal ſteht's der allerſchönſten Zeit,
Gefügt, daß wir die Geiſter dran erbauen,
Geweiht den Tagen deutſcher Herrlichkeit,
Geweiht den Tagen hellſter deutſcher Siege.
So ſoll es ſtehn in alle Ewigkeit,
Ein Angedenken an die Freiheitskriege.

Schlagt ihr zurück in der Geſchichte Buch,
Da war es ſchlimm im deutſchen Vaterlande,
Es drückte Bann, Verderben, Acht und Fluch,
Es laſtete der Schwachheit trübe Schande,
Rings durch die Welt fuhr der Orkan mit Wuth,
Es löſten ſich der alten Ordnung Bande.
Zur Freiheit ſtrebte Frankreichs Volk voll Muth,
Doch hat verwirrt es Maß und Ziel verloren;
Aus Blut und Mord und rother Feuersglut
Ward ſelten noch ein gutes Recht geboren.

Die Strafe kam, aufſtand ein fremder Mann,
Es war ein Mann des Schwertes und der Schlachten.
Wie er im Geiſt nur Weltenpläne ſann,
War Völkerherrſchaft ſeines Daſeins Trachten.
Die ihren König ſtießen in das Grab,
Sie mußten in des Corſen Banden ſchmachten.
Zum Scepter ſchuf der Feldherr ſeinen Stab,
Der ſtark unnahbar Frankreichs weiten Kreiſen
Bald ſeines kühnen Geiſt's Gepräge gab,
Sein Wille war wie ſein Wehr von Eiſen.

Wann ruht der Aar? Er ſtürmet ſtets zum Flug!
Sein Geiſt war Feuer und ein Sturm ſein Leben,
Sein Denken Blitz, der ſtets zum Ziele ſchlug,
Die Thaten Donner. Seiner Träume Weben
Gab Furcht und Schreck. Als ſich in ſeine Haft
Das ſchöne ſtolze Frankreich hat gegeben,
Da trieb ihn fort die glühe Leidenſchaft,
Die ſolche Geiſter peitſcht. Mit Kron' und Thronen,
Mit Völkern, die er allwärts aufgerafft,
Trieb er ſein Spiel beim Dröhnen der Kanonen.

So ſtürmt' er auch in unſer Vaterland,
Wie hat er ihm das Antlitz zugerichtet!
Heerfahrt auf Heerfahrt gab's mit Blut und Brand,
Es ward das uralt heil'ge Reich vernichtet,

Und ſeine irrten Fürſten flüchtig hin,
Es haben andre durch Verrath beſchwichtet
Des Welterobrers ländergier'gen Sinn.
Wer nennt das Elend all aus jenen Jahren,
Wo Deutſchland, einſt die Völkerkönigin,
Hinſchmachtete, zerfetzt, gewürgt, zerfahren.

Doch in der Zeit der allerhöchſten Schmach,
Da hob der Geiſt des deutſchen Volks ſich wieder,
Der Geiſt, der mächtig aus den Jochen brach.
Es klang ein Schrei die Gauen auf und nieder,
Ein Schrei gewaltig, donnernd, dröhnend, groß,
Ein Schrei der Freiheit. Die getrennten Glieder
Sie einten ſich. So falle denn das Loos!
Das war ein Toſen, Rauſchen, Sauſen, Toben!
So hat ſich ſeit Jahrtauſenden in Schooß
Der Heimath nicht des Volkes Ruf erhoben.

O ſchöne Zeit, wenn laut in Einen Schrei
Ein ganzes Volk einſtimmt aus Einem Herzen!
Dann macht es ſich von allen Ketten frei,
Dann löſen ſich die ungeheuren Schmerzen
In ungeheure Luſt, in einen Klang
Die Lieder all, in eine Glut die Kerzen.
Du braves Volk den Oſtſeeſtrand entlang
Du hubeſt an. Es folgten dir die Sachſen,
Die Franken, Schwaben voller Freiheitsdrang.
Dem deutſchen Aar begann der Flug zu wachſen.

Was tauchten auf für Geiſter klar und rein,
Zu ſtehen für der Heimath Schutz und Wehre!
Wer glich dir, feuerglühnder Freiherr Stein,
Du Grundſtein, Eckſtein, Schlußſtein deutſcher Ehre,
Der unſerm Volk die Bahnen vorgedacht?
Du edler Scharnhorſt, Schöpfer unſrer Heere,

Du raſcher Gneiſenau ſtandſt auf der Wacht,
Du ſtarrer York, du Mann von ſtolzem Trutze,
Hei Marſchall Vorwärts, ſcharfes Schwert der Schlacht,
O Blücher, ſtets voran zu Schirm und Schutze!

Und neu und friſch erhob ſich Lied und Wort,
Wie flammenzungig ſprachſt du, edler Fichte!
Im Echo klangen nach von Ort zu Ort
Der deutſchen Sprache ſcharfe Strafgerichte,
Die Fremde hielt nicht mehr den Geiſt umgarnt,
Die Sänger üben Vaterlandsgedichte.
Wie flog dein Lied, du treuer deutſcher Arndt,
Du junger Körner, der im Kampf verblutet,
O Schenkendorf, wie hell haſt du gewarnt,
Wie hat dein Lied, o Rückert, ſtolz geflutet!

That ward das Lied und iede That gedieh,
Denn endlich wuchs nach langen öden Tagen
Im Volke wieder helle Poeſie.
Lag auch das Volk in Feſſeln noch geſchlagen,
Da gab ein Funken tauſendfache Glut,
Es war kein hohles Wort: ſie wollten wagen
Für deutſche Freiheit freudig Gut und Blut!
Das ganze Volk griff fröhlich nach den Waffen,
Den Greis und Knaben trieb zum Kampf die Glut,
Mit Axt und Senſen galt es ſelbſt zu ſchaffen.

O großes ganzes Vaterlandsgefühl,
Das ſich erhebt zu großen ganzen Thaten!
Wie todesernſt und froh, wie heiß und kühl
Warſt du mein Volk! Drum mußt' es dir gerathen
Das Werk, das heilig war. Gott hielt Gericht,
Zertreten wurden des Tyrannen Saaten.
Wer denkt der großen Heereszüge nicht?
Laßt Leipzig, Waterloo, Paris euch ſagen,
Wie kühn der Deutſche ſeine Ketten bricht,
Wie ſtark er ſeine Feinde weiß zu ſchlagen!

Wer aber war ein größrer Feind als Er,
Dem Keiner ſich vergleicht in allen Zeiten —
Der höchſte Fels in der Geſchichte Meer,
Der Alpen Alpe? Seit ſich Menſchen ſtreiten,
Stritt Keiner ſtärker! Stets durch ſeine Hand
Sah Reiche man zum Tod und Leben gleiten,
Doch Eines war, was nimmer er verſtand —
Des Volksthums Weſen, dem er Hohn geſprochen,
Der Deutſchen Liebe für das Vaterland,
Hat ihm darum das ſcharfe Schwert gebrochen.

Ein feuriger Komet hat er geloht —
Er kam, er ſchwand. — Was er für ſich errungen,
Es iſt dahin — es hat der kalte Tod
Ihn fern im Meer auf ödem Fels bezwungen.
Welch einſam Grab für ihn, der einſt im Geiſt
Den ganzen weiten Erdkreis hat umſchlungen!
Ob ſeine Größe auch die Nachwelt preiſt,
Sie liebt ihn nicht, der nie die Liebe kannte,
Dem in der Seele dunkelm Grund zumeiſt
Gier, Herrſchſucht, Ehrgeiz feurig freſſend brannte.

Heil dennoch, daß er kam! Durch ihn entfacht,
Erſtand ein neuer Geiſt in unſern Landen,
Gedenk des Reiches uralt ſtolzer Pracht
Iſt wieder deutſches Leben rings erſtanden.
Wo es gelegen wie ein dunkler Sumpf,
Begann der Freiheit Wogenſchwall zu branden.
Wir lagen, ach, im Siechthum trüb und ſtumpf,
Zu lang war ſie geſenkt, hoch ſtieg die Wage —
Wir aber rufen laut: Triumph, Triumph,
Vorwärts Deutſchland in glorreich helle Tage!

Deß ſoll dies Mal ein edles Zeichen ſein,
Mit Recht habt ihr die Stelle ihm erkoren,
Wo ſteil der Drachenfels entſteigt dem Rhein,
An des Gebirges und der Ebne Thoren,

Ein warnend Zeichen ſei es in den Weſt
Dem Feind, der oft Vernichtung uns geſchworen,
Daß er die alt ererbte Thorheit läßt,
Von unſerm Erbe Stücke zu entwenden!
Denn unſer Muth geht hoch, das Schwert Aſt feſt,
Um jeden Gegner kräftig heim zu ſenden.

Heil, heil, der Friede Gottes blühet weit,
Auf Berg und Thälern ruhet reicher Segen,
Landmann und Winzer ſchaffen im Gebreit,
Rings ragen Städte, die des Handels pflegen,
Drin mit der Kunſt die Wiſſenſchaft gedeiht —
Da ziemt's zum Schwur die Hand auf's Herz zu legen
Am Mal, den Freiheitskämpfern fromm geweiht:
Wir wollen, wie auch künft'ge Stürme treiben,
In alle Zeit und alle Ewigkeit
Am deutſchen Rheine echte Deutſche bleiben!

Ich ſelber ſprach dieſe Worte. Die kleine Schaar hatte andächtig zugehört. Der luſtige Rath war ernſt geworden. Der Hofräthin ſtand eine Thräne im Auge, der Naturforſcher hatte ſogar ſein Haupt entblößt, nur Herr Wollenſtrumpf ſaß auf einem Stuhle und ſchlief und wachte erſt auf, als im Gaſthofe zum Mittageſſen geläutet wurde, an dem wir Alle Theil nahmen.

V.

Auf der Wolkenburg.

Und ſie erhoben ihre Hände zum leckerbereiteten Mahle.“ Wenn man auch im Stern zu Bonn oder in der ſchönen Ausſicht zu Godesberg beſſer ſpeiſt, ſo konnte ſich doch ein nicht allzuverwöhnter Gaumen mit den gebotenen Gerichten einverſtanden erklären. Auf den Antrag des luſtigen Raths wurde zugleich das Drachenblut gekoſtet. So heißt nämlich der Wein, der am ſüdlichen Abhange des Berges unter den ſteil aufſteigenden Felſen wächſt. Dieſe kleine Stelle liegt wunderbar gegen Norden und Oſten geſchützt und bietet ihre Fläche den ganzen Tag der Sonne. So reift denn hier auch die aus Burgund ſtammende Traube zu beſonderer Süßigkeit, ſo daß ſie in guten Herbſten einen feurigen dunkeln Wein liefert. In der That ähnelt derſelbe im Geſchmack ſeinem noch heißeren Vater von der Coté d'or. Aber hüte dich fein, mein lieber Leſer, daß du nicht zu tief in das Glas ſiehſt, zumal wenn du an Moſelweinquantitäten gewohnt biſt, denn

ſonſt halten die ſieben Berge einen gar ſeltſamen Reigen um dich, die nahe Wolkenburg beginnt mit der Löwenburg einen infernaliſchen Walzer, der Oelberg und Petersberg rauſchen im Galopp heran, die Roſenau und der Lohrberg hüpfen Polka und all die andern kleinen Kuppen ſchließen ſich an, und es geht ſo toll und wirr durcheinander, daß du Noth haſt, dich am Drachenfels zu halten.

Unſre Geſellſchaft kam auch einiger Maßen in eine erhöhte Stimmung, aber ſie hielt, wie es Leuten von Extraction zukommt, nach dem horaziſchen Ausdruck Maaß in den Dingen. Das nunc est bibendum et pede libro pulsanda tellus im wilderen Maaße überließen wir einer Schaar von Bonner Studenten, die mit farbigen Mützen auf den Mähnenhaaren und bunten Bändern auf der Bruſt an einem beſondern Tiſch Platz genommen hatten und eine Maitrankbowle nach der andern leerten und dabei immer röthere Köpfe und ſchwerere Zungen bekamen und eine gar eigenthümliche Räuberſprache redeten, in welcher die Ausdrücke „Pech“ und „Schwein“ „Ich ſteige dir Eins“ und „ich ſteige nach“ eine ganz vorzügliche Rolle zu ſpielen ſchienen. Jedenfalls ſprachen ſie kein Deutſch und noch viel weniger Latein, wie denn die klaſſiſche Bildung dieſer ſeltſamen Geſellen ſich ganz eigenthümlich ausnahm. Schließlich ſtießen ſie ein Gebrüll aus und wackelten in einer Weiſe mit allen Gliedern, daß es eher einen barbariſchen, wie helleniſchen Eindruck machte.

Da man mit der Zeit ſein eignes Wort nicht mehr hören konnte, ſo beſchloß unſere Compagnie das Zimmer zu räumen und das Freie zu ſuchen. Unter den Bäumen waren indeß alle Tiſche und Plätze beſetzt worden, denn es

hatte ſich den Nachmittag eine noch größere Menge von Gäſten eingefunden. Rings vernahm man die Dialekte aller deutſchen Volksſtämme. Rechts erklangen die weicheren Töne der Niederdeutſchen, links die härteren der Oberdeutſchen. Die unvermeidlichen Berliner fehlten auch nicht und exaltirten ſich über die Jegend, wobei ein Weißbierbrauer bemerkte: vom Kreuzberge habe man doch noch viel mehr Jegend vor Augen. Ein Schullehrer aus der Mark verwies ſeine Begleiterinnen auf die Schiffbrücke bei Königswinter und erklärte ihnen an dem Fahrzeug, welches den Fluß unermüdlich kreuzte, das Paralellogramm der Kräfte. Gehäbige Holländer, die in ihrem Flachlande nur von Ruysdal gemalte Felſen geſehen hatten, erſtaunten über die „Rozze.“ Schmachtlockige Engländerinnen deklamirten Byrons:

The castled crag of Drachenfels
Schows long the wide and winding Rhine.

Die lebendigen Franzoſen aber ſtritten ſich darüber, daß dieſes Land einſt zum empire gehört hätte, und daß es ihm auch wieder gehören müſſe, denn Karl der Große habe es beherrſcht und der erſte Napoleon habe es wieder erobert, wobei ihnen nicht einfiel, daß ihr erſter größter Herrſcher ein Deutſcher und ihr letzter Despot ein Italiener geweſen war. Unterdeß aber ſangen die Mitglieder einer rheiniſchen Liedertafel, die eine Sängerfahrt unternahmen, das alte ſchöne Lied unſeres herrlichen Arndt:

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein,
O Gott vom Himmel ſchau darein,
Und gib uns rechten deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das ſoll es ſein, das ſoll es ſein,
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Unſre kleine Geſellſchaft verließ unter den wundervoll dahin klingenden Tönen des frommen deutſchen Zukunftsliedes die Plattform und ſchritt theilweiſe zu Fuß, theilweiſe von Eſeln getragen, durch das alte Schloßthor, welches ſich nach Oſten öffnet. Der Weg windet ſich hier um die ſüdliche Kuppe des Berges in leiſer Neigung zwiſchen den Büſchen dahin, bis er an ein kleines Tannenwäldchen führt, das auf dem Iſthmus zwiſchen dem Drachenfels und der

Wolkenburg liegt. An dieſer Stelle fällt rechts ein Fußpfad ſteil in die Tiefe nach dem Dorfe Rhöndorf hinab, während der Weg zur Linken nach Königswinter führt. Es iſt dies der alte Pfad, auf dem man früher den Drachenfels beſtieg, bevor noch der ſchöne, neue Weg längs der Weſtſeite gebahnt war. Gegenwärtig wird er nur wenig mehr benutzt.

An dieſer Stelle liegt nur der ſteile Kegel der Wolkenburg unmittelbar vor den Augen. Es iſt die kahlſte und ſteinigſte Kuppe des ganzen Gebirges. Nirgends tritt uns der Trachyt in ſo gewaltigen und ſtarren Maſſen entgegen. Ueberall gewahrt man das hellgraue Geſtein, das als Gerölle die Abhänge deckt. Nur kleine Sträucher, Ranken und wilde Blumen wachſen zwiſchen den dürren Klippen. Eine Sage erzählt, daß dieſer Berg vor alten Zeiten der höchſte Gipfel der Kette geweſen, daß er aber nach und nach ſchichtweiſe durch Menſchenhände abgetragen worden ſei. Jedenfalls hat man die Felſen ſeit Jahrhunderten benutzt, um ſie als Werkſteine zu baulichen Zwecken zu verwenden, denn man findet ſie am Niederrhein vielfach als Fenſter und Thüreinfaſſungen und in anderer Weiſe benutzt. Die alten Theile des Kölner Domes ſollen zum größten Theile aus dieſer Maſſe beſtehen. Heutigen Tages herrſcht in den mächtigen Steinbrüchen der Südſeite ein reges und lebendiges Treiben. Man arbeitet hier noch ſtets fleißig und unverdroſſen. An beſtimmten Tagen hört man das Knallen des explodirenden Pulvers, welches die Eingeweide der Erde zerreißt. Dann klingt Hammer und Meißel an den Steinen, die darauf in die Tiefe geführt und in Röhndorf und Königswinter verſandt oder bearbeitet werden. Uebrigens iſt die Qualität dieſer Steine nicht ſo ausgezeichnet wie der Stenzelberger Trachyt, weil er eine große Menge von Feldſpat enthält und deshalb ſchneller verwittert.

Es iſt noch nicht gar lange Zeit her, daß es kein leichtes Stück Arbeit war, den Gipfel der Wolkenburg zu erreichen, weil man jeden Schritt mit Mühe dem rutſchen-

den Geröll abgewinnen mußte, weshalb denn auch nur der erfahrene Bergsteiger oder die lustige Jugend das Wagniß unternahm, Verschiedene Mitglieder unserer Gesellschaft gedachten indeß früherer Fahrten und beschlossen direkt auf die Spitze des Berges loszusteuern. Es waren außer meiner Wenigkeit der Naturforscher, der einen tüchtigen eisenbeschlagenen geologischen Stock bei sich trug, der lustige Rath und die fröhlichen Kinder, die mit uns gingen. Die meisten Andern zogen es vor, den Weg zu benutzen, den die galanten Königswinterer in den letzten Jahren zur Annehmlichkeit der Gebirgsbesucher angelegt haben. Unser philologischer Doktor Dünkeles wußte Anfangs nicht recht, für welche Partei er sich entscheiden sollte. Er stand wie Herkules am Scheidewege oder wie das Thier der Buridan zwischen zwei Bündeln Heu, Einige Neckereien, welche gerechte Zweifel in seine Gemsennatur setzten, brachten ihn indeß zu dem Entschlusse, der Gesellschaft zu zeigen, daß er die Alten nicht umsonst studirt, und daß er sich ihre vielgerühmten Eigenschaften des Muthes, der Beständigkeit, des Maaßes, und wie sie sonst heißen nicht allein dem Worte, sondern auch der That nach zu eigen gemacht habe. Nachdem er erst noch den Zeigefinger seiner rechten Hand in starrer Spannung an die Stirne gelegt hatte, gleichsam um die richtige Entscheidung herauszubohren, schloß er sich dem Zuge der kühnen Klimmer in stolzer Todesverachtung an. Tenax propositi!

Und so ging es denn lustig in die Höhe. „Sie werden hier eine Pflanze wachsen sehen, Herr Doktor," rief der alte Naturforscher, der mit festem Schritte zwischen die Steine, die er als sicher erkannte, trat, „welche auf ebener Erde

ziemlich ſelten vorkommt, die aber hier mitunter häufig iſt. „Und was iſt es für eine Pflanze?“ fragte der wißbegierige Mann der alten Codices und Schmöker und ſah ohne gehörig die Stelle zu betrachten, auf welcher er ſtand, in die Höhe. „Es iſt der ſogenannte Purzelbaum“, lautete die Antwort. Das Wort war aber noch kaum über die Lippen des Alten, ſo ſah nicht allein der arme Hiſtoriker, ſondern die ganze kleine Geſellſchaft den höchſt drolligen Purzelbaum, der den Angeredeten an den Fuß des Berges rollte. Die Jugend begleitete den Saltus mortale mit einem unauslöſchlichen Gelächter, der Geologe mit ſeinem verwetterten Geſichte ſah aus, wie der Geiſt des Gebirges, während ihm ein ironiſches Lächeln über die faltigen Züge flog, der luſtige Rath aber rief: „Doktor, das ſind die Folgen, daß Sie keine Naturgeſchichte ſtudirt haben.“ Der Hiſtoriker aber machte keinen neuen Verſuch, uns zu folgen, ſondern eilte den andern Mitgliedern der Geſellſchaft auf gebahnten Wegen nach.“

Wir andern gelangten allmälig immer höher, indem wir uns bald an einer Haſelſtaude und bald an einer Brombeerranke hielten. Die Kinder fanden dabei noch Zeit, hin und wieder eine reifende Erdbeere zu pflücken, eine Blume zu pflücken und einen Stein aufzuheben, den ſie dem Naturforſcher zeigten, welcher dann die aus dem Gerölle entnommenen Bruchſtücke bald ganz gemeinen Quarz oder mit andern Namen taufte. Jedenfalls wurde es klar, daß wir uns weder in Peru noch Californien befanden, oder daß irgend Einer den Stein der Weiſen gefunden hatte.

Auf dem freilich viel beſchwerlicheren aber auch kürzeren Wege waren wir endlich auf den Gipfel gelangt und

hatten auf den wild umherliegenden Steinen Platz genommen, als die bunten Hüte und Kleider der Damen ſich über dem Rande des Berges erhoben und die Herren gleichfalls erſchienen. Man ſah der Familie Wollenſtrumpf an, daß ſie die Beſteigung des Berges eigentlich für überflüſſig hielt. Nur Eulalia ſtimmte in einigen paſſenden Worten in die Exclamationen über die landſchaftlichen Schönheiten ein, die auf's Neue ertönten. Im Ganzen gleichen die Ausſichten den Bildern, welche der Drachenfels bietet, man ſieht hier nur nicht ſo unmittelbar in das Flußthal. Dagegen hat die Geſtaltung des Drachenfels, der in den weſtlichen Vordergrund tritt, ſeine entſchiedenen Vorzüge. Eigenthümlich iſt der Blick nach Süden, wo der Berg jäh in die Tiefe ſtürzt und wo ſich ein unheimlicher Abgrund in die Steinbrüche öffnet. Im Gegenſatz zu der geſelligen Höhe des Drachenfels herrſcht hier gewöhnlich eine tiefe Einſamkeit, ſo daß wir uns unverholen den Naturgenüſſen hingeben konnten.

Der hiſtoriſche Doktor, der ſich allmälig von ſeinem Sturze erholt hatte, bewies bald, daß er in der Geſchichte beſſer zu Hauſe war, wie in der Natur. Aus ſeinem Munde hörten wir, daß auch auf dieſer Höhe ein Schloß geſtanden habe. Alten Urkunden zufolge hatte Erzbiſchof Friedrich I. der 1132 ſtarb, an dieſer Stelle eine Burg aufgebaut, die er ganz beſonders liebte. Einige Miniſterialen des Erzbiſchofs, welche hier wohnten, waren in vergilbten Pergamenten genannt. Die Burg hieß auch das Petersſchloß und erhielt durch den gewaltthätigen Konrad von Hochſteden, welcher die berühmt gewordenen Fehden mit den Kölner Geſchlechtern führte, neue Befeſtigungen.

Das Geſchlecht der Burggrafen, die vier Pfähle mit einem Tournierkragen im Wappen führten, ſcheint mit Ludwig von Wolkenburg, der von 1347 bis 1353 Trapier des deutſchen Ordens war, ausgeſtorben zu ſein. Die Wolkenburger hatten auch einen Hof in Köln, der ihren Namen trug und noch heute als eines der älteſten in Tuffſtein erbauten Häuſer in gothiſchem Style an der Wollküche ſteht. Erzbiſchof Theodorich von Moers, verpfändete den Beſitz im Jahre 1425 an Gottfried von Drachenfels. Wahrſcheinlich fiel die Burg mit dem Schloß auf den Drachenfels. Die Hauptwarte ſoll erſt 1740 eingeſtürzt ſein. Gegenwärtig iſt auch nicht die leiſeſte Spur mehr vorhanden, daß ſich hier eine berühmte Feſte des Kölniſchen Kurſtaates befand.

Herr Wollenſtrumpf, dem ſowohl die äſthetiſchen, wie die naturhiſtoriſchen und geſchichtlichen Erörterungen einen übeln Eindruck zu machen ſchienen, hatte ſich in der letzten Zeit ziemlich ſtille verhalten. Wer konnte es errathen, ob er ſich in eine neue Cottonſpeculation vertiefte oder ob er ſich vom Caliko der neu aufblühenden Leinen-Induſtrie zuwenden wollte. Das einzige, was er that, war, daß er ſich den Schweiß von der Stirne trocknete und zuweilen einen Seufzer ausſtieß. Als es ſtille geworden war, rief der luſtige Rath! „Edler Mann, Sie ſcheinen bewegt und den lebendigſten Antheil an jene ritterlichen Geſtalten zu nehmen, die einſt auf dieſen Höhen ſaßen und nun im ſtillen Grabe ruhen.“ „Ach was“, rief der Kaufmann, „laſſen Sie mich doch mit Ihren ritterlichen Geſtalten in Ruhe. Ich gebe keinen Pfifferling für die altersgraue Vergangenheit, denn ich bin ein Mann der Gegenwart, und ſuche Geld zu

verdienen. In die begeisterten Exclamationen über dieses Gebirge weiß ich vollends nicht einzustimmen. Nirgendwo erblicke ich eine recht fruchtbare Thätigkeit. Ackerbau? Ich sehe fast gar keinen. Wiesen? Wo sind sie? Waldzucht? Man wird doch das elende Gestrüpp, das rings die Hügel deckt, keinen Forst nennen wollen, mag es immerhin grün aussehen. Weinbau? Die Paar Morgen, wo das berühmte Drachenblut wächst, sind zu zählen. Nicht einmal einen Bach besitzt diese berühmte Gegend, an dem man irgend ein industrielles Unternehmen anlegen könnte. Da bleibt also nichts übrig, als die Steinbrüche. Nun ja, die Steine mögen nicht übel sein. Aber die Mendiger Lava, der Udelfanger und Heilbronner Sandstein sind doch ungleich besser. Von dem rocheforter französischen Marmor wollen wir gar nicht einmal reden. Hier fehlen ja alle Bedingungen zu einer gesunden Aktiengesellschaft." „Das wäre denn doch noch die Frage," fiel ihm jetzt der lustige Rath ins Wort. „Wenn Sie erlauben, so werde ich Ihnen eine sehr lukrative Idee entwickeln? „Da wäre ich doch neugierig", sagte der Andere, „ich bin ganz Ohr." Ich aber bin nicht ganz Zunge", erwiderte der Rath. „Zu einer solchen Angelegenheit bedarf ich Zeit und Ruhe. Ich stehe Ihnen aber an einem der nächsten Abende zu Gebote." Herr Wollenstrumpf machte noch mehrere Versuche, den lustigen Rath zum Reden zu bringen, aber es wollte ihm nicht gelingen.

Unterdeß sank die Sonne immer tiefer im Westen, ein kühler Wind zog über das Gebirge, es wurde allmälig Zeit zum Aufbruch. Wir begaben uns auf den Weg, indem wir jetzt den neuen Pfad an der Nordseite einschlugen.

Die ſteinige Kuppe des Berges lag bald hinter uns, wir traten wieder in das luſtige Bereich der Blumen. In der Mitte zwiſchen Wolkenburg und Drachenfels liegt eine Anſiedlung, welche der Burghof heißt. Von hier aus beginnt eine wundervolle Wieſe, die mit Obſtbäumen beſtanden iſt. Wir ſchritten hindurch und unſere Schritte weckten lauter Wohlgerüche aus den Frühlingskräutern. Nach Norden ſenkt der Fußpfad ſich in eine waldige Schlucht, durch welche die Königswinterer gleichfalls einen neuen Weg zum Beſuch der Berge, die wir eben verlaſſen, gebaut haben, er heißt der Nachtigallen-Weg. In heißen Sommertagen iſt derſelbe ganz beſonders zu empfehlen, weil er reichen Schatten bietet und weil das kleine Wäſſerchen, das der Schlucht folgt, Kühlung verbreitet. In vielfachen Windungen kamen wir immer tiefer und tiefer, indeß an den Hängen das Lied der Nachtigall und hoch aus den Baumwipfeln die Töne der ſchwarzen Droſſel erklangen. Endlich hatten wir wieder ebenen Grund und Boden erreicht. Links öffnete ſich der Weg und wir waren nach einer Weile mit anbrechender Dunkelheit in Königswinter angelangt, wo wir uns ruhebedürftig nach den Fahrten des Tages in unſere Quartiere begaben, um uns eines erquickenden und geſunden Schlafes zu erfreuen.

VI.

Auf der Löwenburg.

Für den folgenden Tag war eine Partie auf die Löwenburg verabredet worden. Ich liebe die Gesellschaft, aber ich liebe auch die Einsamkeit. So angenehm mir die Stunden auf der Fahrt nach Drachenfels und Wolkenburg vergangen waren, so zog ich es doch vor, diesmal die Wanderung nach dem gemeinschaftlichen Ziele allein anzutreten, und hatte gleich von vornherein meine Absicht verkündet, in aller Frühe hinauszugehen und später mit den Genossen des kleinen Kreises auf dem Gipfel des Berges zusammenzutreffen. Die Löwenburg schien mir nämlich stets der schönste von den sieben Bergen. Ich habe sie immer am meisten geliebt und vorzugsweise als Ziel meiner Wanderungen gewählt. Und ich habe auf diesen Gängen so vielerlei erlebt. Vielerlei? Allerdings, aber es waren mehr innerliche wie äußerliche Erlebnisse. Wie sollte es mich nicht drängen, die alten süßen Erinnerungen wach zu rufen?

Und so machte ich mich denn schon in früher Morgenstunde auf. Der nächste Pfad führt durch das Gebirge und zweigt sich von dem Wege ab, welcher nach dem Drachenfels führt. Ich wählte den weitern über Rhöndorf und wanderte südlich aus dem Städtchen die Landstraße hin, welche die Orte des rechten Ufers verbindet. Es war wieder wundervolles Wetter, der Rhein glänzte und rauschte, links erhoben sich die Berge in frischem Laubschmuck. Ich wanderte an Wüllsdorfer Hofe vorbei, bald ragten die stolzen Felsen des Drachenfels über meinem Haupte. Nach einer Weile erreichte ich die Ausbuchtung des sogenannten Honnefer Thales, an dessen Eingang das kleine Rhöndorf liegt, das auch einst eine Burg der Drachenfelser besaß, von welcher ein Thurm mit der Villa der Herren Merkens-Essingh verbunden wurde. Dann schwenkte ich mich links nach dem Gebirge und folgte dem kleinen Bache, der aus der Schlucht kommt.

Welch ein Wechsel der Scenerie! Aus dem rauschenden bunten Leben des Rheinthales gelangt man mit einem Male in die tiefe, stille, umfriedete Waldeinsamkeit. Rechts und links steigen bewaldete Felsen empor, in denen die gefiederten Gäste des Frühlings ihre lustigen Lieder erschallen lassen. Man hört den Schrei des Hähers und des Spechtes. Herr Reinecke mit seinem rothen Röcklein guckt um eine Ecke und empfiehlt sich. Das Eichhorn fährt über den Weg und rettet sich auf eine hohe Eiche. Mitunter öffnet sich der Hohlweg und dann geht es auf eine duftige Wiese hin, auf welcher tausend Thautropfen wie Diamanten funkeln und über die zahllose Schmetterlinge wie Sommergedanken gaukeln. Bald befinde ich mich

wiederum zwiſchen allerlei Stauden und Sträuchern. So zieht ſich der Weg in immer neuen Windungen langſam ſteigend in die Höhe.

So mag ſich der Weg etwa eine Stunde weit dehnen. Dann erhebt ſich rechts die Kuppe der Löwenburg. An ihrem Fuße liegt ein einſames Förſterhaus, wo der müde Wanderer ſich erquicken kann. Aber ich war noch nicht hungrig und durſtig. So ließ ich die Hunde des Waidmanns bellen und ging vorüber, um mich in

dem dichten Schatten des herrlichen Eichenwaldes zu vertiefen. Was Wunder, daß mir ein altes Lied in die Kehle kam!

Waldeinſamkeit! Ins ſchwellende Moos
Da ſtreck' ich mich hin, hoch über mir groß
Wölbt grün ſich das Dach von Zweigen.
Rings wilde Blumen blühn — — und kühn
So ſtürzt ſich der rauſchende Bach durchs Grün,
Sei gegrüßt du Jugendreigen!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen!
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Jugend ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! O du friſche Schau!
Durch der Blätter Spiel der Himmels Au,
Das Blau durch die grünen Gipfel,
Und die Wolken fliegen daher — — und hehr
Erhebt der Wald in der Lüfte Meer
Als Freiheitsfahnen die Gipfel.
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen!
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Freiheit ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! Wie die Taube girrt:
Die Amſel als Herold zieht und ſchwirrt,
In den Gipfeln ſinget ſie ſonnig,
Aus den Höhen der Falke ſchreit — und weit
Herauf träumt die alte und ſüße Zeit:
O Liebe, du grüßeſt ſo ſonnig!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen!
Trariro, trariro!
Wie bin ich der Liebe ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! Wie der Wald rings ſpricht!
Grüngoldene Strahlen und dämmerndes Licht

Und Duften und Rauſchen und Klingen!
Die Bäume, die Vögel, der Quell — — und ſchnell
Durchtönen die Seele Geſänge mir hell:
Friſchauf in den Wald ſie zu ſchwingen!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen!
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Lieder ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Wie im dieſem Liede, ſo ſieht es ungefähr auf der Kuppe der Löwenburg aus, und als ich es dichtete, da habe ich auch in der That an dieſe Stelle gedacht. Die Wälder ſind nämlich am Rheine ſelten. Man hat ſie allwärts zu ſehr gerodet und vernichtet. Um die ſteinige Höhe des breiten Bergkegels ſtehen aber die ſchlanken blanken Buchen ſo herrlich, wie man ſie ſich nach den phantaſtiſchen Dichtungen der Romantik zu träumen pflegt.

Wie bin ich der Jugend ſo froh, ſo froh! Und auch der Freiheit! Ja, hier habe ich manche goldene Tage der Jugend und Freiheit verbracht. Als ich zuerſt dieſen Gipfel erſtieg, war ich ein kleines Bürſchlein von neun Jahren. Wir wohnten damals in Bergheim, in deſſen Nähe ſich die Burg von Pfaffendorf erhob, wo ein altes freiherrliches Geſchlecht ſaß, das auch einen Landſitz in Honnef hatte. Der junge Hermann von Bongardt war mein Camerad. Die Familie nahm mich einſt an ſchönen Maitagen mit auf das Gut. Wir Knaben durchſchwärmten mit dem Hofmeiſter zuerſt die ſieben Berge und kamen auch auf die Löwenburg. Den jungen Schmetterlingsjägern, die mit den grünen Netzen die Halden emporſtiegen, bot ſich mancher willkommene Fang. Ich weiß es noch wie heute, daß ich

damals auf dem Gipfel des Berges den erſten Segelvogel erblickte und ihm nachſetzte. Dieſe Falter ſind im Flachlande nicht daheim. Sie umkreiſen wie die Falken gern die hohen Gebirge. Wie klopfte mein junges Herz, als ich den anmuthigen Sommervogel im Netze hatte! Das iſt nun lange her. Die hübſchen Flügel des Thieres ſind ſeit Jahren vermodert. Und auch der arme Hermann ſchied ſchon lange von dieſer Erde. Er war ein äußerſt guter Junge. Als er erwachſen war, da ſetzte er ſich einſt auf die Brüſtung einer Brücke in dem Schloſſe ſeiner Väter, es ergriff ihn ein Schwindel und er ſtürzte ungeſehen in den tiefen Burggraben. Man vermißte ihn einige Zeit und fand nach langem Suchen die Leiche im Waſſer. Er hatte ein beſſeres Schickſal verdient.

Und wie war ich auch der Jugend und Freiheit ſo froh, als ich den Berg in den ſchönen Tagen meines Studentenlebens beſuchte! Das geſchah unzählige Male von Bonn aus, wo ich drei Jahre lang hauſte, und von Honnef aus, wo ich mich mitunter in dem gaſtfreundlichen Hauſe der Familie Lenné aufhielt. Unauslöſchlich ſtehen mir die Tage im Gedächtniß, wo wir in bunten Haufen hier hinaufſtiegen und voll Luſt der Lieder, der Spiele und der Scherze waren. Da trieben die Mädchen und Jünglinge ſo recht im Fahrwaſſer der Jugend, und ſelbſt die Alten wurden jung und lachten und jauchzten, wie ſie in verſchollenen Zeiten gethan hatten. Aber noch lieber gedenke ich der einſamen Gänge, die mich auf die Kuppe führten, wenn es mir darum zu thun war, allein mit mir und der Natur zu ſein. Wie war ich der Liebe ſo froh, ſo froh, als ich hier mit neunzehn Jahren einen ſüßen Namen in

die Rinde einer Buche ſchnitt, den ich jetzt vergebens ſuche. Die Züge ſind längſt vernarbt, wie die Wunde im Herzen. Coronata, du haſt ſie nie erfahren, die junge Leidenſchaft. Und ſo war ich auch der Lieder ſo froh, ſo froh! Ich weiß es noch wie heute, wie ich folgendes Lied auf dem Gipfel erlebte:

Zum Bergesgipfel bin ich jüngſt gegangen
Und habe drauf den alten Thurm erklommen,
Hinaus ins Land zu ſehn, war mein Verlangen,
Doch Alles war im Nebel ringsverſchwommen.

Der Inſel gleich ſah aus dem grünen Meere
Des mächt'gen Berges Kron' ich grünend ragen,
Es brachen ſich im Wald der Wolken Heere,
Gleichwie im Uferſchilf die Wellen ſchlagen.

O Zauberland in Lüfte-Oceane!
Es rauſchen um mich her die ſtolzen Bäume,
Hoch über mir des Himmels blaue Fahne! —
Ich träumte wieder alte Dichtungsträume.

Durch eine Wolkenſchichte nur geſchieden
Von meiner Quäler tiefen Regionen
Wie war ich ruhig! — Dreifach reicher Frieden,
Kann über Sternen ich mit Sel'gen wohnen!

Unter ſolchen Betrachtungen war ich auf die Spitze des Berges gelangt. Im Vergleich zu vergangenen Zeiten hat ſich hier Manches geändert. Während man früher auf die alten Trümmerreſte zu klettern gezwungen war, um eine Umſchau zu gewinnen, ſind jetzt die Bäume, welche den Blick hemmten, niedergelegt, ſo daß man überall bequeme Ausſichten hat. Die Höhe iſt vom Schutt gereinigt und gebahnt und die Thurmmauer, auf der ich einſt lange

Stunden ſaß, wieder reſtaurirt. Regierungspräſident von Moeller, der auch den neuen Weg nach dem Drachenfels baute und die dortige Ruine vor dem Falle ſchützte, hat gleichfalls der Löwenburg ſeine conſervirende Hand geliehen.

So konnte ich mich denn ohne ein halsbrecheriſches Klimmen den Eindrücken hingeben, die mir in reicher Fülle von allen Seiten entgegenlachten. Was dieſem Berge einen ganz ungewöhnlichen Reiz verleiht, das iſt ſeine hervorragende Stellung zwiſchen einer Menge von andern Kuppen, die tief unter dem Beſchauer liegen und zwiſchen denen ſich lauter grüne anmuthige Thäler in lieblichen Windungen erſtrecken. Drachenfels und Wolkenburg, die im Rheinthal als Rieſen erſcheinen, ſtehen wie Zwerge unter uns. Nur der Oelberg ragt noch höher empor. Und welche unendlichen Blicke eröffnen ſich ſüdwärts auf die Bergketten, welche den Rhein begleiten, oſtwärts auf die Höhen des Weſterwaldes, des bergiſchen Landes und der Sieggegenden, weſtwärts nach den vulkaniſchen Gebilden der Eifel und nordwärts in endloſe Ebene! Und das Alles erſchaut man auf dieſer grünen Kuppe aus weltverborgener Einſamkeit. Es ſind Blicke, an denen ſich das Auge und das Herz nicht erſättigen können.

Es mochte gegen Mittag gehen, als ich aus meinen Träumereien geweckt wurde. Laute Stimmen erſchollen aus der Tiefe herauf. Ich hörte den Tenor des luſtigen Raths und den tiefen Baß des Naturforſchers. Der Hiſtoriker docirte in Katheder-Floskeln und der Wollenſtrumpf ahmte mit ſeiner Rede dem Schnarren irgend eines Maſchinenrades nach. Dazwiſchen klangen die Stimmen der Damen und das luſtige Gelächter der Kinder. In der That wurde

nun auch bald der luſtige Zug zwiſchen den Bäumen ſichtbar. Die bunten Kleider leuchteten, die grünen Schleier wehten. Einige ſaßen auf Eſeln, andere gingen zu Fuß. So langte nach und nach die Geſellſchaft auf der Kuppe an. Man rief mir Grüße entgegen. Dann wurde der einſame Naturſchwärmer und Poet geneckt. Schließlich ſtellte man ſich auf, um das Panorama zu betrachten. Die Hofräthin war wieder ſehr romantiſch, Eulalia bemühte ihr beizuſtehen, die Wollenſtrümpfin zählte die Orte, die man in der Runde ſehen konnte, ihr induſtrieller Gemahl erklärte ſich mit der Waldzucht zufrieden, die Kinder ſuchten nach Schmetterlingen und Blumen. Kurz Jeder folgte ſeinem Naturell.

Aber plötzlich rief der luſtige Rath: „Utile cum dulci. Das Nützliche mit dem Angenehmen. Sintemal wir bereits über zwei Stunden lang durch die Sonnenhitze gelaufen, reſpective geritten und dabei hungrig und durſtig geworden ſind, ſo iſt es vor allen Dingen nöthig, daß wir die verlornen Kräfte zu erſetzen ſuchen. Da mich nun die werthen Anweſenden zu ihrem Proviantmeiſter gewählt haben, ſo bin ich bemüht geweſen, meine Pflicht zu erfüllen und habe verſchiedene Proviſionen aus dem Städtlein Königswinter mitgenommen, ſo da beſtehen aus kalter Küche Schinken, Wurſt, Braten, Geflügel, Brod und Salz, aber auch aus trinkbarem Mosler. Nun iſt aber die ſchöne Zeit, wo in dieſen herrlichen Bergen der Waldmeiſter wächſt, welcher ein Kraut iſt, das die Botaniker Asperula odorata nennen, es hat daſſelbe einen graden Stiel, ſternförmige Blätter in beſtimmten Abſätzen und eine feinduftige Blume, beſtehend in weißen Büſchcln. Recipe, man nimmt ein

Häuflein dieſes Krauts, thut es in eine Bowle — die Bowle habe ich auch mitgebracht — verſchneidet einige Apfelſinen dazwiſchen, gießt lieblichen Brauneberger darüber, läßt das Gebräu fünf Minuten ziehen und dieſer Wein — genannt Maitrank oder Mainwein — erfreut das Menſchenherz. Damit dies nun geſchehe, ſende ich Boten aus um die Kuppe des Berges, auf daß ſie mir des Krautes bringen. Alſo machet Euch auf und werdet licht!"

Die jungen Mitglieder der Geſellſchaft ließen ſich das nicht zweimal ſagen, denn wer iſt am Rhein aufgewachſen und kennt nicht von Jugend auf die Lockungen, die der Mainwein ausübt? Es dauerte auch nicht lange, ſo kamen die Knaben und Mädchen zurück und hatten ihre Aufgabe ganz vortrefflich gelöſt, denn ſie trugen dichte Sträuße von Waldmeiſter in den Händen. Auch Dr. Dünkeles hatte die Expedition mitgemacht, es war ihm aber nur gelungen, drei Stengel zu finden, die er dem Rath pathetiſch überreichte. Dieſer nahm ſie an, betrachtete ſie und rief: „O sancta simplicitas! Was nicht der Verſtand des Verſtändigen ſieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!" und warf den Fund bei Seite. Der Hiſtoriker hatte ein Kraut gegriffen, das allerdings dem Waldmeiſter ähnlich ſieht, aber keine asperula iſt und uns das ganze Getränk verdorben hätte, wenn nicht ein ſo trefflicher Wächter unter uns geweſen wäre. Der Naturforſcher nannte es galium sylvaticum.

Und nun entfaltete ſich auf der Kuppe eine treffliche Wirthſchaft. Die Mädchen breiteten ein weißes Tiſchtuch aus, auf dem die duftige Bowle ſtand, die Butterbrode mit allerlei Umſtänden und Hinderniſſen wurden ausge-

kramt. Jedermann griff zu. Man aß und trank und leistete wirklich alles Mögliche in der menschlichen Kunst des Vertilgens. Daß Leute wie der Naturforscher und der Rath ihre Pflicht thaten, sah man schon von vorne herein auf ihren Gesichtern. Auch Herr Wollenstrumpf und seine Familie schienen an die tägliche Industrie des Essens und Trinkens gewöhnt. Sogar der Archäologe wurde zum Naturforscher bei den gebratenen und gekochten Fleischspeisen und dem Kräuterwein. Ja selbst die Hofräthin ließ die ideale Romantik bei Seite, um sich der Materie hinzugeben. Wir alle, alle waren in diesem Momente höchst realistisch. Und merkwürdiger Weise verband sich mit unserer stofflichen Existenz eine große Gemüthlichkeit. Sogar der Commerzienrath schien die hohen Baumwollenpreise zu vergessen und ging den Rath an, er möge ihm doch jetzt den Plan der großen schon berührten Aktiengesellschaft entwickeln. Der Rath meinte indeß es sei noch nicht an der Zeit, eine so wichtige Angelegenheit könne nicht in so luftiger Höhe besprochen werden, weil sie sonst als Schwindel betrachtet werde, Herr Wollenstrumpf möge indeß einmal überlegen, ob er nicht eine Partie- und Maitranks-Commandite in Königswinter nach Art der jetzt beliebten Trains de plaisir anlegen wolle, denn es könne sicher ein gutes Geschäft gemacht werden, wenn man die Fortschaffung von Reisenden nebst Naturalverpflegung und obligatem Naturvergnügen für bestimmte vorauszuzahlende Preise übernehme.

Der Einzige, der an dem allgemeinen Behagen der Gesellschaft keinen Antheil zu nehmen schien, war Dr. Dünkeles. Seine etwas windschiefen Augen gingen unstät

hin und her, ſeine dünnen Lippen und die Muskeln um den Mund zuckten, ſeine knochigen Finger machten allerlei fahrige Bewegungen. Er litt offenbar an einer noch ungehaltenen Rede. Bei kleinen Pauſen des Geſprächs ließ er ſogar ſchon dann und wann ein höchſt bedenkliches Räuſpern hören, und als endlich eine Stockung eintrat, vermochte er es nicht länger den wohlvorbereiteten hiſtoriſchen Vortrag über die Geſchichte der Löwenburg zurückzuhalten. Liebe Leſer, Ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich Euch die lange Rede wiederhole, deren Stoff wahrſcheinlich dem rheiniſchen Archiquarius entnommen war. Ich werde dies auch um ſo weniger thun, als mir der Inhalt ohne alle Bedeutung ſchien. Es zeigte ſich nämlich wiederum, daß eigentlich gar nichts auf der Löwenburg geſchehen war. Die Veſte ſoll, wie die Schlöſſer auf dem Drachenfels und auf der Wolkenburg von Erzbiſchof Friedrich I. errichtet worden ſein. Dann ſaßen hier burggräfliche Geſchlechter, die verſchiedenen rheiniſchen Familien, nämlich den Sayn, denn Loen, Naſſau-Saarbrücken und ſchließlich 1452 dem Hauſe von Jülich und Berg angehörten. Löwenburg wurde von jener Zeit an ein bergiſches Amt. Es geſchah dies unter Herzog Wilhelm von Jülich und Berg, der in zweiter Ehe Sibylle von Brandenburg heirathete, welche nach dem Tode des Gemahls dreizehn Jahre lang als Wittwe auf dem Schloſſe lebte. Später ſoll auf der Löwenburg Kurfürſt Herrmann Graf zu Wied Berathungen mit den Reformatoren Melanchton und Bucerus gepflogen haben, bevor er zum Proteſtantismus übertrat. Auch erzählt eine unbegründete Sage, daß Gebhard Truchſeß von Waldburg mit ſeiner ſchönen Agnes

von Mansfeld hier mitunter ein Asyl suchte. Aber wo hat nach rheinischer Ueberlieferung dieser schwache und unglückliche Fürst nicht den Frieden gesucht, den er nicht finden konnte?

Dem Historiker war es nach dieser Expektoration wohl geworden. Desto unbefriedigter schien der Commerzienrath, der ein Paarmal „dummes Zeug" schnarrte und dann wahrscheinlich den Gewinn berechnete, den die vom lustigen Rath Koller vorgeschlagene Sieben-Gebirgische Partie-Aktiengesellschaft aufbringen könne. Jedenfalls tranken Beide aber jetzt desto lebhafter, wenn auch aus ganz entgegengesetzten Gründen. Die zartfühlende Hofräthin bemerkte den Zweiklang und wollte den Einklang wieder zurückführen. Sie rief ihren zweiten Backfisch Oda heran und forderte sie zur Deklamation auf. Das Mädchen begann:

Die Jungfrau auf der Löwenburg.

Hier von dem Thurme schaute sie oft
Ins kuppen- und thälerwogende Land,
Hier hat sie nach ihm gesehnt, gehofft,
Hier Blicke nach ihm entsandt.

Hier sah sie den blinkendem Ritter oft nahn,
Erbleichend in Furcht und erröthend in Lust.
Und es wallte ihr Tuch eine grüßende Fahn',
Und es wogte stürmisch die Brust.

Hier zeigte sie scheu ihm manch träumendes Thal,
Und die Felsen und Burgen im Sonnenschein,
Darüber der Ebene Städte zumal
Und den silberglänzenden Rhein.

Hier ſah ſie mit ihm in den Buchenwald
Und belauſchte im Neſte das Taubenpaar,
Und im Waldthal den Hirſch, das Reh an der Halb,
In der Luft den Falken, den Aar.

Hier bot er zuerſt ihr den bräutlichen Gruß,
Hier lag ſie ihm weinend im lieben Arm,
Kurz tönte die Rede, lang tönte der Kuß,
Bruſt ſchlug an Bruſt ſo warm.

Hier ließ ſie vom warmen Herzen ihn los,
Roth prangte das Kreuz auf dem weißen Gewand,
Sie hörte verklingen des Heeres Getos
Fern nach dem heiligen Land.

Hier hat ſie geſeſſen ſo manches Jahr
Den Morgen, den Tag, den Abend, die Nacht,
Stillernſt gewartet immerdar
Und nicht geweint, nicht gelacht.

Ihr dunkeles Lied zog durchs dunkele Thal,
Um den glühenden Gipfel ihr glühend Gebet,
Und Grüße und Wünſche hatten nicht Zahl,
Die weit in die Lande geweht.

Die Ritter kehrten mit jubelndem Braus,
Manch Schiff flog ſegelnd den Rhein hinab. —
Ein fremder Sänger vor ihrem Haus,
Sang ihres Helden Grab.

Da ſtarrte ſie ſtumm, da ſtarrte ſie bang,
Es löſt ſich das Haar, das Auge glüht roth,
So ſaß ſie Tage und Nächte lang,
Bis ſanft ſie holte der Tod.

Doch Nächtens oft klingt noch ein leiſer Sang
Durch die Berge und Thäler zum rauſchenden Rhein,
Dann ſitzt auf dem Thurm ſie erwartungsbang
Im dämmernden Mondenſchein.

Und ſie wäſcht ſich die trüben Augen klar,
Und kämmt ſich die Locken, golden und lang,
Und flicht ſich den Brautkranz ins flatternde Haar
Und ſingt den dunkeln Sang.

Eulalia, die trotz ihrer bedenklichen Jahre allem Anſchein nach keinen kreuzritterlichen Bräutigam gefunden hatte, zerdrückte eine Thräne im Auge und fragte: „Aber woran iſt ſie denn geſtorben?“ Der luſtige Rath antwortete mit einem höchſt melancholiſchen Geſichte: „An den Pocken!“, was ihm die romantiſche Hofräthin verwies, welche mit ſcharfer Bitterkeit bemerkte, man dürfe mit gebrochenen Herzen keinen Spott treiben. „Ich verdiene Ihre Vorwürfe“, ſagte der Rath mit zerknirſchter Miene, „und glaube daß der Mißton, den ich in die Geſellſchaft brachte, ſich dadurch am beſten beſeitigen läßt, wenn unſre jungen Damen ſich die Mühe geben wollen, das ſchöne alte Volkslied von der Löwenburg zu ſingen.“ Die Mädchen ließen ſich nicht zweimal bitten und begannen:

Verſtohlen zieht der Mond auf,
Blau, blau Blümelein,
Durch Silberwölkchen führt ſein Lauf,
Roſen im Thal,
Mädchen im Saal,
O ſchönſte Roſe!

Er ſteigt die blaue Luft hindurch,
Blau, blau Blümelein,
Bis daß er ſchaut auf Löwenburg,
Roſen im Thal,
Mädchen im Saal,
O ſchönſte Roſe!

O ſchaue Mond durchs Fenſterlein,
Blau, blau Blümelein,
Schön Trude lock' mit deinem Schein,
Roſen im Thal,
Mädchen im Saal,
O ſchönſte Roſe!

Und ſiehſt du mich und ſiehſt du ſie,
Blau, blau Blümelein,
Zwei treuere Herzen ſahſt du nie,
Roſen im Thal,
Mädchen im Saal,
O ſchönſte Roſe!

Das Lied hatte eine allerliebſte Melodie, die Stimmen die es ſangen, waren klar, wie Glöcklein, es klang ſo ſtill, ſüß, friedlich in die Luft. Und ſo war denn der Friede hergeſtellt.

Wenn eine luſtige Geſellſchaft an's Singen kommt, dann hört ſie ſo bald nicht wieder auf. Ein Lied gab das andere. Die Jugend wand ſich Kränze um das Haupt, es waren ganz allerliebſte Bilder. Endlich aber kam die Zeit an den Aufbruch zu denken. Die weiblichen Mitglieder der Geſellſchaft beſorgten das Einpacken der leeren Gefäße und der Tiſchgeräthe in die Körbe, die Männer aber gingen an den öſtlichen Abhang des Berges, wo der Fels einen hübſchen Altan gebildet hat, von dem man weit in das Gebirge ſieht. Der Naturforſcher hielt hier noch eine kleine Vorleſung über den Dolorit, der an dieſer Stelle zu Tage trete und aus dem die ganze Kuppe beſtehe. Ich aber dachte ſchließlich daran, wie dieſer Dolorit mir einſt beinahe den Tod gebracht hätte, als ich zwiſchen ſeinen Fugen hinaufkletternd, und mich an ſchwachen Zwei-

gen haltend, die ſüßen wilden Himbeeren naſchte, die an den in den Spalten haftenden Sträuchern hingen, und dabei ausglitt. Glücklicherweiſe hielt mich eine dünne Ranke, ſonſt hätte ich vielleicht mein junges Studentenleben einſam zwiſchen dieſen Steinen verblutet.

Nach einer Weile wurden wir zurückgerufen. Alles war bereit, um die Höhe zu verlaſſen. Man ſtieg auf die Eſel, man reckte die Glieder, die alten Herren und Damen hielten den gebahnten Weg inne, die Jugend fuhr ſchnurſtracks hinunter. Wir ſammelten uns wieder an der Wieſe, wo das Forſthaus ſteht und ſchlugen uns rechts um die öſtliche Seite des Berges, um nach Honnef zu gelangen. Wie der Weg von Röndorf durch das Thal, ſo leitet dieſer über die Hügel, die ſich ſüdlich von dem Gebirge ſenken. Da er ſich faſt immer über den höchſten Grat des Hügels ſchlängelt, auch durch die Gebüſche nicht allzuſehr verdeckt iſt, ſo bieten ſich zu jeder Seite allerliebſte Ausſichten. Links erſtreckt ſich das ſogenannte Schmelzerthal, geradeaus liegt der Rhein mit Rolandseck, Nonnenwerth und Honnef, rechts erheben ſich der Drachenfels und die Wolkenburg. Und über dieſe nahen Gegenſtände gewahrt man den Lauf des Rheines auf weite Meilen hin, ſowie die ferne Kette der Eifel. Während wir aber rüſtig dahin ſchritten, ſang unſre Jugend fort und fort alte ſchöne rheiniſche Volkslieder, welche dieſe Höhen und Thäler vielleicht ſchon ſeit Jahrhunderten von verſchiedenen Geſchlechtern gehört haben.

Und ſo kamen wir denn endlich nach Honnef, welches aus ſieben Ortſchaften beſteht, die das Thal in weiter Ausdehnung bedecken. Neben den kleinen Häuſern der Landbewohner erheben ſich hier eine Menge von Villen,

die meiſtens in den letzten zwanzig Jahren entſtanden ſind und theilweiſe als Sommeraufenthalt dienen, theilweiſe aber auch das ganze Jahr bewohnt werden. In der That eignet ſich dieſer Ort ganz vorzüglich zu einem ſtillen und friedlichen Landleben, zumal da ſich allerwärts die ſchönſten Spaziergänge in das Siebengebirge öffnen.

Wenn Godesberg gewiſſermaßen die haute volée des rheiniſchen Handels beherbergt, wenn Königswinter der Gaſthof der Gegend iſt, ſo entfaltet ſich hier dagegen das Idyll des Siebengebirges. Und ſo findet man im Thale meiſtens Leute, die in traulicher und beſchaulicher Abgeſchiedenheit ihre Tage verbringen wollen. Außerdem gilt Honnef aber auch als ein ſehr geſunder Ort. Da es ganz und gar gegen Süden liegt und durch den Drachenfels und die Wolkenburg gegen die Nordwinde geſchützt iſt, ſo hat man ihm ſogar den Namen des rheiniſchen Nizza gegeben. Ob es ſolchen Ruhm mit Recht verdient, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Es giebt übrigens in Nizza wie in Honnef einen Kirchhof. Trotzdem treffen in jedem Sommer zahlreiche Gäſte ein, welche durch ihre kranken Lungen hierhergetrieben werden und die auch in einzelnen Fällen Erleichterung in ihren Leiden finden. Jedenfalls iſt der Ort überaus anmuthig und heiter.

Nachdem wir an mancher ſchlichten Hütte und an manchem ſauberen Landſitz vorübergewandert waren, gelangten wir nach dem Klein'ſchen Gaſthof, wo wir den Kaffee einzunehmen beſchloſſen hatten. Das Haus liegt ziemlich in der Mitte des Dorfes an der Landſtraße, die rheinauf- und abwärts führt. Ich betrat die Schwelle nicht ohne ſchmerzliche Erinnerungen, denn ich hatte die frühern

Bewohner gekannt, welche die umfassendste Gastfreundschaft übten, und die mir einst treffliche Herberge geboten hatten. Wo waren sie jetzt, die wackern Aeltern, die guten Söhne und die reizenden Töchter? In alle Welt hinaus!

Hier hatten wir vor Zeiten gesungen, getanzt und gespielt. Und hier machte ich auch die Bekanntschaft der geistvollen Dichterin und Componistin Johanna Mockel, verehelichte Mathieux, welche nachher die Frau von Gottfried Kinkel wurde. Dort in der Ecke stand das Piano a la giraffe, an dem sie oft saß und ihre Finger durch die Tasten gleiten ließ und uns Stücke von Mozart, Beethoven, Weber und Mendelssohn vorführte. Damals träumte sie in auffackernder Heiterkeit noch nicht von all den traurigen Schicksalen, die ihr bevorstanden, von dem Leben mit ihrem flüchtigen, gefangenen, zum Tode verurtheilten und wieder befreiten Gatten, von der gemeinschaftlichen Flucht nach dem gastlichen England und von ihrem jähen schmerzlichen Tod, der nach jenem unglücklichen Sturz aus dem Fenster erfolgte. Arme Frau!

Ich konnte mich nicht recht mehr freuen im Gedächtniß an die verschollenen Tage und saß still und lautlos bei der Gesellschaft, die sich im Garten niedergelassen hatte und in gewohnter Heiterkeit den braunen Saft von Mokka schlürfte. Ohne an den allgemeinen Unterhaltungen Theil zu nehmen, schaute ich in die wundervolle Landschaft hinaus, die nach allen Seiten von den schönsten Gebirgslinien geschlossen wurde. Die Menschen kommen und gehen, aber die Natur bleibt sich ewig gleich, schön, heiter, versöhnend.

So erschien der Abend allmählig, wir brauchen auf und ritten und gingen die Straße hinunter, die nach Kö-

nigswinter führt. Nach einer Weile aber bogen wir nach links ab, um dem Nachtigallenwäldchen einen Besuch abzustatten. Bald umgab uns heimliches Walddunkel. Hohe Eichen und Buchen wölbten sich über unsern Häuptern. Karl Simrock hat ein Lied gesungen, in dem es heißt, der heilige Bernhard sei nach dem Kloster Himmelrath gekommen und habe dort eine solche Menge von Nachtigallen gefunden, daß sie durch ihren Gesang die Mönche von den rechten Wegen gelockt hätten, da sei er zornig geworden, habe die Hand erhoben und die Vögel verbannt. Eine große Menge aber habe sich darauf in diesem Haine niedergelassen. Da sich Niemand unter uns befand, der ein strenges Gelübte abgelegt hatte, so durften wir schon die Ohren offen halten. Und in der That begann ringsum ein wundervolles Concert, dem wir noch lange still und andächtig lauschten. Als es aber dunkel geworden war, zogen wir wieder in die Nachtquartiere zu Königswinter.

VII.

Auf dem Oelberge.

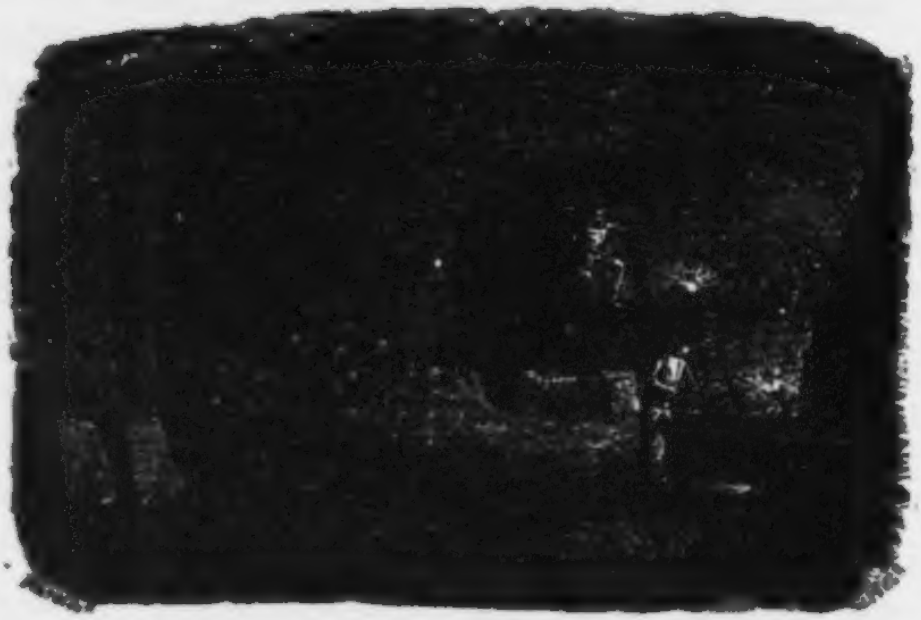
Der nächste Tag sollte einer Fahrt auf den Oelberg gewidmet werden, da aber ein Theil unserer Gesellschaft noch müde von den Ausflügen der vorigen Tage war, so wurde beschlossen, den Morgen der Ruhe zu widmen und erst nach Tisch die Tour anzutreten. Bei der Tafel zeigte sich indeß auch wenig Lust zu der beschlossenen Partie. Der Commerzienrath sagte, er hätte das Bergsteigen satt, was er von oben sehe, könne er sich von unten vorstellen. Seine Frau, welche die Berge überhaupt nicht leiden mochte, schützte Migraine vor. Nur Eulalia beharrte bei ihrem einmal gefaßten romanesken Entschlusse. Auch der Doktor Dünkeles trug Bedenken, bei der Partie zu sein, wahrscheinlich weil er das Licht seiner historischen Wissenschaft nicht leuchten lassen konnte, denn der Oelberg hatte keine Burg und keinen Ritter besessen. Nur die naturschwärmende Sphynx legte eine unverdrossene Wanderlust an den

Tag. Der alte wackere Ichtyosaurus war wie immer ein Mann von der Spritze, der luſtige Rath hielt Fuß beim Mal, ich war natürlich auch dabei. Und dann hatten wir noch die ganze glückſelige Jugend auf unſerer Seite. Es war alſo immer noch ein beträchtliches Häuflein das ſich auf den Weg begab.

Unterhalb Königswinter ergießt ſich ein kleiner Bach in den Rhein, der mitten durch das Gebirge ſtrömt und der Mittelbach heißt. Derſelbe fließt durch ein tiefes Thal, an dem eine Straße nach dem Dorfe Ittenbach führt, die erſt in den letzten Jahren angelegt worden und auch für Wagen fahrbar iſt. Wir zogen indeß unſere Füße als Förderungsmittel vor und nahmen für die Maroden einige Eſel mit. Es ging nordwärts das Städtchen hinaus, dann ſchlugen wir uns rechts in das Gebirge, an deſſen Eingange gleich eine Mühle in der ſogenannten Hölle oder Höhle liegt, welche indeß von der Straße nicht berührt wird. Die letztere ſchlängelt ſich nämlich bald den Hügel hinan und führt dann zum Wintermühlen-Hof, wo im Sommer ein luſtiger Kölner Kaufherr wohnt, der ſich vor Zeiten ſehr verdient um den Karneval gemacht hat und durch dieſen noch berühmter geworden iſt, wie durch das vortreffliche Eau de Cologne, das er fabricirt. Und nun befindet man ſich bald mitten zwiſchen den Kegeln des Siebengebirges. Rechts erhebt ſich der Hirſchberg, links liegt der breite Petersberg und der Nonnenſtromberg. Weiterhin ragen die kleine und große Roſenau empor, während rechts der Schellen- und Geisberg erſcheinen. Hier aber in der grünen Einſamkeit gab es plötzlich eine Ueberraſchung. Der blaue

Himmel hatte ſich plötzlich mit grauen Wolken überzogen, der Wind erhob ſich, die Bäume fingen an ihre Zweige ſehr bedenklich zu ſchütteln. Kurz es nahte ein Gewitter, das wir mitten zwiſchen den Bergen nicht heranziehen ſahen und das nun plötzlich über unſern Häuptern ſchwebte. Bei Gott, Herr Wollenſtrumpf und Gattin waren doch nicht ſo dumm geweſen. Sie mußten eine Ahnung des bevorſtehenden Sturmes gehabt haben, daß ſie ſo weislich zu Hauſe blieben. Und am Ende verſtand der Archäologe Doktor Dünkeles ſich auch noch beſſer auf die Natur und ihre Exploſionen wie der alte Ichtyoſaurus, denn mit einem Male fielen dicke Tropfen aus der Höhe herab, flammende Blitze zuckten durch die Luft, der Donner rollte durch die Thäler, es fehlte nicht viel, ſo wären wir durch und durch naß geworden.

Meine lieben Leſer, Ihr habt gewiß ſchon von Bergen gehört, die im Märchen vorkommen und die ſich grade zur rechten Zeit öffnen. Bald iſt es ein Zauberwort, vor dem ſich die Felſenwand erſchließt, bald findet man eine blaue Blume, deren Zauber den Eingang zeigt, bald auch tritt man von ſelbſt in den Berg, der allerlei Schätze von Gold Edelſteinen in ſich birgt. Solche Wundermittel hatten wir nun keineswegs in unſerer Macht. Sie waren aber auch nicht nöthig, denn rechts am Wege erblickten wir ein offenes Thor in dem Berge, in welches wir uns mit unſerer ganzen Geſellſchaft vor dem einbrechenden Gewitter retteten. Der Naturforſcher, der trefflich Beſcheid wußte, ward unſer Führer in die Eingeweide der Erde. Wir befanden uns in dem ſogenannten Ofenkubler Berg, welcher nördlich vom



Schellenberge herabſteigt und von trachitiſchem Conglomerat gebildet wird, das die Steinmetzen der Gegend fleißig ausbeuten. Auch wenn kein Unwetter eintritt, iſt der Beſuch dieſer merkwürdigen Steinbrüche belohnend genug. Man tritt bald in eine mächtige Halle, die von einzelnen ſtehengebliebenen Pfeilern ‚getragen wird. Hier und dort gewahrt man die Lichter der Bergleute, die einen geheimnißvollen Schein geben und unbeſtimmte Schatten an die Wände werfen. Es iſt ein ſeltſamer Anblick, an den ſich das Auge erſt nach und nach gewöhnt, um die Gebilde der Phantaſie auf die nackte Wirklichkeit zurückzuführen. Unſer Ichthyoſaurus gab uns bald die nothwendige Erklärung über das Geſtein und ſeinen Gebrauch. Das Conglomerat iſt bald grau, bald gelblich weiß und ſpielt mitunter in's Bräunliche, Rothe und Grüne. Die Bearbeitung iſt leicht, denn der Felſen iſt, wenn er gewonnen wird, weich und erhärtet ſich erſt an der Luft. Da er die Macht

hat, dem Feuer in beſonderer Weiſe zu widerſtehen, ſo wird er vielfach zu Backöfen und Feuerheerden benutzt, woher ſich denn auch der Namen ſchreibt. Ebenſo wird der Stein zu Särgen und Futtertrögen bearbeitet, was meiſtens durch die Steinmetzen von Königswinter geſchieht. Und ſo beſitzt denn der Berg auch ſeine Schätze, die wenn ſie auch nicht in edeln Metallen und Brillanten beſtehen, doch ſtets zu guten Preiſen verſilbert werden können.

Während wir dieſe Expedition ausführten, rollte das Gewitter über unſere Häupter dahin. Wir ließen es auf den Steinen ſitzend ruhig austoben und waren dabei ganz guten Muthes. Schließlich legte ſich die Macht der Elemente. Ein heller Schein an der Stollenöffnung ließ uns vermuthen, daß draußen die Sonne wieder ihre lichten Strahlen über die Erde werfe. So erhoben wir uns denn und eilten gemeinſam dem Tage entgegen. In der That zogen ſchon die letzten Wolken nach Oſten, die letzten Donnerſchläge ließen ſich in weiter Ferne hören. Die Luft, die bei unſerem Auszug ſchwer und heiß geweſen war, hatte ſich verkühlt. Tauſend Regentropfen hingen an den Gebüſchen und ſpielten in wundervollen Farben, die Bäche rauſchten luſtig aus den Schluchten, die Blumen dufteten mächtiger und die Waldvögel erhoben ringsum ihre Lieder mit friſcheren Stimmen. Wir hätten kaum einen beſſeren Moment für die Weiterfahrt treffen können. Und ſo machten wir uns denn luſtig auf den Weg, um höher in das Gebirge zu klimmen.

Der Verfolg dieſer Fahrt war nicht ohne Abenteuer, da das Waſſer, welches von den Höhen lief, überall in den Rinnen des Gebirges zuſammengelaufen war, ſo

hatten ſich in den kleinen Furchen nicht unbedeutende Bäche gebildet, die ſich nicht ſtets ohne Leichtigkeit überſchreiten ließen. Wir waren mitunter genöthigt, die Backfiſche hinüberzutragen, und die Buben mußten fortwährend gemahnt werden, daß ſie nicht allzukeck in das Waſſer traten, was aber doch von einigen kecken Burſchen in einer Weiſe geſchah, daß das naſſe Element ihnen in Stiefel und Schuhe lief. Die meiſte Noth hatten wir mit den berittenen Damen, deren Eſel ſich auch nicht gern einen Schnupfen durch feuchte Füße holen wollten, denn die weiſen Thiere konnten oft nur mit Mühe dahin gebracht werden, die Bäche zu durchſchreiten. Die Hofräthin kam mehrmal in Gefahr das Gleichgewicht zu verlieren, und Eulalia hatte ſogar das Unglück, daß ſie mit ihrem Reifrock im Gebüſche hängen blieb und plötzlich kreiſchend mitten in einer Pfütze lag. Glücklicher Weiſe trockneten indeß bei der warmen Sonne, die bald ihre alte Kraft gewann, die durchnäßten Kleider, ſo daß ihr, wie den muthwilligen Buben kein Ungemach erwuchs.

So ging es denn allmälig an der kleinen und großen Roſenau vorüber, die ſich zur Linken als nicht unbeträchtliche Berge erheben. Nach einer alten Sage ſoll auf dem Gipfel der letzteren in vergangenen Tagen ein Schloß geſtanden haben. Das Volk erzählt ſogar, daß der letzte Ritter, deſſen Ehe nur durch ein Töchterchen geſegnet war, ſeine Güter an die Kirche ſchenken wollte. Aber das Fräulein liebte einen ſchönen jungen Ritter und wollte unter keiner Bedingung den Schleier nehmen. Und ſo wurde denn auch der Hochzeitstag feſtgeſetzt. Die Braut ging aber, bevor ſie ſich zur Einſegnung in die Kirche begab,

nach einem Kreuze im Walde, wo sie ihre Andacht zu verrichten pflegte. Von diesem Gange kehrte sie nicht zurück. Die Gäste warteten vergebens. Statt der Freude war dunkle Sorge in die Burg gekommen. Alles Suchen war vergebens. Der trostlose Bräutigam irrte lange Zeit wie wahnsinnig durch das Gebirge. Da schritt er einst an den Klosterumgebungen von Heisterbach hin und hörte in einem entlegenen Thurme dumpfe Klagelaute. Er ahnte ein Verbrechen, holte seine Leute und erbrach in der Nacht das Mauerwerk. Welche Ueberraschung aber stand ihm bevor, als er die verlorene Geliebte wiederfand, welche die Mönche, die ihre Güter erben sollten, geraubt und verborgen gehalten hatten! Man findet auf der Rosenau noch die Reste einer Warte, sowie eine in den Stein gesprengte Pferdetränke. Die Aussichten auf dem Gipfel sind sehr schön.

Aber wer kann jeden Gipfel des Siebengebirges besteigen? Wir schritten unten an der Kuppe vorüber und ließen gleichfalls die Schwendel und den Wasserfall zur Linken liegen. Hätten wir die Absicht gehabt, auf alle Höhen hinaufzuklimmen, so würde uns links die Jungfernhardt und der Lohrberg ganz besonders angezogen haben. Der letztere liegt zwischen Löwenburg und Oelberg und ist der dritthöchste Gipfel, den das Siebenbebirge aufweist. Auch von seiner Höhe hat man weitreichende Aussichten „in's Land hinaus und weiter."

Endlich waren wir am Margarethenkreuz, wo ein einsames Wirthshaus steht, das im Nothfalle die Bedürfnisse eines nicht allzuanspruchsvollen Wanderers befriedigt. Wir verließen hier die langsam durch den Thalgrund an-

steigende Straße, denn links erhebt sich die Kuppe des Oelberges, die wir uns als das hauptsächlichste Ziel unserer heutigen Wanderung gestellt hatten. Der Pfad führt nun mit einmal steil in die Höhe, man muß auf steinigem Wege zwischen Büschen und Ranken emporklimmen, denn die aus Basalt bestehende Kuppe ist überall mit Gerölle bedeckt, zwischen dem die Vegetation keineswegs in üppigem Wuchse emporstrebt. Allerwärts trifft das Auge auf Hasel- und Eichengebüsch, zwischen dem aber auch die Waldrose, deren Blüthe hier und da begann, sichtbar wird. Zu dem fehlt es nicht an vielerlei andern Blumen, die auf diesem Gestein gedeihen. Wenn man nicht mehr in der ersten Jugend steht, dann hat man nicht jenen freien Athem, der alle Hindernisse des Bergsteigens überwindet, und so konnten wir gewiegteren Leute uns, indem wir bisweilen stehen blieben, mit Muse umsehen, während unsere jungen Frischlinge uns rastlos vorauseilten.

Bekanntlich ist der Oelberg die höchste Kuppe des Siebengebirges. Er erhebt sich 1429 Pariser Fuß über dem Meere und 1279 über dem Spiegel des Rheines bei Königswinter, der auf den Kopf 150 Fuß über der Nordsee liegt. Auf ihn folgt die Löwenburg mit 1413 Fuß, dann der Lohrberg mit 1355 Fuß, der Nonnenstromberg mit 1066, der Petersberg mit 1027, die Wolkenburg mit 1009 Fuß und der Drachenfels mit 1001 Fuß. Eigentlich wird aber der Lohrberg nicht zu den sieben Bergen gezählt. Einige rechnen auch den Hemmerich, Andre die Rosenau, den Breiberg oder den Trankberg zu der Kette. Wir wollen nicht mit den Gelehrten und Ungelehrten darüber streiten. Jedenfalls steht man auf dem Oelberg

erhaben über allen Kuppen des Gebirges. Derselbe soll in alten Zeiten auch die Mahl- und Dingstätte des ganzen umliegenden Landes gewesen sein. Hierher kamen also die freien Männer zur Versammlung und hielten Gericht. Der Gau aber hieß der Auelgau und der Berg der Auelberg. Das Wörtchen Auel knüpft sich auch an eine Menge von Orten, die sich namentlich nach der Sieg hinziehen. Der Gau wurde im Süden bei Erpel durch den Engersgau, im Norden durch das Sieg- und Aggerland begrenzt, während sich westwärts über dem Rhein der Ahrgau erstreckte.

Wir hatten allmählig den Gipfel erreicht, wo uns die lustigen Stimmen der Kinder begrüßten. Der Platz, auf dem eine Schenkwirthschaft eingerichtet ist, zeigt nur eine geringe Ausdehnung. Wir stehen hier überall auf verwittertem Basalt. Schattige Rasenplätze, die zur Rast und Ruhe laden, sucht man vergebens. Dagegen ist die unumschränkte Aussicht über alle Maßen schön. Man sieht fast noch weiter in das Land hinaus, wie auf der Löwenburg. Namentlich dehnen sich die nördlichen Ebenen in unendlich fruchtbarem Reichthum vor den Augen aus, während das Waldleben, in das man von der Löwenburg schaut, sich nicht so vorwiegend geltend macht. Eine Beschreibung der einzelnen Schönheiten zu geben, wagt nicht leicht eine Feder. Wer zählt die Marktflecken, Dörfer und Weiler, die sich rings in der Ferne zeigen? Wer wollte die Höhenzüge und Thaleinschnitte bezeichnen, wer ein Gemälde der Wälder, Wiesen und Felder entwerfen? Es ergriff uns Alle eine stille Andacht, zumal da die Sonne tiefer am Horizonte sank und das Land im Westen in goldiger Gluth schwamm.

Auf eines Berges Höhen,
Da ſteh' ich hingebannt;
So weit die Blicke gehen,
Liegt abendſtill das Land,
Des Himmels Wölbung blinket
In tiefem dunkelm Blau:
Wie eine Kirche dünket
Mich jetzt der Weltenbau.

Hochroth in Purpur blühet
Der Weſten wunderbar,
Im Weltentempel glühet
Er wie ein Hochaltar.
Es ſtrahlt uns draus entgegen
Die Sonn' im Untergang,
Sie winkt den Abendſegen
Das weite Land entlang.

In Städt' und Dörfern klingen
Die Glocken vollen Klang,
Auf leiſen hellen Schwingen
Verweht der ſüße Sang;
Da ziehn am Himmelsbogen
Gewalt'ge Wolken um,
Von Schatten wird umzogen
Des Altars Heiligthum.

Dann ſchweigt es in den Lüften
Des Weſtens Roth vergeht;
Von ſüßen Blumendüften
Nur ſteh' ich rings umweht.
Der ſchöne Tag verglühte,
Nur meiner Seele nicht:
Heim geh' ich, im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht.

Unſagbare Schönheit der Natur, wer weiß dich in Lied und Worte zu faſſen? Es iſt doch nur ein Stammeln in

Lauten, ein Haſchen nach Farben, um dich wiederzugeben, von dem man ſchließlich einſieht, daß es leeres Pfuſchwerk wird.

Wir verließen den Berg an ſeiner nördlichen Seite und wandten uns nach dem Dorfe Heiſterbacherrott, wo wir auf die Straße gelangten und einige Wagen trafen, die uns von Königswinter nachgeſchickt worden waren und in denen wir Platz nahmen. Die Dämmerung brach nun mächtig herein, links vom Wege gewahrten wir noch oben die Felſen des Stenzelberges, der wie die Wolkenburg bedeutend von den Steinmetzen der Gegend benutzt wird und die dauerhafteſten Werkſteine des Siebengebirges liefert. Dann fuhren wir nach einer Weile an den Kloſtermauern von Heiſterbach vorbei, kamen bald nach Oberdollendorf, das am Eingang des Gebirges liegt, es ging weiter nach Niederdollendorf am Ufer Rheines, und ſo waren wir noch vor dem Abendeſſen wieder in unſeren Standquartieren.

Der ſchöne Tag verglühte
Doch meiner Seele nicht:
Heim geh' ich im Gemüthe
Voll Fülle, Segen, Licht.

VIII.

Auf dem Petersberg.

Die Beſucher des Siebengebirges beſchränken ſich, wenn ſie nur einen Tag bleiben, meiſtens auf die Beſteigung des Drachenfelſen, die zweite Fahrt gilt dem Oelberg oder der Löwenburg. Die Wolkenburg wird ſchon ſelten beſucht, noch ſeltener wählt man den Petersberg zum Ziel einer Wanderung. Und ſo fand auch ich, als ich den Beſchluß faßte, nach langen Jahren wieder einmal dieſe Höhe zu beſteigen, unſere Geſellſchaft nicht geneigt, mir das Geleit zu geben. Selbſt dem ſonſt ſo rüſtigen Naturforſcher bot die Höhe nicht Intereſſe genug. Dr. Dünkeles hoffte ſeine Weisheit über den Berg ſpäter in Heiſterbach auszukramen. Die Hofräthin war müde. Wollenſtrumpf ſchien die Berge vollends ſatt zu haben. Und auch die Kinder zogen es vor, ſich den Morgen mit Fiſchfang am Rheinufer zu vertreiben.

So ging ich denn allein hinauf. Der Weg führte mich wieder nördlich aus dem Städtchen, ich folgte dem Mittelbach bis an die Mühle in der Hölle und schlug mich dann links in die Gebüsche, denn der Pfad steigt von hier aus sofort in die Höhe. Allerdings hat derselbe keineswegs jenen anmuthigen Wechsel aufzuweisen, dem wir bei der Wanderung zu den andern Gipfeln auf Schritt und Tritt finden. Das Gehölz, durch das er leitet, ist kein rechter Wald, an dem man sich erfreuen könnte, und es ist auch wieder zu hoch, als daß er volle Aussichten in die Thäler zuließe. Dabei steigt der eintönige Weg auch noch ziemlich steil hinan und kostet Athem und Schweiß, zumal wenn man ihn an einem warmen Tage, wie ich es that, zurücklegt. Hat man endlich den Busch verlassen, so findet man oben auf der breiten Kuppe ein großes Feld, das vielleicht zwanzig Morgen groß ist, mit einem kleinen Gehöfte und einer Kirche, die dem h. Petrus gewidmet ist, von dem der Berg denn auch den Namen erhalten hat.

Vor etwa zwanzig Jahren lebte in Bonn eine Dame, die namentlich in archäologischen Dingen eine große Gelehrsamkeit besaß, und welche die Kunst und Natur in hohem Maße liebte. Ihr Mann war ein tüchtiger Kaufmann, sie selbst entstammte dem reichen Banquierhause Schaaffhausen in Köln. Diese Frau, welche in der rheinischen Universitätsstadt einen höchst interessanten Kreis um sich versammelte, hatte auch ein schönes Gut in Plittersdorf und war zugleich die Besitzerin des Petersberges. Da fehlte es denn mit dem beginnenden Frühjahre nicht an Einladungen an diese schönen Orte, welchen junge und alte

Freunde und Freundinnen ſtets gerne folgten. Ich habe einſt ſolche Fahrten mitgemacht und ſtets mancherlei Freuden in Berg und Thal auf ihnen gefunden. Damals fehlten auch A. W. v. Schlegel und der alte Arndt nicht. Außerdem fanden ſich die übrigen Koriphäen der Wiſſenſchaft ein; und für die Unterhaltung der Jugend wurde vollauf geſorgt, denn es war kein Mangel an hübſchen Mädchen und heiteren Geſellen. Wenn die hochbejahrten Häupter der Bonner Hochſchule auch nicht mit auf die Berge kletterten, ſo ſcherzten, plauderten und tranken ſie doch mit uns im Thale. Frau Mertens-Schaaffhauſen, die uns ſelber zuweilen die Wege zu ihrem Petersberge zeigte, hat aber ſehr viel für dieſe Kuppe gethan. Sie unterhielt das Kirchlein, ſie ließ Lichtungen in den Wald hauen und zeigte uns höchſt vergnügt die herrlichen Blicke in das Land, das hier wieder in anderen in wahrlich nicht minder ſchönen Verſchiebungen vor dem Auge liegt. Da wurden denn Bowlen gebraut, da wurden Quartette geſungen, da war lauter Luſt und Fröhlichkeit. Heute kann ich der wackern Frau nur noch ein ſpätes Andenken widmen, denn ſie iſt mit ihrer empfänglichen Seele viel höher wie der Petersberg zu deſſen Patrone hinaufgeſtiegen, der ihr ohne Zweifel die Himmelsthüre erſchloſſen hat. Sie hat nämlich nicht allein die geſunden Menſchen erheitert, ſie war in Italien, wo ſie zur Zeit der Cholera weilte, eine unverdroſſene und muthige Krankenwärterin, von deren frommer Werkthätigkeit die Zeitungen der damaligen Zeit vielfach mit Ruhm berichteten.

Gleich beim erſten Anblick des Petersberges wird es dem Beſchauer klar, daß er einen ganz anderen Character

hat, wie die Höhen, welche wir bis jetzt geſchildert haben. Die ſüdlichen Kuppen des Gebirges waren in alten Zeiten mit Schlöſſern geziert. Die Ruinen auf dem Drachenfels ſind noch heutzutage bedeutend, die Mauern auf der Löwenburg erſcheinen nicht unbeträchtlich. daß die Wolkenburg einſt eine Ritterwohnung getragen hat, wird durch alte Urkunden zweifellos erwieſen. Vielleicht wohnte auch ein eiſernes Geſchlecht auf der Roſenau. Dieſer Gipfel wurde dagegen ſchon in der früheſten Zeit von frommen Prieſtern

in Anſpruch genommen und bebaut. Vertreten alſo die ebengenannten Höhen das weltliche Leben des Mittelalters, ſo befinden wir uns hier an einem geiſtlichen Zufluchtsorte.

Der Gründer dieſer klöſterlichen Anſiedelungen war ein Ritter, Namens Walther, der des Erdenlebens müde, ſich aus der rauſchenden Weltluſt zurückzog und ſich auf der waldigen Bergkuppe niederließ. Man ſchrieb damals 1134. Als die einſame Zelle fertig war, fand ſich noch eine Schaar von gleichgeſinnten Genoſſen ein, die das Beiſpiel des Klausners angezogen hatte. Die frommen Brüder führten ein Leben voll Arbeit und Entſagung. Sie einigten ſich in der Lehre des heiligen Auguſtinus und begannen den umliegenden Wald zu roden und in ein fruchtbares Feld umzuwandeln. So entſtand allmälig auf der luftigen Höhe ein einſames Kloſter, welches den Namen der heiligen Maria auf dem Stromberg erhielt. Die Päbſte Innocenz II. und ſein Nachfolger Cöleſtin nahmen die Stiftung in ihren Schutz, beſtätigten den Beſitz der Güter, verliehen ihm die Rechte, einen Schirmvogt zu wählen, die Todten zu begraben und für den Fall des Interdiktes ſtillen Gottesdienſt zu halten. Dieſe Genoſſenſchaft hatte indeß keine lange Dauer. Als Walther, der dem Kloſter als Probſt vorſtand, geſtorben war, verließen die Mönche die hochgelegene rauhe Kuppe, die überdies nicht recht fruchtbar werden wollte, und gründeten das Kloſter Reußrath im Sülzthale.

Wenn es dem damaligen Erzbiſchof Philipp von Köln auch recht ſein konnte, die Zahl der Klöſter in ſeinem Sprengel vermehrt zu ſehen, ſo wollte er die verlaſſenen Zellen auf dem Stromberge doch nicht unbenutzt laſſen.

Er wandte sich deshalb an das im Jahre 1134 entstandene Cisterzienser-Kloster Himmerode, das sein Mutterhaus in der berühmten Abtei des h. Bernhard zu Clairveaux verehrte, und bat den dortigen Abt, einige seiner Mönche in das Siebengebirge zu entsenden. Nach seinen eigenen Worten gedachte er „den dürren Boden seines Sprengels mit dem Strome zu bewässern, der am reinsten flösse." In der That hatten die Cisterzienser auch in dem Kloster Kamp und Altenberg ihren Beruf für die Landescultur in der trefflichen Weise bewährt, wie denn dieser Orden allerwärts, wo er erschien, höchst segensreich gewirkt hat. Seine Mönche legten nirgends die Hände in den Schooß, sie trieben alle Arten von Landbau in der unverdrossensten Art. Am Rhein rodeten sie die Wälder, schufen Aecker und Wiesen und legten, wo es thunlich war, Weinberge an. So schufen sie die Stätten, die auch später in geistiger Beziehung vielfach thätig waren. Nun erfreute sich aber damals Himmerode eines ganz ausgezeichneten Rufes wegen der zähen Thätigkeit seiner Mönche. Die Verwandten des Erzbischofs riethen vergeblich von dem Unternehmen ab. Er sagte: „Wolle Gott, in jedem Dorfe meines Sprengels wäre ein Kloster dieser Gerechten, die den Herrn priesen und für mich und die Meinigen beteten. Es stünde besser um die Kirche, wie es jetzt steht. Keinem würden sie schaden, Vielen nützen, Keinem das Seinige nehmen, Vielen von dem Ihrigen mittheilen." In der That hatten auch die Cisterzienser seinem Vorgänger Reinald die mannigfachsten Dienste geleistet, denn durch ihre Thätigkeit und Geschäftskenntniß waren die verwickelten Finanzver-

hältniſſe des Erzſtiftes wieder in geordnete Bahnen geleitet worden.

Der Abt Giſilbert von Himmerode wählte auf Philipp's Vorſchlag zwölf Brüder aus. Dieſelben zogen mit dem biſchöflichen Commiſſar Gerhard von Kaſter und ihrem bisherigen Prior Hermann, der zum Abt des neuen Kloſters beſtimmt war, aus, um nach dem Petersberge zu gelangen. Alle waren voll Begeiſterung für die Aufgabe, welche ihnen geſtellt wurde. Als ſie im April 1188 den Rhein hinunterfuhren, gewahrten ſie am Himmel einen Kreis von ſieben Sonnen, ſie deuteten den Kreis auf den heiligen Geiſt, und die ſieben Sonnen auf die ſieben Gaben, mit denen ſie das Land erleuchten würden. Aber ſelbſt dieſe ſtrengen Mönche fanden keinen rechten Gefallen an ihrem neuen Aufenthaltsorte. Die Höhe war rauh und kalt, die Wohnungen entbehrten aller Behaglichkeit, es hielt ſehr ſchwer, die nöthigen Lebensmittel auf den Berg zu ſchaffen. Bald offenbarte ſich eine allſeitige Unzufriedenheit. Der Abt Hermann konnte nur mit Mühe ſeine Untergebenen von der Rückkehr nach Himmerode abhalten und wurde ſo an einen Traum erinnert, den er als junger Mönch gehabt hatte. Es war ihm nämlich einſt in der Nacht das Geſicht gekommen, er ſei von einer Schaar weißer Männer umgeben mit dem Kreuze in der Hand auf ein Schiff geſtiegen und einen klaren reißenden Strom hinabgefahren. Die Fluth aber habe durch den Chor einer Kirche geführt, und ſein Fahrzeug wäre an einem Pfeiler zerſchellt, wenn er nicht mit kräftiger Hand eine Stange ergriffen und das Boot durch geſchickte Führung

gerettet hätte. Uebrigens überzeugte sich auch der fromme Abt mit der Zeit, daß das Recht auf der Seite seiner Mönche sei. Als die Stiftung trotz aller verwandten Mühen nicht gedeihen wollte, beschloß er einen andern Ort für das Kloster zu suchen, den er auch bald in dem nördlichen Thale am Fuße des Petersberges fand. Daß er bei dieser Wahl entschieden glücklich war, bezeugt die Abtei Heisterbach, von welcher ich später erzählen werde.

Seit jener Zeit verblieb auf der Höhe des Petersberges nur eine Kapelle und das Ackergut, welches dem Kloster im Grunde gehörte und zum Besten desselben bebaut wurde. Ob die Mauern des Kirchleins noch dieselben sind, wie im zwölften Jahrhundert, wissen wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls aber haben die Heisterbacher Mönche für seine Erhaltung gesorgt, zumal da sie es als ihren ersten Sitz betrachteten. Außerdem war auch hier nach ihrem Abzug noch ein bedeutendes Wunder geschehen. Als nämlich der Erzbischof Theodorich um das Jahr 1210 eine Burg auf dem Godesberge anlegte, sah ein von Köln zurückkehrender Priester den Erzengel Michael, dem die dortige Kapelle gewidmet war, zürnend und mit ausgebreiteten Flügeln durch die Luft fahren und den Reliquienschrein, der auf dem Godesberge gestanden hatte, nach dem Stromberge hinübertragen. Eine Stätte, die durch eine so wunderbare Begebenheit ein neues Kleinod erhalten hatte, durfte natürlich nicht leichtfertig verlassen werden. Und so lasen denn die Heisterbacher Mönche Jahrhunderte lang hier die Messe

und die Kapelle, die dem heiligen Petrus gewidmet ist, wird noch auf den heutigen Tag erhalten.

Nachdem ich mich nochmals der herrlichen Aussichten erfreut und bei dem freundlichen Pächter des kleinen Gutes mit einem Glase Milch gestärkt hatte, schlug ich mich nordwärts, um nach Heisterbach zu wandern.

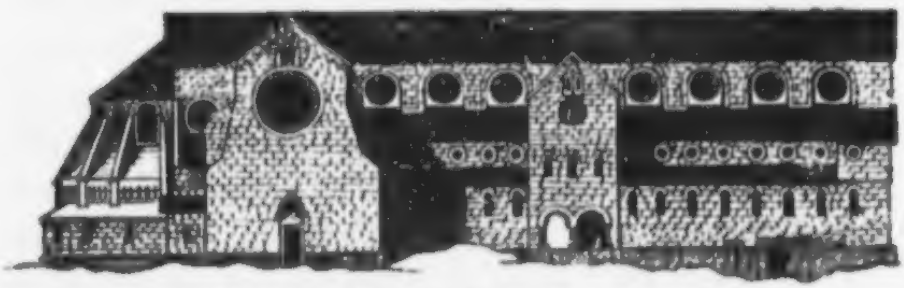
IX.

Nach Heisterbach.

esselben Weges, auf dem ich in stiller Einsamkeit dahinschritt, mögen auch auch einst vor fast siebenhundert Jahren die frommen Brüder von dem rauhen Petersberg in das gastlichere Thal gezogen sein. Bilder alter Zeiten tauchten vor meinen Blicken auf. Ich sah im Geiste den Zug der weißgekleideten Zöglinge des heiligen Bernhard mit ihren Heiligthümern in die Tiefe wandern und hatte meine herzliche Freude an den starken Männern, die damals ihre segensreiche Thätigkeit in dem noch unangebauten Lande walten ließen. Jene Priester waren in der That Vorkämpfer der Civilisation und Cultur. Sie machten Land und Leute fruchtbar, denn sie zwangen die Erde, Früchte zu tragen und die Menschen, mildere Sitten anzunehmen. Sie dachten zunächst, die Ihre Häuser zu Grundlagen einer

materiellen Existenz zu machen und ließen dann erst die geistige Bildung einziehen. Man kann ihrer uneigennützigen Thätigkeit nie genug des Lobes spenden. Auf dem von ihnen eroberten Gebiet ist das ganze spätere Leben, das in Landescultur, in Wissenschaft und auch in Kunst die herrlichsten Ergebnisse aufweist, erwachsen. Wie so ganz anders gestaltete sich das Ordensleben der spätern Jahrhunderte, wo Genußsucht und Schwelgerei die frühere Einfachheit der Sitten verdrängte! Und wie viel besser haben es unsere Geistlichen, die fast überall schon die Sittengesetze vorfinden, welche jene erst verbreiten mußten! Ruhm und Preis den alten Mönchen. Was sie schufen und erwarben, das ward zum Eigenthum für die ganze Menschheit bestimmt. Was die heutigen Orden anstreben, soll meistens leider dem Vortheil des Standes dienen.

Auf welche Weise das Kloster Heisterbach zu einem der interessantesten Orte für die rheinische Culturgeschichte



Kloster Heisterbach vor der Zerstörung.

geworden ist, das hat mein guter Freund Alexander Kaufmann ganz vortrefflich in seiner kleinen trefflichen Monographie „Caesarius von Heisterbach“ (zweite Auflage Köln bei Heberle 1862) auseinander gesetzt. Ich trug das Büchlein in der Tasche und legte mich in der Mitte des Berges

in das frische Gras, um die vielfältigen Bilder, die es in schlichter und geschmackvoller Darstellung entrollt, nochmals in Gedanken vorbeiziehen zu lassen. Ich muß dabei mittheilen, daß ich aus diesen Blättern auch die Mittheilungen über den Petersberg geschöpft habe.

Liebe Leser, wir wollen uns also den ausziehenden Mönchen anschließen. Ihre Uebersiedlung geschah im Jahre 1191 nach dem Thale des hl. Petrus oder der hl. Maria im Peterthale. Die neue Stiftung erhielt einen Schutzbrief des Papstes Coelestin III., der am 10. Juni 1193 ausgestellt ist. Die umliegenden Adeligen und Fürsten waren den Brüdern freundlich gewogen und vermehrten ihre Besitzungen durch allerlei Schenkungen, so daß das junge Kloster rasch erblühte. Söhne aus hohen Familien traten hier in den Orden, wie Dietrich von Wied, Ludwig von Are und Konrad von Thüringen, der durch Heiligkeit des Lebens, Gesichte und Wunder glänzte. Der berühmte Abt Caesarius von Prüm schrieb hier sein Registrum Prumiense. Den Weltgeistlichen und Laien bot sich in Heisterbach eine Zufluchtsstätte. Unter ihnen ist auch der seltsame lateinische Poet aufzuführen, der das lustige noch heutigen Tages erklingende Studentenlied:

„Mihi est propositum
In taberna mori."

gesungen hat. Nikolaus war ein schweifender Cleriker, eine Art von musicirendem Vagabund, ein Ueberall und Nirgends, der wahrscheinlich von seiner Kunst lebte und deshalb von Ort zu Ort zog. Zu Bonn erkrankte er an einem heftigen Fieber und schleppte sich mühsam nach Heisterbach. Dort angekommen verlangte er vom Abt,

in den Orden aufgenommen zu werden, denn er fürchtete zu sterben und wollte sich mit Gott versöhnen. Mit großer Reue, so schien es, zog er sein Kleid aus. Aber die gute Luft und Kost in Heisterbach machte ihn bald genesen, und als die alten lustigen Lebensgeister wieder erwachten, da warf er die Kutte weg und ging wieder in die weite Welt, wo er spurlos verschwunden ist, denn es sind keine weitern Nachrichten über diese frische Liederkehle vorhanden.

Der Abt Hermann verließ das Kloster 1195, um in Himmerode an die Stelle des verstorbenen Abtes Eucharius zu treten. Ihm folgte Gevard, der Stiftsherr in Maria ad gradus zu Köln gewesen war und eine wild verlebte Jugend durch ein thätiges Männerleben vergessen zu machen suchte. Es herrschten aber damals schlimme Zeiten im Reiche. Philipp von Schwaben stritt mit Otto von Braunschweig um die deutsche Kaiserkrone. Auch am Rhein sah es wüst aus durch die Kriegszüge. Heisterbach wurde geplündert, die Mönche waren geflohen. Als einst der Cellerarius Richwin von Köln heimritt, rief ihm ein Soldat zu: Steigt ab, Herr Pater, ich kann das Pferd besser brauchen. Aber in demselben Augenblicke erscholl ein Donnerschlag, der Krieger erschrak und ließ den Mönch seines Weges ziehen. Nachdem es wieder ruhiger wurde, brachte der Mißwachs im Jahre 1197 neue Noth. Der Abt Gevard that sein Bestes um die Hungrigen zu speisen. Alle Tage wurde ein Ochse geschlachtet. Glücklicher Weise kamen die Brode, die man klein in den Ofen schob, groß heraus. Trotz Aller dieser Uebelstände beschloß der thatkräftige Gevard statt der hölzernen Kapelle und der nothdürftigen Zellen Kirche und Kloster in großartigen Verhältnissen zu

bauen. Seine Sparſamkeit, ſein eigenes Vermögen, die Spenden des umliegenden Adels verſchafften ihm die Mittel. Im März 1202 wurde der Bau begonnen, der Bauherr ſtarb leider ſchon 1208. Sein Nachfolger Heinrich ſetzte das Werk fort, das 1233 vollendet und 1237 geweiht wurde.

Und wem haben wir all dieſe Ueberlieferungen über das Kloſter zu danken? Es iſt Niemand anders als der ſchon genannte Caeſarius von Heiſterbach, dem Kaufmann ſein Büchlein gewidmet hat. Man nimmt gewöhnlich an, daß dieſer talentvolle Kloſterbruder ein geborner Kölner war. Wenn ſich dieſe Thatſache auch nicht erweiſen läßt, ſo ſpricht doch die Wahrſcheinlichkeit dafür. Nach Caeſarius eignen Ausſagen erhielt er auf der Schule von St. Andreas ſeine gelehrte Erziehung. Als ſeine Lehrer führt er den Domſcholaſtikus Rudolf und den Dechant von St. Andreas Ensfried auf. Da er in ſeinen Schriften auf Virgil, Ovid, Seneca, Claudian und Boethius verweiſt, ſo läßt ſich annehmen, daß er umfangreiche claſſiſche Studien machte. Wie wir von ihm ſelbſt erfahren, ſah er die Rüſtungen zu den Kreuzzügen. In St. Peter zu Köln hörte er den Cardinal von Albano das Kreuz predigen. Wahrſcheinlich trat er 1198 unter Abt Gevard in den Orden, als er noch ſehr jung war. Seine Vorliebe für geiſtige Beſchäftigungen ſcheint ihm von vorn herein die Zuneigung für ein beſchauliches Leben beigebracht zu haben. Er wurde Novizenmeiſter und Prior und blieb mit Ausnahme einiger Reiſen, die er machte, ſtets in Heiſterbach. Sein Tod fällt wahrſcheinlich in das vierte Decennium des dreizehnten Jahrhundert.

Cäſarius betrat die ſchriftſtelleriſche Bahn ſchon in früher Zeit und erlangte bald eine gewiſſe Berühmtheit. Abt Heinrich, der ſelbſt gelehrt war und Verſe machte, trieb ihn ſtets zu neuen Arbeiten. Seine Schriften wurden vielfach copirt und ſomit in weiteren klöſterlichen Kreiſen bekannt. Sein berühmteſtes Werk war der ſogenannte Dialogus. Außerdem ſchrieb er Homilien zur Erbauung. Dadurch wurde er bald ein Stolz der Kloſterbrüder am Rhein. Und ſo beauftragte ihn denn auch der Erzbiſchof Heinrich von Molenarken, das Leben ſeines Vorgängers Engelbert von Berg zu ſchreiben, der von ſeinem Vetter Iſenburg meuchleriſch beim Gevelsberge ermordet wurde. Der berühmte verſtorbene Archivar Böhmer in Frankfurt hat ſich in den höchſten Lobſprüchen über dieſe treffliche Arbeit ergangen. Ferner beſitzen wir von Cäſarius einen Catalogus Archiepiscoporum Coloniensium, der bis auf Heinrich von Molenarken fortgeführt iſt. Ein viertes Werk iſt eine Biographie der hl. Eliſabeth von Thüringen, die er auf den Wunſch der Deutſchordensritter von Marburg verfaßte. Unbegreiflicher Weiſe iſt dieſes Werk, von dem nur einzelne Bruchſtücke bei Stadtler und Montalembert mitgetheilt ſind, noch ungedruckt. Eine Abſchrift befindet ſich in der burgundiſchen Bibliothek zu Brüſſel und eine Handſchrift in Nordkirchen.

Von ſeinen Werken ſind das Leben des hl. Engelbert und der Dialogus bei weitem die intereſſanteſten. Während ſeine Homilien vielfach an Tiefe der Gedanken und Gewalt der Rede übertroffen worden ſind, beſitzen die genannten Arbeiten Vorzüge die nicht leicht ein anderer Schriftſteller ſeiner Zeit aufweiſt. Cäſarius iſt nämlich ein

ganz ausgezeichneter Erzähler. Steht er als Biograph des ermordeten Engelbert den beſten Chroniſten zur Seite, ſo tritt er uns als Verfaſſer des Dialogus in einer andern entſchieden originellen Art entgegen. Im Gegenſatze zu den gleichzeitigen Dichtungen der höfiſchen Sänger und namentlich zu Gottfried von Straßburg, der uns die chevalereske Seite jener Tage ſchildert, nennt A. Kaufmann dieſes Buch eine Arbeit, „in welcher uns die ernſte ſtrenge, ſtrenge und vielfach auch düſtre Seite der mittelalterlichen Cultur klar und beſtimmt, ſo ganz als ein den Augen der Beſchauer nahe gerücktes Bild der Wirklichkeit“ entgegentritt. „So regt und bewegt ſich denn in jenem Zauberſpiegel, dem Mönchsbuch des Heiſterbachers, auch ſeine Zeit in ihrer bunten Mannigfaltigkeit, mit Allem, was ſie an Alltäglichem und Wunderbarem, Traurigem und Fröhlichem, Niedrigem und Hohem, Verwerflichem und Ehrwürdigem, Ablehendem und Hoffnungsgrünem beſeſſen hat. Kaiſer, wie Päpſte, Ketzer wie Gläubige, Schurken wie Edle — ein ganzes Leben zieht in dieſem Werke an uns vorüber; im Vordergrund der Rhein und die von ihm durchfloſſenen Provinzen, im Mittelbilde Frankreich und das nördliche Italien, im Hintergrunde aber funkelt die wunderbare Welt des fernen Orients, wo ſich Saladin auch hier als Heldengeſtalt voll Milde und Edelmuth erhebt. Vielfach iſt in dem weiten Rahmen freilich Düſteres, Trübes, Verſtimmendes das Vorwiegende. Zwietracht der Großen in Staat und Kirche, Drangſale des Krieges, wahnſinnige Häreſien, blutige Verfolgungen bilden nur zu häufig die den Totaleindruck beſtimmenden Gruppen und glaubensfreudige, heitere ſelbſt

humoriſtiſche Nebenſcenen ſind nicht immer ſtark genug, dieſen Geſammteindruck zu mildern."

Und ſo iſt, denn dieſer Dialogus für die Culturgeſchichte des Rheinlandes namentlich des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eine wahre Fundgrube. Was damals in der Kölner Diöceſe vorkam, das iſt bald hier bald da verzeichnet. Es gibt nur wenig Orte, ſei es nun Stadt, Dorf oder Kloſter, von dem nicht eine Legende, eine Sage, eine Anekdote, ein Schwank erzählt wird. Das ganze Land in dem ſonſt dunkeln Jahrhundert lebt vor uns auf. Wir ſehen die Ritter, die Mönche, die Geiſtlichen, die Kaufleute, die Bauern, wie ſie leiden und leben, vor uns erſcheinen. Ueberall gibt er uns die unmittelbarſten Sittenſchilderungen im Guten und Böſen, ohne irgendwie den einen oder andern Stand zu ſchonen. Außerdem iſt dieſer Schriftſteller aber auch höchſt wichtig für die altdeutſche Mythologie und deshalb nicht allein für den Hiſtoriker ſondern auch für den Germaniſten von der größten Bedeutung. Ich mache in dieſer Beziehung noch ganz beſonders auf den fünften Abſchnitt bei A. Kaufmann aufmerkſam.

Cäſarius war, wie Böhmer von ihm rühmt „ein feiner ſinniger Mann, von dem wir heitere aber auch erſchütternde Darſtellungen haben." Ich möchte ihn einen echten Rheinländer nennen, der mit einem friſchen beweglichen Geiſte begabt leicht auffaßt und munter, raſch und hübſch darſtellt. An dialectiſcher Schärfe und in philoſophiſcher Tiefe wird er gewiß von vielen übertroffen. Dagegen ſtehen ihm an liebenswürdiger Plauderhaftigkeit die meiſten Schriftſteller nach. Wir Poeten haben beſonders alle

Urſache, ihm dankbar zu ſein. Simrock, Kaufmann und ich ſind namentlich häufig an ſeine Quellen ſchöpfen gegangen. Es iſt eigentlich zu bedauern, daß ſein Buch nicht überſetzt worden iſt. So viel Verwunderliches und Abergläubiſches es auch enthalten mag, ſo würde es doch gewiß viele Leſer intereſſiren.

Die ſpätere Geſchichte des Kloſters bietet nicht mehr das Intereſſe, welches die Anfänge begleitet. Der rheiniſche Antiquarius verzeichnet eine Reihe von neununddreißig Aebten, ohne daß er irgend eine Perſönlichkeit von geiſtiger Bedeutung hervorhebt. Das Kloſter, das ſehr klein begonnen hatte, ſcheint indeß nach und nach zu bedeutenden Beſitzthümern gelangt zu ſein, die ihm hauptſächlich durch Schenkungen zufloßen. Schon zu den Zeiten des Cäſarius wurde ein Maler aus Mainz beſchäftigt, der die Kirche mit Bildern ſchmückte. Auch ſpäter erhielt das ſchöne Gotteshaus noch mancherlei Zierrath, denn es beſaß nach den Mittheilungen der Gebrüder Boiſſerée eine Paſſion des berühmten Meiſter Stephan zu Köln, von welchen zwei Tafeln in das Kölner Muſeum gelangt ſind. Ebenſo zeigt man mittelalterliche Sculpturen von Heiſterbach in den Bonner Sammlungen.

Aber da liegt die Stätte der alten Abtei von mir, denn ich bin allmälig in das Thal gelangt. Der umfangreiche von einer hohen alten Mauer umgebene Raum lehnt ſich an den nördlichen Fuß des Petersberges und iſt hier von hohem Wald umgeben, während er nach der andern Seite an das offne Feld grenzt. Die bewachſenen Hügel heißen der Heiſterbacher Mantel. Sie ſind ſehr quellenreich und haben Veranlaſſung zur Anlage von

einigen umfangreichen Teichen gegeben, in denen die Mönche Karpfen und andere Fiſche zogen, die ſie an ihren Faſttagen verſchmaußten. Vor Zeiten mag das Waſſer hier auf blanken Spiegeln die anliegenden Baumgruppen wiedergegeben haben. Gegenwärtig ſind die Weiher verſumpft und voll von Schilf, ſo daß ſie den ſcheuen Waſſervögeln ein willkommenes Verſteck bieten. Das ganze Thal des hl. Petrus iſt auch heute noch wunderbar einſam und weltentlegen. Man ſieht hier und da einen Arbeiter auf dem Felde oder einen Hirten, der ſeine Heerde führt, man hört den Peitſchenknall des Fuhrmanns, welcher ſeine Pferde antreibt oder den Klang der Axt, die der Holzhauer im Walde an einer Eiche oder Buche ertönen läßt.

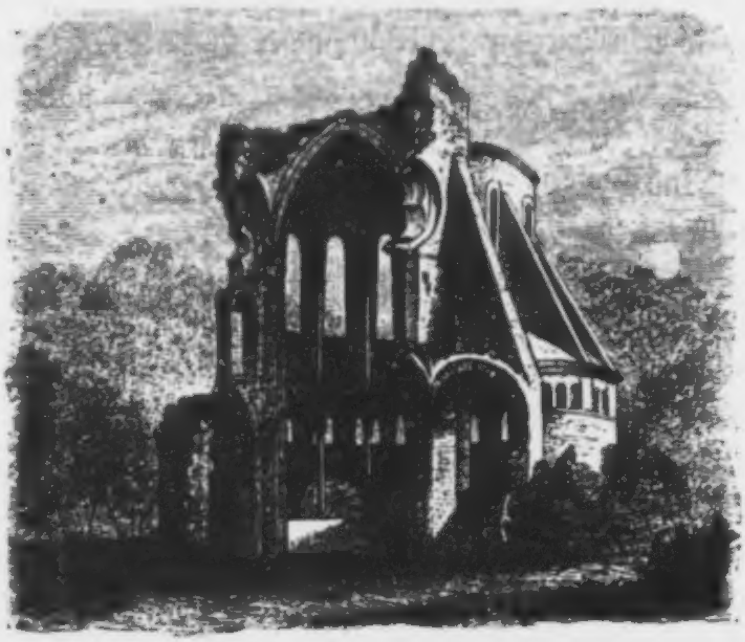
Die Mauer der Abteieinfriedigung iſt bald umgangen. Ich ſtehe vor einem Portalhauſe, das wahrſcheinlich erſt in dem Beginne des vorigen Jahrhunderts gebaut wurde und an dem der heilige Benedikt und Bernhard im Zopfſtyl aufgeſtellt ſind. Eine lange Obſtallee führt in den innern Raum. Rechts dehnt ſich eine Reihe von ſchlichten Gebäuden, in denen vor Zeiten die Ackerwirthſchaft getrieben wurde und die auch heute noch dem Pächter als Wohnung dienen. Von dem alten umfangreichen Abteigebäude das ſich im Grunde erhob, iſt keine Spur mehr vorhanden. Es gibt noch alte Leute in der Umgegend die ſich ſeiner Pracht und Herrlichkeit erinnern. Als die Klöſter von der franzöſiſchen Regierung aufgehoben wurden, kamen die Gebäulichkeiten zum Verkauf. Sie wurden abgebrochen, die gewonnenen Steine verwandte man, wie der rheiniſche Antiquarius meldet, zum Bau der Feſtung Jülich, wie andre berichten, zur Anlage des Nordkanals bei Neuß,

welcher den Rhein mit der Maas verbinden ſollte. Die Liegenſchaften aber wurden damals von dem Grafen Lippe-Biesterfeld angekauft und befinden ſich noch im Beſitz der Familie.

Wenn man auch am Ende den Verluſt der Abtei, die wahrſcheinlich aus der ſpätern und reichen Zeit des Kloſters ſtammte und ſchwerlich ſehr bemerkenswerth war, verſchmerzen kann, ſo beſchleicht uns doch ein tiefes Gefühl von Trauer, daß die herrliche Kirche bis auf wenige Trümmer in jener zerſtörungsſüchtigen Zeit vernichtet worden iſt. Welch' ein Kleinod der alten deutſchen Baukunſt hier verloren ging, gewahrt man an den Ueberbleibſeln des Chorabſchluſſes, der ſich nach Oſten hin über den langen Wieſenplatze erhebt. Freilich iſt auch die Ruine die ſich hell gegen den dunkeln Waldgrund abſetzt, wunderſchön, aber es war doch ſicherlich ganz anders, als ſich das herrliche Gebäude noch in ſeiner ganzen Pracht erhob, als die Glocken aus dem Thurme in das friedliche Bereich tönten und als die Orgelklänge und Chorgeſänge mächtig dahinrauſchten. Verſunken und vergeſſen! Das Waſſer des Springbrunnens, der in der Mitte des Platzes ſeinen klaren Strahl in die Luft treibt und dann in ein großes Becken fällt, ſcheint leiſe Trauerlieder über die vergangene Pracht zu ſingen. Wunderbar phantaſtiſch macht ſich der Bau namentlich, wenn der Vollmond hinter ihm ſteht, wo denn die reizenden Formen ſich auf dem klaren Himmel abſetzen und tiefe Schatten und helle Lichter ihr geheimnißvolles Spiel treiben.

Die Kirche, welche im reichſten Uebergangsſtyle von der romaniſchen zur gothiſchen Architektur errichtet iſt, wurde

wenigſtens in guten Abbildungen der Nachwelt bewahrt. Dieſelben befinden ſich im Boiſſerée'ſchen Werke von Tafel 39 bis 44. Laſſaulx in Coblenz, der es ſich bei ſeinen Lebzeiten zur Aufgabe machte, an den Ufern des Rheines die romaniſche Baukunſt zu beleben, ſpricht ſich mit dem größten Lobe über das eigenthümliche Werk aus. Er findet es namentlich „ungemein beachtungswerth, da es beweiſt, welche Maſſen auf ſpindelförmige, ja pfeifenſtielartige Pfei-



ler geſetzt werden können.“ Franz Kugler ſagt in ſeiner Geſchichte der Baukunſt: „Ein Bauwerk von ſehr eigener Anlage war die Kirche der Ciſterzienſerabtei Heiſterbach im Siebengebirge. Das bei ihr angewandte Syſtem der Ueberwölbungen, war klug auf eine abgeſtufte Ableitung des Druckes berechnet. Die Hauptgurte des Mittelſchiffes ſpitz, bei halbrunden Schild- und Scheidbogen, die Wölbungen

der Seitenschiffe in Fächerkappen geben den Ansatz an letzterem emporsteigend und ihrerseits wiederum gestützt durch ein System tiefer nach innen geöffneter Wandnischen innerhalb der untern Mauerdicke. Erhalten ist von dieser Kirche nur der Chor der höchst malerischen Ruine. Er ist halbrund, mit breitem Umgange, welcher sich durch eine Brüstungsmauer und gedoppelte spindelförmige schlank aufsteigende Säulen von dem Inneraum sondert. Das angedeutete System ist hierin mit noch weitern Vermittlungen in seltsam kühner und phantastischer Weise durchgeführt." In der That man trennt sich mit tiefer Entrüstung über das barbarische Verwüstungswerk von diesen Trümmern, dessen einzelne Capitäle auf die umliegenden Meierhöfe und bis nach Köln hin zerstreut wurden.

Als ich noch in tiefer Trauer vor der Ruine stand, wurde ich zu Tisch gerufen. Ich wandte mich nach den Wirthschaftsgebäuden, wo unterdeß unsere Gesellschaft eingetroffen war, um das vorherbestellte ländliche Mittagessen einzunehmen. Die hellen Stimmen der Kinder begrüßten mich schon von Weitem. Die ältern Mitglieder stiegen eben von den Eseln. Alles war vergnügt und heiter. Selbst Herr Wollenstrumpf und Frau schienen zufrieden, daß die heutige Fahrt sie nicht allzuhoch nach den Gipfeln der Berge gebracht hatte. Man begab sich zu einer Tafel, die unter den dichten Obstbäumen im kühlen Schatten gedeckt worden war, man nahm Platz und ließ sich das einfache Mahl und den dünnen Wein trefflich schmecken. Die erste hauptsächlichste Unterhaltung war den Schüsseln und Flaschen gewidmet, dann hielt Dr. Dünkeles wieder seinen unvermeidlichen Vortrag, auf den ich aber nicht zurückzu-

kommen brauche, da ich die nöthigen hiſtoriſchen Notizen bereits mitgetheilt habe. Auch faßte er ſich dieſes Mal kürzer als gewöhnlich, da der Commerzienrath, welcher den Tiſchwein für ſauer erklärte, in einer großmüthigen Laune Champagner kommen ließ, um die Geſellſchaft zu regaliren, und weil unſer Hiſtoriker, dem dieſes Getränk nur ſelten vorkam, mit einem Male mehr auf die Oenologie wie auf die Philologie bedacht war. Daß der Ichthyoſaurus ſich ebenſo gut auf culinariſche, wie auf naturhiſtoriſche Dinge verſtand, bewies durch die That, denn es forſchte jetzt trefflich in den Tellern und Gläſern, der luſtige Rath aber war wie immer bei Humor, gleichviel ob er die Speiſen, oder die Menſchen zwiſchen die Zähne nahm.

Nach Tiſch machten wir einen Rundgang an der Ruine vorüber und ſchlugen uns dann in den Wald, der am aufſteigenden Berg beginnt und mit ſeinen ſchlanken Buchenſtämmen nicht minder ſchön und lieblich erſcheint, wie der Forſt auf der Kuppe der Löwenburg. Wir lagerten uns hier aufs neue, während die Sonne ihre goldenen Strahlen durch das üppige Laub ſchoß und im Graſe und Moos tauſend Lichter entzündete. „Jetzt müſſen Sie uns aber ſelbſt Ihre Heiſterbacher Ballade recitiren“ rief die Sphinx mir zu. „Meinetwegen“, ſprach ich, „ich habe das Gedicht als Bonner Student geſchrieben, und da es eins meiner erſten Producte iſt, ſo weiß ich es zufällig auswendig, was ich von faſt allen andern ſpätern Reimereien nicht ſagen kann, denn das Gedächtniß ſchwindet leider mit den Jahren. Und ſo begann ich denn:

Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt still und tief er nach,
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herrn ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag! —
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht.
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell,
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor;
Er stutzt, — doch sieh, schon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein —
Doch wunderbar — ein Andrer sitzet dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum:
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr.
Er sagt's. — Da murmelt man durchs Heiligthum
„Dreihundert Jahre hieß so Niemand mehr!"

„Der Letzte dieses Namens", tönt es dann,
„Er war ein Zweifler und verschwand im Wald;
Man gab den Namen Keinem mehr fortan." —
Er hört das Wort — es überläuft ihn kalt.

Er nennt nun den Abt und nennt das Jahr,
Man nimmt das alte Kloſterbuch zur Hand;
Da wird ein groſſes Gotteswunder klar:
Er iſt's, der drei Jahrhunderte verſchwand!

Ha, welche Löſung! Plötzlich graut ſein Haar,
Er ſinkt dahin und iſt dem Tod geweiht,
Und ſterbend mahnt er ſeiner Brüder Schaar:
„Gott iſt erhaben über Ort und Zeit."

„Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar;
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schickſal nach!
Ich weiß, ihm iſt ein Tag wie tauſend Jahr,
Und tauſend Jahre ſind ihm wie ein Tag!"

Mein Lied fand allgemeinen Beifall. Es ſchien in der That, daß ich es in einer guten Stunde, wenn auch in grüner Jugend gedichtet hatte. Selbſt Herr Wollenſtrumpf, der ziemlich bibelfeſt war und auf bekannte Sprüche ſtieß, ſchien diesmal nicht unzufrieden. Die beleſene Hofräthin aber bemerkte, daß ſie das Gedicht in einer Menge von Muſterſammlungen gefunden habe, und daß die Kinder es häufig in den Schulen auswendig lernten. Ich konnte alſo ſchon zufrieden ſein. Weniger zufrieden war offenbar Dr. Dünkeles, denn ſein Geſicht zuckte in unruhigem Mienenſpiele. Vielleicht war er ärgerlich, daß ich mit meinem Vortrage mehr Glück hatte, als er mit ſeinen Expektorationen. Der Rath bemerkte auch ſo etwas von Unmuth und fragte den Gelehrten: „Ob er die Sage nicht poetiſch fände?" „O ja" lautete die Antwort, „die Sage iſt ſchon poetiſch, aber man ſollte heut zu Tage keine Verſe mehr machen." „Und warum denn?" „Weil wir keine wahren Dichter mehr haben. Was man heut für Dichtung aus-

gibt, das ſind doch nur Reime. Die Poeten ſind todt, neue werden ſchwerlich mehr entſtehen. Goethe und Schiller waren die Letzten, die den hohen Namen verdienen." „Gegen einen ſolchen claſſiſchen Standpunkt läßt ſich freilich nichts einwenden," lächelte der Rath. „Wie ſchlimm, daß du ein Enkel biſt! Wenn es keine Poeſie mehr gibt ſo gibt es auch wohl keine Geſchichte mehr, und Sie ſind wie Peter Schlemihl, der Mann ohne Schatten." „In der That," rief jetzt die Hofräthin, die in ihrem Leben vielfach mit Perſönlichkeiten aus der jungen Literatur verkehrt hatte und etwas auf dieſe Bekanntſchaften hielt, „unſer gelehrter Doktor wandelt eigentlich wie ein Geſpenſt durch unſre Zeit, und ſo gleicht er dem Abt, der hier in ſtiller Nacht umgehen ſoll, an allen Gräbern herumſucht und ſein eigenes Grab nicht finden kann, bis einſt dieſe Ruinen ſpurlos vom Boden verſchwunden ſind. Wie aber der alte Mönch ſein Grab verfehlt, ſo verfehlt der Doktor ſein Leben." Alle lachten, der Hiſtoriker ſchwieg in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle.

Nachdem wir noch die Gräber einiger alten Soldaten aus den Befreiungskriegen beſucht hatten, denen der Graf zur Lippe hier eine Ruheſtätte gönnte, und nachdem die Kinder genug Schmetterlinge gefangen und Maiblumen gepflückt hatten, zogen wir heim. Auf dem Rückwege beſuchten wir das ſogenannte Pfaffenröttchen, wo wir einen Nachmittagsimbiß nahmen und neue Blicke in das prächtige Rheinthal gewannen. Und dann ging es wieder gemeinſam nach Königswinter.

X.

Sagen und Märchen.

Es war ein wunderschöner Frühlingsabend. Die Luft ging weich und warm, der Mond stand südlich über dem Rheine, der wie ein Strom von Gold und Silber dahinrauschte und geheimnißvolle Melodien sang. Die Berge lagen hier in tiefem Schatten, dort in hellem Lichte. Ueber das weite Land wob sich wie ein duftiger Schleier. Wir aber saßen oberhalb des Städtchens, wo das Echo lange Sätze zurückgibt. Die Kinder neckten sich lange mit dem Wiederhall. Dann und wann fuhr ein Boot den Rhein hinunter, auf denen einsame Schiffer alte Volksgesänge erhoben, an denen die Gegend noch immer reich ist. Da hörten wir das Lied von den zwei Königskindern, die einander zu lieb hatten und nicht zu einander kommen konnten, weil das Wasser zu tief war, und wie der Knabe zu nächtlicher Stunde hinüberschwamm und dem Schein eines

Lichtes folgte, das eine solsche Nonne angesteckt hatte, und wie der Knabe ertrank und wie das Mädchen die Leiche fand. Es erklang die alte Ballade von den drei Grafen, von denen der jüngste einer schönen Nonne zutrank und wie er dann vor das Kloster ritt, um seine Geliebte zu holen, aber von ihr abgewiesen wurde. Und wir belauschten ferner den Sang von dem Mädchen, das zwei Knaben liebte und dem der eine das Messer in das Herz stieß.

Es sind lauter schöne, tiefe Gesänge und sie haben so wunderbare Worte, daß der Kunstdichter sie nie und nimmer zu erreichen vermag. Ich aber gedachte alter Zeiten, wo wir als junge Studenten hier durch die Ortschaften schweiften und uns von alten Männern und Frauen und jungen Mädchen die Lieder der Vorzeit vorsingen ließen, um sie aufzuschreiben, um womöglich diesen Zweig der Literatur zu bereichern. Und ich gedachte auch der alten Sagen, die im Siebengebirge heimisch sind und von denen ich bereits einige diesen Blättern in eigenen Bearbeitungen eingeflochten habe. Die Jugend liebt solche Geschichten auch noch heute in dieser realistischen Gegenwart und sie wird sie alle Zeit lieben und dem Erzähler, der die rechte Stunde zu wählen und den rechten Ton zu treffen weiß, dankbar sein. In der That hockten die Kleinen bald um mich her und ich erzählte dies und das.

Ja, ihr lieben Kinder, es treibt sich hier allerlei Spuk durch das Gebirge. Zunächst will ich euch ein Märchen von den Zwergen erzählen:

Meiſter Fickfeck.

Es wohnet ein Männlein dort hinten im Berge,
Ein Sproß vom Geſchlechte verlorener Zwerge;
Zwar konnten die Dörfler es nimmer erſchauen,
Doch nennen ſie ihn ohne Fürchten und Grauen:
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Was ſoll auch die Angſt? Mit freundlichen Gaben
Beſchert er die Mädchen, belehnt er die Knaben,
Und brauchen's die Männer, die Frauen und Greiſe,
Stets ſchafft er in unverdroſſener Weiſe.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Bedarf wer der Hilfe, ſo kriecht er zur Spalte
Und bittet hinein. Der freundliche Alte
Er hört und befreiet den Flehnden der Sorgen:
Am Berg liegt die Gabe am andern Morgen.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Iſt Kindtauf' im Ort, da gibt er die Windeln,
Will ſpinnen die Maid, ſo ſpendet er Spindeln,
Er ſchleifet dem mähenden Bauer die Senſe,
Er ſchaffet dem Pferd ſo Sattel wie Trenſe.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Er hämmert die Pflugſchaar, am Steine zerbrochen,
Breitſtirnige Ochſen verſieht er mit Jochen
Zur Weinleſ' macht er dem Winzer die Fäſſer. —
Wer fertigt Euch alle die Werke wohl beſſer?
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Dem Kind bringt er Puppen und Kreiſel und Reife
Und Pfeile und Bogen und Trommel und Pfeife.
Mit Kleidern zieret er bräutliche Paare,
Den Alten gibt er das Tuch für die Bahre.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Nie raſtet ſein Thun, nie ruhet ſein Schaffen,
Die Bauern ſie laſſen ihn nimmer erſchlaffen,
Doch einmal gedenken ſie's herrlich zu lohnen:
Fürwahr, jetzt blühen die Bürgerkronen!
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Wohl war es ein langes und breites Berathen:
„Er trinkt keinen Wein, er ißt keinen Braten,
Jedoch er bedarf des ſchützenden Kleides,
So Hoſe, wie Wamms.“ — Sie beſtimmen ihm Beides.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Sie rufen den Schneider, ſie fragen die Preiſe,
Er muß es erſinnen in koſtbarer Weiſe,
Das Beinkleid von Seide, die Jacke von Sammet,
Und adelig ſei es von Blumen durchflammet!
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Und als es vollendet, da ziehen ſie alle,
Mit Flöten und Geigen und feſtlichem Schalle,
Sie legen das herrliche Kleid an die Spalte,
Als Dank ſoll es haben der neckiſche Alte.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Heim gehn ſie mit frohen, behaglichen Sinnen,
Um bittend alsbald auf's Neue zu beginnen.
Mit beſſerm Gewiſſen nun fordern ſie eben,
Da ſie die Kleidung dem Zwerge gegeben.
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Doch ſeltſam, es bitten die Einen und Andern,
Man ſieht ſie am Morgen zum Berg wieder wandern,
Doch was ſie verlangten, es war nicht erſchienen.
Ei, wie ſie ſo mürriſch verzogen die Mienen!
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Da rüſten ſich nochmals die Dörfler zum Gange.
Man ruft in die Höhle: „Was harrſt du ſo lange?
Wir baten um Spaten und Beſen und Hacken!“
Da tönt's aus der Höhle: „Ei wollt Ihr Euch packen!“
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Die Bauern erſchrecken; doch redet noch weiter
Der luſtige Zwerg: „Ich bin munter und heiter!
Ich geh jetzt im koſtbaren Kleidergeflunker,
Die Arbeit iſt aus, und ich bin ein Junker!“
Hoho, Meiſter Fickfeck!

Und nun vernehmet eine Elfengeſchichte:

Der bucklige Muſikant.

Da kommt der bucklige Muſikant
Den waldigen Steg herabgerannt,
Der ſich von den ſieben Bergen neigt:
Da drüben hat er zur Kirchweih gegeigt.
Der Vollmond ſteht in hellem Schein —
Ihm klingt es noch immer in's Ohr hinein,
Ihm iſt, er höre die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Mach ſchnelle, Geſelle!

Es iſt in der tiefen Mitternacht,
Da aller Spuk im Gebirg erwacht;
Er fürchtet ſich vor geſpenſtiſchem Graus —
O, wär' er beim Weibe im heimlichen Haus!
Er ſieht ſich nicht um, er eilet ſtumm.
Wie iſt doch der Weg ſo verſchlungen und krumm!
Oft ſcheint ihm, er höre die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Lauf ſchnelle, Geſelle!

Da kreuzet er einen Wieſenplan —
Er kennt ihn nicht — er verfehlte die Bahn —
Wie ſteigen die Nebel ſo duftig empor! —
O nein, das iſt der Elfen-Chor!
O Himmel, hier hilft kein Weiterfliehn!
Sie tanzen um ihn, ſie ſingen um ihn:
„Ei, ei! jetzt laſſe die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Spiel ſchnelle, Geſelle!“ —

Sie führen zu einen Block ihn empor.
So furchtſam nimmt er die Geige hervor!
Erſt flüſtert und flötet der Ton ſo ſacht,
Bald ſpringet und ſchwinget er ſich mit Macht.
Dann ſauſet und brauſet er kühn hervor,
Als ſpiele ein ganzer begeiſterter Chor.
Wildüppig läßt er die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Geig ſchnelle, Geſelle!

Und vor ihm im dämmernden Mondenglanz
Da ſchlinget und ſchwinget ſich wirbelnd der Tanz;
Sie ſteigen und neigen ſich lind und leis,
Sie winden und binden den reizenden Kreis;
Nie ſah er ſo luſtige, duftige Schaar,
Geſtalten entfalten ſich wunderbar.
Und rauſchender läßt er die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Streich ſchnelle, Geſelle!

Im höchſten Jubel da hält der Kreis.
Im Silbergewand, hellwallend und weiß,
Schwebt vor ihn die leuchtende Königin:
„Zum Dank zieh ſchlank und frank dahin!“

Und leiſe berührt ſie ihn mit dem Stab. —
Der Spuk verrauſcht, ſtill wird's wie im Grab.
Nun laſſe nicht fürder die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Halt ſchnelle, Geſelle! —

Und heller leuchtet der Mondenſchein.
Wohl packet er Fiedel und Bogen ein —
Bald hat er wieder den Pfad erreicht.
Wie ſchreitet er hoch und ſicher und leicht!
Nie zog er ſo luſtig bergab, bergauf,
Nie kam er nach Haus in friſcherem Lauf,
Ließ er zur Kirchweih die Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Steh ſchnelle, Geſelle!

Beim Morgenſtrahl da iſt er im Thal.
Er klopft an der Hütte: „Biſt du es, Gemahl?“
Ein Freudengeſchrei erhebet das Weib:
„Dein Höcker iſt fort und ſchmuck iſt dein Leib!“ —
„„Das that mir die Elfen-Königin!““ —
Sie aber umarmt ihn mit jubelndem Sinn:
„Nun laß die luſtigſten Reigen ſchwirren,
Die Töne girren,
Um webende ſchwebende Tänze zu wirren.
Mach ſchnelle, Geſelle!“

So treibt ſich hier allerlei Spuck durch das Gebirge. Auch ein Bauer, der ein arger Betrüger war, geht hier um:

Der Feuermann.

Unheimlich finſter iſt die Nacht,
Am Himmel leuchtet kein Stern,

Hier an der Stelle nimm dich in Acht,
Man flieht ſie im Dunkeln gern!
Dort ragen die Trümmer vom alten Haus
Zerbrochen in die Luft;
Das Nachtgevögel flieht ein und aus,
Der Marder hat drin ſeine Kluft.

Und hinten über dem ſchwarzen Teich,
Wie flüſtert es leis im Rohr!
O, wären wir aus dem verfluchten Bereich!
O, wären wir fern dem Moor!
Herr Gott, da iſt der Feuermann!
Aus dem Schilfe taucht er herauf!
Er ſchaut uns mit flammenden Augen an,
Und umkreiſt uns in weitem Lauf!

O, ſchlage ein Kreuz und ſag ein Gebet,
Ein Vaterunſer ſprich!
Sieh, wie er ſich wirbelt und wie er ſich dreht,
Er hält nicht dem Segen Stich!
„Die guten Geiſter loben Gott!“
Schau zu, er zittert vor Zorn!
Noch einmal tanzt er herauf zum Spott,
Und ſchwindet in Buſch und Dorn.

So bete ein Ave Maria noch leis,
Das ſcheuchet den Spuk uns fort!
Jetzt tritt er nicht mehr in unſern Kreis,
Jetzt ſprechen wir wieder ein Wort.
Das war vor Zeiten ein reicher Mann.
Ein Bauer mit Geld und Gut;
Doch hat er erwuchert, was er gewann,
Er ſchund die Leute aufs Blut.

Und Nächtens, da ſchritt er durch die Flur,
Gränzſteine hat er verſtellt;
Dem Nachbar ward kleiner der Acker nur,
Doch wuchs ihm Wieſe und Feld.

Er ſtarb, ſo wie er lebte, verrucht,
So kam das Gottesgericht:
Seine Seele ward zum Wandern verflucht,
In der Nacht als irres Licht.

Dem Himmel ſei Dank, nicht lockt er uns weit
In den dunkeln Sumpf hinab! —
„Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an das kühle Grab!“ —
Nun ſteigt der Mond am Hügel empor;
Dort liegt das Dorf auf dem Plan;
Durch die Bäume glühen die Lichter hervor,
Und die Hunde ſchlagen an.

Das Siebengebirge iſt überhaupt ein Ort, in der viele Menſchen, die im Leben ſchlecht gehandelt haben, als Geiſter umgehen müſſen. Drum lebt ſchlicht und recht vor Gott und den Menſchen!

Die ältern Mitglieder der Geſellſchaft waren während meiner Unterhaltungen mit den Kindern am Strande auf- und abgewandert. Als wir uns wieder zuſammengefunden hatten, fehlten plötzlich Eulalie und der Doktor Dünkeles. Wir riefen nach ihnen, die Kinder ſchrieen, aber nur das Echo von der andern Seite antwortete: Wollenſtrumpf und Eulalia! Der Commerzienrath und ſeine Frau wurden unruhig, der Rath beſchwichtigte ſie, indem er behauptete, der Doktor wäre durchaus ungefährlich, denn er ſei gar kein Menſch von Fleiſch und Blut, ſondern ein Homunkulus, der auf chemiſchem Wege in der Retorte gewonnen worden wäre. So gingen wir denn nach dem Gaſthofe zurück. Aber auch hier waren die Vermißten nicht zu finden. Die Unruhe wurde größer, als ſie endlich nach einer halben Stunde ſich einfanden. Eulalia ſchien aller-

dings ein wenig aufgeregt, ohne daß jedoch ihre Schmachtlocken irgend einen Schaden gelitten hätten. Es kam endlich heraus, daß die beiden am Liebesbrünnchen am Fuße des Petersberges gewesen waren, welches die Eigenschaft haben sollte, zwei Leute, die gemeinschaftlich daraus trinken, in gegenseitiger Liebe zu entflammen. Eulalie hatte auch wirklich geschlürft, der Gelehrte aber äußerte, er wolle sich den seltenen Champagnergeschmack, der ihm noch vom Mittag her auf der Zunge sei, nicht durch den elenden Gänsewein verderben.

XI.

Nach Godesberg.

Zu den Annehmlichkeiten, welche Königswinter bietet, gehören auch die Waſſerfahrten. Man findet am Ufer des Rheines ſtets eine Reihe von guten und ſaubern Kähnen, die von freundlichen Schiffern bedient werden, welche ſich den Sommergäſten, die den Weg zum Strande nehmen, ſofort anbieten und ſie gegen entſprechenden Lohn nach Wunſch flußauf- und abwärts führen. Im Ganzen iſt es indeß nicht rathſam, gegen den Strom zu ſchwimmen, wie dies ja auch in der ganzen Welt, ſowohl was das politiſche wie das ſociale Leben betrifft, als eine anerkannte Erfahrung gilt. Nur wenn ein friſcher Wind aus Norden weht, mag man es wagen, mit geblähtem Segel hinaufzuſteuern: Dagegen macht einen peinlichen Eindruck, wenn der Schiffer den

Touriſten mit der Stange hinaufſtößt, oder wenn gar einige Knaben das Fahrzeug am Seile ziehen. Dagegen iſt es luſtig und fröhlich auf dem ſchlanken Fahrzeug durch die blitzenden Fluthen hinunterzuſchießen.

Und das empfanden wir denn auch, als wir am andern Morgen einen großen Nachen beſtiegen und in die Fluth ſtießen.

Auf dem ſchlanken Kahne fuhren
Luſtig wir hinab den Rhein.
Thal und Berg und Burg erglänzten,
Blau im duft'gen Morgenſchein.

An den Ufern Thürm' und Städte,
Blitzend ſchien die Sonne drauf,
Bunte ſonntagsfrohe Menſchen
Grüßten jauchzend unſern Lauf.

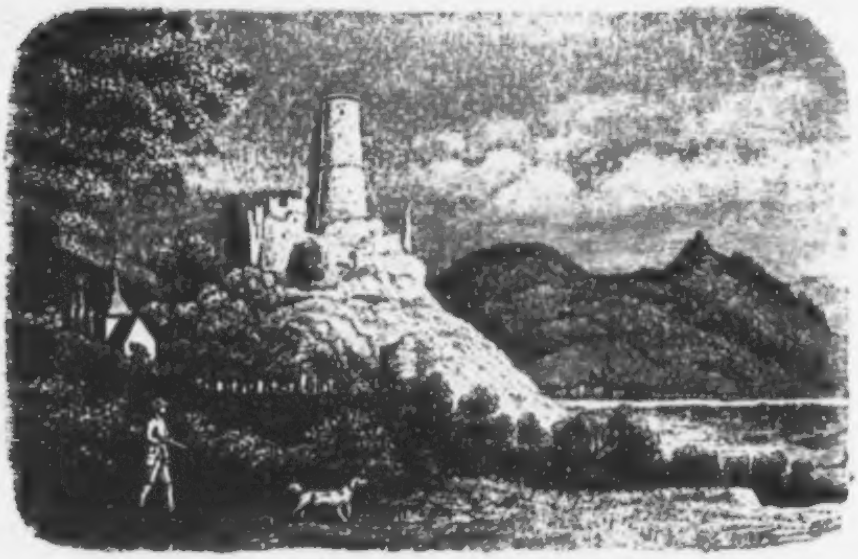
Wie im Gebirge, ſo bieten ſich auch auf dem Fluſſe wunderbare Blicke, ja ſie erſcheinen ſogar in erhöhter Schönheit, da der Spiegel des Waſſers ſie nochmals erſcheinen läßt. Das Städtchen und das Gebirge lagen bald hinter uns, wir begrüßten links das Dorf Rüngsdorf, wo der geiſtvolle Ludolf Kamphauſen, der früher Miniſter war und jetzt in behaglicher Ruhe ſeinen Geſchäften, ſowie mannigfachen naturhiſtoriſchen Studien obliegt, auf welche namentlich die von ihm errichtete Sternwarte deutet, ein Haus beſitzt. Rechts traten Ober- und Niederdollendorf den Blicken näher und näher. Und dann lenkten wir links an das Land, um bei Plittersdorf auszuſteigen. Dieſer anmuthige Ort erfreut ſich einer überaus reizenden Lage und wird in der guten Jahreszeit vielfach von den Bonnern, Godesbergern und den übrigen Bewoh-

nern der Umgegend beſucht. In der That bietet der freundliche Gaſthof zur Linde auch einen höchſt angenehmen Sammelort. Auf der vor dem Hauſe liegenden Terraſſe, die von einer mächtigen alten Linde beſchattet wird, hat man eine wundervolle Ausſicht auf Strom und Gebirge, dabei iſt die Naturalverpflegung gut. Und ſo finden ſich denn hier die Profeſſoren und Studenten der Univerſität und die Inſaſſen der vielfachen Villen aus der Umgegend in reicher Fülle ein.

Das Ziel unſerer heutigen Fahrt war Godesberg, das eine ſtarke Viertelſtunde landeinwärts liegt, und ſowohl auf einem breitern Fahrwege, wie auf Fußpfaden erreicht werden kann. Wir ſchritten bald durch die grünen Felder, in welchen die Frucht mit ſo hohen Halmen aufſchoß, daß ſie weit über unſre Häupter emporragten. Der rothe Klee und der gelbe Raps dufteten von ſüßen Wohlgerüchen. Ringsum ſummten die emſigen Bienen, Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume und über uns tönte das nimmermüde Lied der Lerche. So kamen wir dem reizenden Orte, der in einem Wald von Obſtbäumen zwiſchen lauter Gärten liegt und von der alten mächtigen Schloßruine auf dem Hügel überragt wird, mit jedem Augenblick näher.

Der Godesberg iſt der letzte Baſaltberg der Eifel, der ſich ziemlich weit aus dem Gebirge in die beginnende Rheinebene geſchoben hat und den Ausgang der ſich ſenkenden Ketten und des niedern Landes in weiter Ausdehnung beherrſcht. Seine Höhe beträgt allerdings nur 375 Pariſer Fuß über der Nordſee und 275 Fuß über dem Spiegel des Rheines, aber die vereinzelte Lage, gibt ihm

ein ungleich höheres Anſehen, was allerdings durch den gewaltigen Thurm auf ſeiner Spitze noch bedeutend vermehrt wird. Dieſe Lage verlieh ihm denn auch ſeit alten Zeiten eine beſondere Bedeutung. Es wird allgemein angenommen, daß er in vorchriſtlichen Tagen dem alten Wodan geheiligt war und daß er urſprünglich Wodansberg



hieß. Wenn hin und wieder behauptet worden iſt, daß die Römer ein Caſtell auf dem Gipfel beſaßen, ſo läßt ſich dieſe Annahme keineswegs beweiſen. Indeß ſoll er auch in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts als Wondenes- und Wudensberg vorkommen. Zugleich heißt er aber auch Godins- und Gudesberg. Man ſieht, die Namen verwiſchen ſich. Zu Otto II. Zeit — um 947 — ſtand hier ein Hof, der dem Stifte Eſſen gehörte. Später erhob ſich auf der Höhe eine Capelle, welche dem Erzengel Michael gewidmet war, der nach den Anſichten der deut-

ſchen Mythologie bei der Einführung des Chriſtenthums, die altheidniſche Gottheit, mit welcher er in Charakter und Geſtaltung eine große Aehnlichkeit hat, erſetzte. Wir haben ſchon gehört, daß die Reliquien des Kirchleins durch ein Wunder auf den Petersberg gelangten. Erzbiſchof Theodorich von Heinsberg, der nämlich die Höhe auserkor, um auf ihr eine Veſte des Erzſtiftes zu bauen, welche an dieſer Stelle einen mächtigen Schutz bieten konnte, ließ das kleine Gotteshaus abbrechen und begann mit dem Bau der Burg, welche ſpäter in der kölniſchen Geſchichte keine kleine Rolle ſpielte. Der Gründer war ein gewaltthätiger wilder Kirchenfürſt, der in den damaligen Kämpfen auf der Seite des Pabſtes gegen Otto IV. von Braunſchweig ſtand. Die Kölner Chronik erzählt: „Item derſelbe Biſchof fing einen Juden und brach ihm ſo großen Schatz ab, daß er Godesberg damit ließ bauen.“ Später wurde er ſeines Amtes entſetzt und verbannt, der Kirchenbann traf ihn, er ſtarb 1224 zu Rom, wurde aber doch in Altenberg begraben. Die Chronik erwähnt auch, daß vor ihm kein Biſchof ſo kühn war, an dieſer heiligen Stätte eine Burg zu errichten. Man ſieht alſo, daß er in unfrommem Leumund ſtand.

Theodorichs Nachfolger, Engelbert von Berg, vollendete die Burg und machte ſie zu jener gewaltigen Veſte, deren Trümmer wir noch heute bewundern. Unter Conrad von Hochſtedten und Engelbert von Falkenburg ſchmachteten in ihren Verließen viele Mitglieder der Kölniſchen Geſchlechter, mit denen die genannten Prälaten in ewiger Fehde lagen. Die Burgmänner hießen damals Frei-Peterlinge, und auch das Schloß wurde Frei-Peterling

genannt. Die Erzbiſchöfe hielten häufig ihren Hof zu Godesberg. Außer den gewöhnlichen Fehden, welche in jener Zeit ſtets von Neuem auftauchten, fielen keine beſondern Ereigniſſe in der Gegend vor, bis endlich die Reformation ausbrach und der Kölner Sprengel durch die Truchſeßiſchen Händel beunruhigt wurde. Bekanntlich trat Kurfürſt Gebhard zur neuen Lehre über und vermählte ſich am 2. Februar 1582 mit der Gräfin Agnes von Mansfeld, einer Stiftsdame des Kloſters Gerresheim. Er wurde am 1. April 1583 ſeines Amtes entſetzt und wollte nun das geiſtliche Stift in eine weltliche Herrſchaft umwandeln. Aber das Kölner Capitel hatte bereits Ernſt von Bayern zu ſeinem Nachfolger erwählt, der ſofort mit ſeinen Kriegsſchaaren in den Sprengel zog. Der Krieg entbrannte, die Burg wurde belagert, genommen und größtentheils zerſtört. In dieſer Geſtalt iſt ſie bis auf unſere Zeit gekommen.

Wir waren durch den freundlichen Ort an den Fuß des Berges gelangt, auf den ein bequemer Weg führt, welcher ſich um die Kuppe windet. Nach einer Viertelſtunde betraten wir die mächtigen Ruinen, in deren Mitte ſich der ſtolze Thurm erhebt. Gewinnt man ſchon auf der Plattform die herrlichſten Ausſichten auf die Dörfer und Orte der nähern Umgebung, auf das Gebirge im Süden und auf die Ebene gegen Norden, in welcher wir auch Bonn und Köln am Silberfaden des Rheines erblicken, ſo erweitern ſich dieſelben noch auf der gewaltigen Warte, die über hundert Fuß höher in die Luft ragt. So iſt es denn kein Wunder, daß man auch hier wie auf dem Drachenfels ſtets auf zahlreiche Wanderer ſtößt, welche

ſich die reizenden Blicke in die Gegend einprägen. Eine Schenkwirthſchaft in den Ruinen läßt überdies den Wanderer nicht verdurſten. Die Trümmer gehören unſerer erhabenen Königin. Da wir keine Freunde von verſinkenden Mauern ſind, ſo wünſchen wir dem Bau eine baldige Reſtauration. Eine ganze Burg würde uns an dieſer Stelle beſſer behagen, wie die zerbröckelten Ruinen. Ueberdies ſcheint uns ein Aufenthalt auf dem Godesberg lockender, wie auf den reſtaurirten Schlöſſern des engeren Rheinthales, denn die Höhe iſt bequem erreichbar, ſie hat ein gutes Clima und erhebt ſich in der ſchönſten Gegend der deutſchen Heimath.

Von der Kuppe aus machten wir einen Spaziergang nach der Godesberger Quelle. Sie liegt in dem Thaleinſchnitte, der ſich hier öffnet und einen kleinen Bach in den Rhein führt. Nach dem Berge, dem ſie entquillt, heißt ſie die Draiſchquelle. Es ſcheint, daß ſie ſchon den Römern bekannt war, denn man hat in ihrer Nähe einen alten Votivſtein gefunden, der ſich in den Bonner Sammlungen befindet. Im ſechszehnten Jahrhundert wurde ſie von Tabernae-Montanus erwähnt. Sie iſt ein Säuerling und enthält Spuren von Eiſen. So wurde ſie auch die Urſache, daß der letzte Kurfürſt von Köln, Max Franz von Oeſterreich, welcher ein Sohn der Kaiſerin Maria Thereſia, ein Bruder Joſeph II. und dabei ein überaus leutſeliger und luſtiger Herr war, den Verſuch machte, Godesberg zu einem Badeort zu machen. Wenn wir die lange und ſchattige Ahornallee hinabwandern, die durch das Thal führt, ſo gelangen wir an dem Eingange in die Fläche

sofort auf Max Franzens Schöpfungen. Gleich rechts liegt die sogenannte Redoute mit ihren Gärten, welche jetzt die Villa des Commerzienraths Viktor Wendelstädt ist. Gleich an dieselbe schließt sich das alte Theater, welches in ein Wohnhaus umgewandelt dem Commerzienrath Karl von der Heidt als Sommersitz dient. Daran reihen sich die alten Gasthöfe zur schönen Aussicht, welche gegenwärtig eine Kaltwasseranstalt und das Hotel Blinzler enthalten. In der That wurde Godesberg gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Modeort, und blieb es auch in späterer Zeit. Unter der französischen Herrschaft hielt man in der Redoute einen Pharotisch und eine Roulette.

Gleichwohl hat der Ort in den letzten Jahrzehnten ungemein an Bedeutung gewonnen, ja es ist noch viel mehr in die Mode gekommen, wie in früheren Zeiten. Was der Comer See für Mailand, Harlem für Amsterdam, Saint Cloud, Versailles und Saint Germain für Paris, das wurde Godesberg für die reichen Kaufherren von Köln, Elberfeld und Crefeld. Allerwärts begegnet das Auge einer Reihe von anmuthigen und geschmackvollen Landhäusern, die im verschiedenartigsten Style erbaut, von schönen und blumenreichen Gärten und Terrassen umgeben und mit Bildsäulen und Springbrunnen geschmückt sind. Während sich im Orte selbst die kleinen Leute ansiedeln, trifft man in den südlich gelegenen Häusern die gewichtigsten Namen der rheinischen Handelswelt. Ich habe bereits einige Namen genannt. Andere Coryphäen aus der Gilde des Gottes Mercurius sind der Geheime Commerzienrath Gustav Mevissen, die Herren: Commerzienrath J. Herstatt,

Karl von Rath, Julius und Eduard Joeſt, W. Meurer, Conſul Rautenſtruch und Engels aus Köln, Eduard Troſt aus Elberfeld, und der frühere Reichsminiſter von Beckerath und Freiherr von Rigal aus Crefeld. Dazu geſellen ſich noch der frühere Juſtizminiſter Simons aus Elberfeld und Juſtizrath Seligmann aus Köln. Es iſt eine wahre Freude zwiſchen dieſen reizenden Beſitzungen hinzuwandern und ſie in ihren Einzelheiten zu betrachten. Man glaubt ſich in der That an einen eleganten Badeort verſetzt.

Unterdeſſen war es Mittag geworden. In dem Gaſthofe zur ſchönen Ausſicht läutete die Glocke zum Mittagstiſche, der in dem Pavillon vor dem Hauſe gedeckt war. Wir begaben uns dahin, nahmen Platz und hatten alle Urſache, mit dem trefflich bereiteten Male zufrieden zu ſein. Auch die Geſellſchaft war ausgewählt. Außer vielen guten Deutſchen ſaßen hier die gehäbigen holländiſchen Mynheer's mit ihren behäbigen Mynfrau's, die ſich in breiter Rede gefielen, die leichten Franzoſen und Franzöſinnen mit ihrem flinken Mundwerk und die engliſchen Gentlemen und ihre Miſtreſſes mit ihren verwaſchenen Lauten. Dazu ertönte eine Muſik, die nicht übel war und die auch noch nach Tiſch ihre Melodien und Harmonien fortſetzte und eine Menge von Gäſten anlockte, welche mit den aus Norden und Süden anlangenden Eiſenbahnzügen eintrafen. Dazu geſellte ſich der Corſo der eleganten Welt von Godesberg, die auf den Balkonen und den Terraſſen erſchien, durch die Gärten ſpazierte und auf dem Wege längs dem Hotel luſtwandelte. Man wurde unwillkürlich an Baden-Baden, Wiesbaden und Ems erinnert.

Wir fanden bald eine Menge von Bekannten aus den einzelnen Theilen des Rheinlandes. Der luſtige Rath war mit aller Welt vertraut und ſchüttelte ſich mit Leuten von verſchiedenen Anſehen die Häude, die er zugleich mit einer Fluth von Neuigkeiten überſtrudelte. Die Sphinx hatte ſofort einige Gelehrten um ſich verſammelt. Daß der alte Naturforſcher eine höchſt beliebte Perſönlichkeit war, ſah man an der Art und Weiſe, wie er überall angeredet wurde. Herr Wollenſtrumpf ſchien äußerſt vergnügt, daß er das langerſehnte Glück, über Courſe, Aktien und induſtrielle Unternehmungen reden zu können, mit einmal wieder in vollen Zügen genoß. Dr. Dünkeles hatte uns nicht begleitet, wahrſcheinlich weniger aus dem Grunde, weil er die Tafelfreuden verachtete, als weil er keine Einladung erhalten hatte. Seine Vatermörder und ſeine weiße Halsbinde, die er nur alle Monate zu wechſeln pflegte, waren bei unſern Gebirgsfahrten allmälig ſo incruſtirt worden, daß man ihn nicht gern in eine civiliſirte Geſellſchaft führte. Der Unvermeidliche erſchien aber dennoch, als wir gerade in einem ſehr eleganten Kreiſe ſtanden, was uns allerdings in einige Verlegenheit ſetzte. So ſehr er ſich aber räuſperte, er kam diesmal nicht dazu, uns die Geſchichte von Godesberg vorzutragen. Wir pflanzten ihn an eine Portion Caffee mit einem Haufen Butter und Brod, und ſo waren ſeine Kinnbacken für eine Zeit lang ſo nützlich beſchäftigt, daß er ſeine Zunge nicht gebrauchen konnte.

Wer ſich längere Zeit in Godesberg aufhält, der hat Gelegenheit zu allerlei hübſchen Ausflügen. Durch das Thal des Baches, an dem der Draiſchbrunnen liegt, führt

ein Weg nach dem alten Kloſter Marienforſt, nach Gudenau und nach dem Kottenforſt. Allerliebſte Wege leiten ferner an den Bergen hin, die ſich nach Poppelsdorf ziehen und die von den Bonnern über Keſſenich, Dollendorf und Friesdorf häufig benutzt werden. Da wir wieder nach Süden mußten, ſo wandten ſich die älteren Mitglieder der Geſellſchaft der Landſtraße zu, die ſich nach Mehlem zieht. Wer aber noch Muth und Kraft in den Gliedern fühlte, der zog den weiteren Weg längs den Hügeln vor, welcher ſich meiſtens im Schatten der Obſtbäume über Muffendorf und Lannesdorf zieht. Auch hier erfreut ſich das Auge an den ſchönſten Ausſichten über die fruchtbare Ebene und die wunderbar ſchönen Gruppirungen des Gebirges, das mit ſeinen ſtolzen Linien das Thal begrenzt.

Wie Godesberg iſt auch Mehlem eine Anſiedelung für die rheiniſchen Kaufherren geworden. Es erheben ſich hier die reizenden Landhäuſer der Geheimen Commerzienräthe Deichmann und Schnitzler, der Herren Karl Joeſt. Peter von Rath und Auguſt Camphauſen von Köln, des Herrn Wilhelm von Rath aus Amſterdam und Herrn Gebhard aus Elberfeld. Dieſe Güter liegen nicht ſo nachbarlich zuſammen, wie die Godesberger Villen und weiſen meiſtens eine weitere Ausdehnung auf. Den größten Park beſitzt die Deichmann'ſche Beſitzung, welcher ſich in ſchöner Entfaltung am Rheine, gegenüber von Königswinter erſtreckt. Die reizenden Anlagen mit ihren ſchönen Durchſichten und Baumgruppen ſollen zum Theil ein Werk des Regierungspräſidenten von Möller ſein, der ſich auch um die Wege des Siebengebirges und die Erhaltung der

Ruinen auf dem Drachenfels und auf der Löwenburg die größten Verdienste erworben hat. Dieſes ſchöne Gut iſt allen Beſuchern der Gegend gaſtlich geöffnet, und ſo fanden wir uns denn auch in den Laubgängen wieder zuſammen und ſaßen, bis die Nacht über Land und Strom ſank, betrachtend auf einer Anhöhe am Ufer, indem wir uns auf's Neue der wunderbaren Landſchaft freuten. Als aber die Lichter in Königswinter angezündet wurden, beſtiegen wir die Boote und begaben uns in die traulichen Quartiere.

XII.

Nach Rolandseck und Nonnenwerth.

Es gibt allerlei Gelegenheiten um nach Rolandseck zu gelangen. Die Einen ſetzen ſich auf den Dampfer, die Andern benutzen die Eiſenbahn, die Dritten wandern am Ufer des Rheines entlang, die Vierten folgen der Landſtraße. So ſchön aber auch die Fluß- und Landwege ſind, ſo ziehen wir doch vor, über die Höhen zu wandern. Zu dieſem Zwecke ſetzten wir mit der Ponte über, gingen nach Mehlem, ſchlugen uns hinter der Kirche, die vor einigen Jahren vom Blitze angezündet einſtürzte, und dann auf zierliche Weiſe wieder erbaut iſt, nach Weſten. Es kommt hier ein Bach aus dem Gebirge, an dem eine Chauſſee in die ſogenannte Grafſchaft führt, die einſt den Grafen von Hochſtädten gehörte. Dieſes Wäſſerchen ließen wir rechts und ſchritten links die ſanft anſtrebenden Höhen hinan.

Ihr habt wahrscheinlich noch keinen Vulkan gesehen, liebe Leser. Wir sind eben im Begriff einen solchen zu besteigen. Glücklicher Weise ist aber keine Gefahr vorhanden, denn es sind sicher viele Tausende von Jahren entschwunden, seit er wirklich Feuer spie und glühende Steine in die Luft warf. Also unverzagt! Die blühenden Felder sehen sich auch in einer Art an, daß hier ein stiller Frieden zu herrschen scheint. Seid ihr aber in die Höhe gelangt, so gewahrt ihr schwarzes Gestein, das die Leute aus Mehlem aus dem Berge holen, um es zu allerlei Zwecken zu verwenden. Das ist richtige Lava. Ihr erblickt an dem dunkeln Conglomerate noch die Spuren des Feuers. Kommt Ihr endlich auf den Gipfel, so liegt eine weite Ausbuchtung vor Euren Augen. Aber auch hier ist durch die Regengüsse guter und fruchtbarer Boden in die Tiefe getrieben worden. Ein stattliches Ackergut, der Bruchhof, liegt im Grunde, den Wald, Wiesen und Felder umgeben. Kurz, Ihr habt den Rodderberg vor Euch. Dort wo das Gehöfte liegt, war einst ein schauriger Schlund. Rings an den Rändern erreicht der Steinhauer bald das von der Glut gebildete Gestein. Ringsum liegen Schlacken und Lapilli. Unser Ichtyosaurus fand eine neue Gelegenheit, seine geologischen Kenntnisse zu entfalten, in die wir leider aber nicht gehörig einzudringen vermochten.

Der Weg am östlichen Rande des Kraters, den wir verfolgten, gehört zu den schönsten Partien der Gegend und wird verhältnißmäßig zu wenig besucht. Die Blicke in das Rheinthal und in das Siebengebirge, das hier in unmittelbarster Nähe vor uns liegt, sind von überraschender Schönheit, zumal da sie sich bei jedem Schritte ver-

ſchieben und neue wundervolle Bilder darſtellen. Ich meine, es gibt kaum eine ſchönere Partie im deutſchen Vaterlande. Der Niederwald bei Rüdesheim wird von dieſen Ausſichten noch übertroffen. Leider fehlt dem Wege die Vegetation. Man wandelt nämlich zu ſchattenlos auf dem ſcharfen vulkaniſchen Sande dahin. Hätte man, wie im Rheingau, einen herrlichen Buchenwald im Rücken, ſo würde man dieſe Pfade lieber zurücklegen und ſie auch wohl höher preiſen.

In einer kleinen halben Stunde gelangten wir in die Büſche, welche die Berge von Rolandseck bedecken. Und nun lag mit einem Male der ſogenannte von Rath'ſche Thurm vor uns. Derſelbe iſt im gothiſchen Style errichtet und wurde von ſeinem Beſitzer im Jahre 1848 erbaut. Damals waren viele Arbeiter der Gegend brodlos. Herr von Rath, der eine reizende Villa unten am Fluſſe erbaut und viele Liegenſchaften in den Bergen erworben hat, unternahm das Werk, um manche Noth zu lindern. So hübſch auch die Ausſichten von dieſer Stelle und namentlich von der Höhe des Thurmes ſind, ſo werden ſie doch noch übertroffen, von den Ausblicken auf der Rolandsruine, deren Mauerwerk man rechts unter ſich ſieht, und die von hier aus in einer kleinen Friſt zu erreichen iſt.

Es ging auf duftigem Waldwege hinab in die Tiefe, dann war wieder der Baſaltkegel zu erglimmen, auf dem der Rolandsbogen ſich erhebt. Und auf der kleinen Plattform des Berges entfaltet ſich nun wieder eine Ausſicht, die in gewiſſer Beziehung alle andern übertrifft, welche wir bis jetzt genoſſen haben. Ihr Hauptreiz aber beſteht darin, daß man das ganze Siebengebirge mit all ſeinen Kuppen

in der unmittelbarſten Nähe und zwar in der ſchönſten Gruppirung vor Augen hat. Das ganze Gewebe der Schluchten, Wälder und Felſen liegt ausgeſtreckt, als könne man hineinſpringen. An ſeinem Fuße aber ruht das liebliche Honnefer Thal mit den blanken Reihen hübſcher Landhäuſer in anſprechender Freundlichkeit. Nach Süden windet

ſich das Rheinthal zwiſchen anmuthigen Höhen hin, auf denen Villen und Gehöfte ſtehen und an die ſich die hübſchen Orte Oberwinter, Unkel und Remagen mit der Ap-

polinariskirche lehnen, welche zugleich ihre Häusergruppen in den Fluthen des Rheines spiegeln. Nördlich aber öffnet sich die weite Ebene, die wir bereits kennen. Was diesen Standpunkt aber noch besonders anziehend macht, das ist der Umstand, daß er weder zu hoch noch zu niedrig liegt, und daß er die umgebenden Landschaften in abgeschlossenen Gemälden zeigt. Und dabei ragt er keck über dem Rheine, in dem Nonnenwerth und Grafenwerth wie selige Inseln schwimmen. Man glaubt fast, daß man den Fluß mit einem Steine erreichen könne. Aus der Vogelperspective sieht man den auf den Dampfern vorüberbrausenden Reisenden auf die Köpfe, und die Eisenbahnzüge winden sich wie zischende Schlangen nach dem Fuße des Berges, als wollten sie ihn durchbohren. „Es ist rings eine unaussprechliche Schönheit der Natur.“

Und an diese Stelle hat nun auch der dichtende Geist der Völker eine seiner schönsten Sagen geknüpft. Die Liebessage, die von Pyramus und Thisbe, Tristan und Isolde, Romeo und Julie erzählt wird, wiederholt sich hier in einer andern Version. Die Sphynx rief wiederum einen ihrer Backfische und hieß ihn folgendes Gedicht recitiren:

Roland.

Sie sah'n sich in blühender Jugendzeit,
In köstlicher Maienstunde,
Er war ein Knab, sie war eine Maid,
Da kam ihnen selige Kunde,
Treu faßten sie gegenseitig ihr Bild,
Sie wurden sich beide Hort und Schild,
Roland und Hildegunde.

Das war die Liebe, die ſie durchglüht,
Die jugendlich vollen Geſtalten;
In ihr begann ſich der Jungfrau Gemüth,
Des Jünglings Geiſt zu entfalten;
Sie wuchs mit Beiden wonniglich auf,
Durch der Monde Zug, durch der Jahre Lauf
Ward reicher ihr reiches Walten.

Und als er zum ſtarken Jüngling ſproß,
Da nahm er Waffen und Wehre,
Da ſchwang er das Schwert, da ſpornt er das Roß
In Karl's des Großen Heere;
Er wollte, eh' er die Süße gefreit,
Hinreiten, ein Mann in Kampf und Streit,
Und werben um Ruhm und Ehre.

Sie ſah ihm nach vom hohen Thurm,
Dem ſie die Schärpe geſchlungen,
Es zog durch die Seele ein wilder Sturm
Süßbitter hat ſie gerungen.
Sie ſah ihn mit Stolz, ſie ſah ihn mit Pein:
Rückſchauend ritt er hinab den Rhein,
Bis dort wo der Pfad ſich geſchlungen.

Wohl ſaß ſie oft am Erkerrand
Und harrte an langen Tagen;
Er kämpfte kühn im Sachſenland,
Hat mächtige Wunden geſchlagen,
Er ward im Streit in Wald und Feld
Der Franken größter, herrlichſter Held, —
Wie glüht ihr Blick bei den Sagen!

Da ſchlichen düſtre Mären um:
„Herr Roland hat ausgelitten,
Der Kämpfer vor allen Kämpfern iſt ſtumm,
Er ſtarb in des Sieges Mitten."

Es ſchritt zum Kloſter Hildegund,
Sie nahm den Schleier zur ſelben Stund,
Ihr Haar ward abgeſchnitten.

Ums Eiland rauſcht der tiefe Fluß,
Sie ſaß in öder Zelle.
Gott und den Heiligen gilt ihr Gruß,
Doch ſtrömt ihres Schmerzes Quelle,
Sie flechet hin bei Geſang und Gebet, —
Und einſt als ihr Blick in die Berge geht,
Ihr Blick wird furchthar helle:

Hoch auf dem ſchroff entragenden Stein
Da ſitzt im Siedlergewande
Ihr Ritter, und ſchaut hinab nach dem Rhein
Und nach dem Inſellande.
Gleichwie ein Falke ſchaut er ſcharf. —
Die Nonne, die nicht mehr minnen darf,
Wie weinte ſie ihrer Bande!

Er ſaß den Tag, er ſaß die Nacht
Unmüde und unermattet;
Sie hat nicht mehr der Heil'gen gedacht,
Ihr Geiſt war dunkel umſchattet.
Es machte ſie krank der ſtete Blick,
Sie fand im Tod ein glücklich Geſchick —
So ward die Jungfrau beſtattet.

Und als verklang der Todtengeſang
Erhob ſich Roland zur Stunde:
„Jetzt noch einen kühnen Streitergang,
Eine tiefe Todeswunde!“
Und raſend that er die Wunder all,
Sein Horn verklang bei Roncesval —
Er ſtarb ſeiner Hildegunde.

Eulalia trat eine helle Thräne in die waſſerblauen Augen, worüber Wollenſtrumpf ſehr verdrießlich war, denn er murmelte: „Die ſchalen Gedichte, ſie werden meine Tochter noch ganz verderben, ſo daß ſie ihre Strümpfe nicht mehr ordentlich ſtrickt und wieder die Bleichſucht kriegt, von der ich ſie ſchon dreimal kuriren ließ, was mir ſchweres Geld bei Doktor und Apotheker gekoſtet hat.“ Die Hofräthin aber gab dem Geſpräche eine andere Wendung, und lobte mich, daß ich den Ritter, entgegen dem Schickſal des Toggenburgers, der am gebrochenen Herzen ſtarb:

„Und ſo ſaß er eine Leiche,
Eines Morgens da.“

nach dem Tode ſeiner Geliebten wieder in Kampf fahren ließ, wo er dann ein ehrliches Reiterende fand.

Dr. Dünkeles ließ es ſich nicht nehmen, hier wieder den Katheter zu beſteigen und uns eine Ueberſicht über die Geſchichte der Burg zu geben, indem er ſich in rhetoriſcher Stellung zwiſchen dem Mauerwerk aufpflanzte. Die Thatſachen waren aber von geringer Bedeutung. Nach ſeinen Mittheilungen errichtete der ſchon oft genannte Erzbiſchof Friedrich I. von Kärnthen die Veſte um das Jahr 1120. Sie hieß damals Rulechersek oder Rülchersek, was von einigen Sprachforſchern mit dem Wort Rüge oder Strafe in Zuſammenhang gebracht wird. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts nannte man ſie Rulandsecke. Sie ſtand noch zu Zeiten des wilden Erzbiſchof Dietrich von Mörs, ſcheint aber bereits in den Kämpfen mit Karl dem Kühnen gebrochen worden zu ſein. Ihre Burgmannen waren kölniſche Vögte.

Der ſchönſte und am beſten gepflegte Weg führt durch das von Rath'ſche Beſitzthum und ſeinen Garten in die Tiefe. Man paſſirt auf demſelben den Tempel, der in Eiſenconſtruction aufgeführt auf der Klippe ſteht, windet ſich durch die Weinberge, und überſchreitet die Brücke, welche ſich über die Eiſenbahn ſchwingt. Dann wandert man durch den mit Treibhaus und Springbrunnen geſchmückten Park an der reizenden Villa vorüber, die ſich in ſchönſter Lage unmittelbar über der Landſtraße erhebt. Und ſo befindet man ſich an dem Dorfe Rolandseck, das gleichfalls wieder mit einzelnen reizenden Landſitzen geziert iſt. Unterhalb des Ortes erblickt man die Burg des Appellationsgerichtsrathes Bürgers, rechts oberhalb des Ortes liegt die gothiſche Burg des Herrn Adolph Deichmann, weiterhin am Fuße des Berges das Landhaus des Commerzienrathes Damian Leiden und weiter über dem Bahnhofe die im italieniſchen Style erbaute Villa der Frau Soelling aus Köln. Auch dieſe Güter beſitzen umfangreiche Parks mit dichten Laubgängen, rauſchenden Springbrunnen und leuchtenden Statuen.

Daß es an einem ſo beſuchten Orte nicht an Gaſthöfen fehlt, verſteht ſich von ſelbſt. Wer ſich längere Zeit in Rolandseck aufhalten will, der nimmt am Beſten ſein Abſteigequartier im Gaſthofe zum Roland, mit dem eine Waſſerheilanſtalt verbunden iſt, oder im Hotel zum Rolandseck bei Groyen, die beide ſehr empfehlenswerth ſind. Wer hingegen nur über Tag oder einige Stunden zu bleiben pflegt, der läßt ſich in der trefflichen Reſtauration des Bahnhofes bei Blinzler nieder, weil er hier zugleich die Bequemlichkeit hat, die auf- und abwärtsgehenden Züge zu benutzen.

Da wir noch einige Zeit bis zum Mittagstiſche hatten, ſo beſchloſſen wir, vorher noch einen Beſuch auf dem Rolandswerth zu machen. Zu dieſem Zwecke nahmen wir einen Kahn und landeten in wenigen Minuten an der ſmaragdenen Inſel, deren ſüdlicher Theil mit Wald und deren nördlicher Theil mit Feld bedeckt iſt, während ſich um die Ränder dichtes Weidengebüſch zum Schutz gegen die zerſtörenden Fluthen hinzieht. Kirche und Kloſter liegen über der Mitte nach dem Wäldchen hin. Die Stiftung ſoll ſehr alt ſein und ſchon aus dem Ende des eilften Jahrhunderts herrühren. Friederich I., der Anfangs auch eine Veſte auf dem Eiland gründen wollte, wie er denn ein gewaltiger Freund von feſten Burgen geweſen zu ſein ſcheint, beſann ſich ſchließlich eines Beſſern, vergrößerte das Kloſter und ſetzte Benedictinerinnen hinein, die aber Erzbiſchof Arnold nach Köln holte, um die Inſel als Zollſtätte einzurichten. Die Stiftung wurde jedoch ſpäter ihrer urſprünglichen Beſtimmung zurückgegeben. Im Jahre 1338 ſah die Inſel große Feſte, denn König Eduard III. von England, der mit Kaiſer Ludwig in Coblenz zuſammentreffen wollte, kam und hielt hier nicht allein einen Raſttag, ſondern er kehrte auch im September zurück und es wurde ein Sängerfeſt gehalten, zu dem die Edeln der Umgegend erſchienen und die Poeten des Rheines mitbrachten, welche ihre Lieder in vollen Weiſen erklingen ließen, denn damals galten die Sänger noch etwas bei den hohen Herrſchaften, was gegenwärtig der politiſchen Anſichten wegen weniger der Fall ſein ſoll. Wie das ganze Land, ſo litt auch das Kloſter in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Ein Brand, der 1773 ausbrach, ver-

heerte die Gebäulichkeiten und gab die Veranlaſſung zu der jetzigen Anlage von Kirche und Kloſter. Die Stiftung erhielt ſich bis 1802, wo die Franzoſen die geiſtlichen Güter aufhoben und verkauften. Vor fünf und zwanzig Jahren dienten die Gebäude als luſtiges Wirthshaus. Wir haben als Studenten hier oft geſungen und getrunken. Seitdem ging es wieder in geiſtliche Hände über, denn gegenwärtig iſt es der Sitz einer Penſion.

Auf dem Rückwege zu dem Kahne erlebten wir eine rührende Scene. Ein junges Mädchen, das ſeine Lehre vollendet hatte, wurde von den Aeltern in die Heimath geholt. Die ganze Schaar der Mitſchülerinnen, welche nicht unbeträchtlich war und ſich wohl auf Hundert belaufen mochte, gab der ſcheidenden Genoſſin in weiße Kleider gehüllt, das Geleit an den Strand. Viele Thränen floßen aus freundlichen jungen Augen. Des Abſchiednehmens war kein Ende. Als endlich der Kahn mit der Freundin vom Lande ſtieß, da erhoben ſie im Chor das alte ſchöne Lied; „O sanctissima!“ Die lieblichen Kinderſtimmen klangen gar lieblich in das friedliche Thal und die Nachtigallen, an denen die Inſel überaus reich iſt, wetteiferten mit den friſchen Kehlen. Die Penſionärinnen gingen dann in das Kloſter zurück, die Glocken fingen an zu läuten, ein neues Lied erſcholl in der Kirche, die Genoſſinnen beteten für die Freundin, die in die Welt ging.

„Wenn ich dieſe Glocken höre,“ ſprach der Naturforſcher, „ſo muß ich immer an die alte Kloſtermagd von Nonnenwerth denken.“ Wir fragten nach der Geſchichte und er erzählte: „Vor Jahren lebte in Nonnenwerth eine alte Magd, welche auch den Dienſt des Geläutes hatte.

Am Morgen, Mittag und Abend rührte ſie die Stränge und betete Nachts am Altare. Sie ſah alt und runzlich aus wie ein Steinbild und war äußerſt mäßig bei jeder Mahlzeit. Wie viele Male hatte ſie die Glocke erklingen laſſen, wenn einem jungen Mädchen die Haare abgeſchnitten und das friſche Antlitz in den Schleier gekleidet wurde, oder wenn ſie eine alte Schweſter in den kühlen Grund betteten! Und keine achtete darauf, daß ſie älter war, wie irgend eine Bewohnerin des Hauſes. Da blätterte eines Tages eine neugierige Nonne in den alten Büchern und fand, daß die alte Magd ſchon hundert und fünfzig Jahre ihren Dienſt verrichte. Sie ſagte es der Aebtiſſin und den Schweſtern. So erfuhr es auch die alte Gertrud, die heftig erſchrak, an die Glocken ging, und dann im Gebet am Altare todt dahinſank. Sie hatte ſich ſelbſt zum Grabe geläutet.

Nach einer Weile hatten wir den Bahnhof erreicht und ſetzten uns oben auf der Terraſſe an die gedeckte Tafel. Das Mahl war ganz nach Wunſch, aber noch ſchöner, lieblicher, ſüßer erſchien uns der Genuß der herrlichen Gegend. Wer mir in Deutſchland eine reizendere Eiſenbahnſtation nennen kann, dem ſetze ich eine Flaſche Rheinwein.

XIII.

Nach Remagen.

Gestärkt an Leib und Seele, bestiegen wir den ersten Nachmittagszug der Eisenbahn, um eine Fahrt nach Remagen zu machen. In weniger, als einer Viertelstunde waren wir an den freundlichen Orten Oberwinter und Unkel vorbei, durch die Basaltbrüche man am sogenannten Unkelstein über die unmittelbar am Ufer des Flußes in kühnen Windungen erbaute Eisenbahn an das Ziel der kurzen Reise gelangt.

Das kleine Städtchen, das sich malerisch gruppirt am Ufer des Rheines erhebt, hat in den letzten Jahrzehnden eine besondere Bedeutung gewonnen, weil es hauptsächlich den Hafenplatz für die Weine und Mineralwässer der Ahr bildet, und weil hier die Reisenden aussteigen, welche das romantische und felsenreiche Thal dieses eigenthümlichen

Gebirgswaſſers, das tief aus der Eifel kommt, beſuchen wollen. Die Touriſten finden an den Halteſtellen der Dampfſchiffe und auf dem Bahnhof eine Menge von Kutſchern, die ſich zur Fahrt nach Neuenahr, Ahrweiler und Altenahr anbieten. Auch fehlt es am Orte nicht an einigen guten Gaſthöfen, die am Strande des Rheines liegen. Im Hotel „Fürſtenberg", im „König von Preußen" und im Hotel „Monſchau" ſind Ausſichten und Naturalverpflegung in gleicher Weiſe zu loben.

Eine ganz beſondere Anziehungskraft aber übt der Apollonarisberg aus, den wir uns hauptſächlich zu beſuchen vorgenommen hatten. Wer von Norden nach Süden kommt, der hat ſchon die vor dem Städtchen auf dem ſteilen Hügelrücken liegende Kirche gewahrt, die ſich mit ihren blanken gothiſchen Thürmen gegen den grünen Hintergrund abhebt. Auf der Eiſenbahn fährt man unter ihr dahin und iſt man auf dem Bahnhofe angelangt, ſo hat man ſie im Rücken. Der Weg iſt nicht zu verfehlen, man wandert durch einen Theil des Städtchens erreicht die Landſtraße, die am Rheine hinführt und gewahrt bald den auch für Wagen paſſirbaren Weg nach der Höhe, auf welcher die Kirche ſteht.

Seitwärts vom Pfade, der an den Felſen hinaufſteigt, iſt ein römiſcher Votivſtein eingemauert, der in dieſer Gegend gefunden wurde. Durch ihn werden wir erinnert, daß die alten Welteroberer bei Remagen eine Anſiedlung beſaßen, die wohl ohne Zweifel militäriſchen Zwecken diente. Wahrſcheinlich ſtand hier ein Caſtell, das Rigomagus hieß. Zahlreiche Ausgrabungen von altem Mauerwerk, Sculpturen und Münzen verſchiedener Art laſſen uns vermuthen, daß

dieſe Station nicht unbedeutend war. Auch im Mittelalter iſt der Ort befeſtigt geweſen, wie es heutigen Tages die verfallenen Ringmauern, auf denen ſich hier und da noch Thurmreſte erheben, an den Tag geben. Wir können aber die geſchichtlichen Erinnerungen übergehen, weil ſie ohne beſonderes Intereſſe ſind. Dagegen müſſen wir berichten, daß der Ort ſeit langen Jahren als Wallfahrtsort am ganzen Rheine bekannt und berühmt iſt. Wenn ich nicht irre, fällt das Feſt in den Juli. Alsdann erſcheinen aus der ganzen Gegend vierzehn Tage lang Proceſſionen, die den Fluß entlang und durch die Berge ziehen, oder auf Booten anfahren. Die Glocken klingen unaufhörlich, fromme Kirchenlieder ertönen, die bunten Fahnen flattern; aber es iſt auch Krammarkt in den Straßen, die allerlei Schaubuden aufweiſen, Pauken und Trompeten erdröhnen, die Carouſſels ſind in fortwährender Bewegung, es gibt Tanz und Spiel, kurz es iſt Jubel im Orte.

Und was iſt denn die Urſache dieſer feſtlichen Aufzüge die ein außerordentlich maleriſches Ausſehen bieten? Es ſind die Reliquien der heiligen Apollinaris, welche in der Kirche auf dem Berge beigeſetzt wurden. Die Geſchichte erzählt uns die Art, wie die Heiligthümer hierhergelangten in folgender Weiſe. Der Kölner Erzbiſchof Reinold von Daſſel war der Kanzler des Kaiſers Rothbart und begleitete ihn auch auf ſeinen Zügen nach Italien. Als Friedrich I. Mailand bezwungen und in den Staub getreten hatte, beſchloß er die Dienſte des geiſtvollen Prälaten zu lohnen und ſchenkte ihm die Häupter der heiligen drei Könige und die Gebeine der heiligen Apollinaris. Der Biſchof kehrte heim in das Vaterland und hatte die Abſicht, ſämmtliche

Reliquien dem Sitz ſeines Sprengels zu verehren. Als er aber den Rhein hinunterſchiffte, da lenkte das Boot unterhalb Remagen an das Land, die Glocken der Kloſterkirche oben auf dem Berge begannen von ſelbſt zu tönen, man deutete das Wunder dahin, daß der heilige Apollinaris hier ſeine bleibende Stätte gewählt habe. Seine Gebeine wurden auf der Höhe ausgeſtellt. Reinold aber fuhr ſeines Weges und brachte die heiligen drei Könige in den alten Peters-Dom zu Köln.

Auf dieſe Weiſe bildete ſich der Wallfahrtsort, der unter der Abtei Siegburg ſtand, und durch lange Jahrhunderte fleißig beſucht wurde. Nach der Aufhebung der Klöſter kam der Apollinarisberg mit ſeinen Gütern in den Beſitz der bekannten Brüder Boiſſerée, die ſich ſo vielfach um die alte rheiniſche Kunſtgeſchichte verdient gemacht haben. Von ihnen erſtand ihn der Graf von Fürſtenberg-Stammheim in der Abſicht, die Kirche reſtauriren und von Düſſeldorfer Künſtlern ausmalen zu laſſen. Eine Commiſſion von Sachverſtändigen gab indeß ihr Urtheil dahin ab, die alte Capelle ſei ſo baufällig, daß die Gewölbe jeden Augenblick einſtürzen könnten. Darauf wurde der Beſchluß gefaßt, ſie durch ein neues Gotteshaus zu erſetzen. Zum Architekten wählte der edle Stifter den verſtorbenen Dombaumeiſter Zwirner, deſſen Werk wir in dem jetzigen Kirchlein vor uns haben. Die Wandmalereien wurden den Malern Ernſt Deger, Andreas und Karl Müller und Friedrich Ittenbach anvertraut.

So bietet ſich dem Wanderer, der die Gegend nach Naturſchönheiten durchſtreift, an dieſer Stelle ein nicht zu verachtender Kunſtgenuß. Das Gebäude iſt allerdings in

vielen Beziehungen mangelhaft. Der Architekt hatte eigentlich noch nicht die rechte Einsicht in den gothischen Styl, in welchem es errichtet wurde. Er scheint mehr die äußere Dekoration, wie die innere Organisation der Bauweise begriffen zu haben. Die Flächen sind etwas zu breit und die Thürme etwas zu steif gerathen. Man darf übrigens nicht vergessen, daß hier die Aufgabe gestellt war, den Malern große Wände für ihre Bilder zu schaffen, was das durchbrochene Säulenwerk der Gothik nur schwer verträgt. Uebrigens macht die Kirche im Ganzen und namentlich aus der Ferne gesehen, einen recht hübschen Eindruck.

Mit größerer Befriedigung wird man sich dem malerischen Theile zuwenden. Die Darstellungen, welche die Kirche enthält, theilen sich in zwei Abtheilungen. Die erstern bedeutenderen Werke sind die Hauptmomente des neuen Bundes, welche Christus, das Leben Jesu in seinen Hauptsächlichsten Momenten und als Vorspiel desselben das Leben der Maria enthalten. Ein andrer Cyclus ist dem Leben und Martyrium des heiligen Apollinaris gewidmet. Einzelne andre Darstellungen zeigen Schutzheilige der Familie Fürstenberg. Der genialste der ausführenden Künstler ist ohne Zweifel Ernst Deger, dem auch die größten Aufgaben zugefallen sind. Ihm gehören der erhabene Christus im Chore, die Propheten und Patriarchen, ihm die reizende Madonna mit dem Kinde und dem heiligen Joseph, ihm die großartige Kreuzigung im östlichen Kreuze an. Ich muß gestehen, daß ich Deger neben Overbeck für den hervorragendsten christlichen Maler unserer Tage halte. Er ist wirklich fromm, er ist reich und ausgiebig, er ist

mächtig und erhaben. Vor ſeinen Werken hat man das Gefühl eines tief aus der Fülle der Begeiſterung und des Gemüthes ſchaffenden Genius. Und ſo läßt er uns auch nicht jene Nachahmungen und Reminiscenzen erblicken, die uns bei ſo manchem Künſtler unſerer Epoche entgegentreten, welche richtig abgeſehen haben, wie die Alten ſich räuſperten und ſpukten. Auch Karl Müller entfaltet ein ſchönes und reizendes Talent, er iſt aber eine mehr weibliche Natur, welcher beſonders zarte und weiche Vorgänge gelingen. Sein Bruder Andreas und Friedrich Ittenbach ſind nicht in ähnlicher Weiſe für die Compoſition begabt, aber äußerſt fleißig, fein und ſauber in der Ausführung. Eine Beſchreibung des ganzen umfangreichen Werkes kann ich hier nicht liefern. Ich darf aber verſichern, daß Jedermann, der wirkliche Freude an der Kunſt hat, die reichen Bilder mit Vergnügen beſchauen wird. Uebrigens iſt die Kirche auch in dekorativer Beziehung bis in die kleinſten Details dem Style entſprechend ausgeführt. Die Einfaſſungen der Gemälde, die Glasfenſter, die Schnitzereien an Bänken und Beichtſtühlen, kurz alles ſteht uns in durchgebildeter Ausführung vor Augen, ſo daß dieſes reizende Gotteshaus als ein wahres Schmuckkäſtchen betrachtet werden kann. Der Gottesdienſt wird durch die in dem anliegenden Kloſter wohnenden Franziskaner-Mönche verſehen, welche gleichfalls von dem jetzt verſtorbenen Grafen Fürſtenberg hier ihre Wohnung erhalten haben. So hat ſich denn der edle Stifter ein ſchönes Denkmal gegründet.

Nicht minder anziehend, wie dieſes bedeutſame Werk der neuen Kunſt, iſt die Ausſicht, die man von dem Hügel und den umliegenden Bergen in das Thal hat. Muß

man hier auch den Ausblick in die niederrheinische Ebene entbehren, dessen man sich auf Drachenfels und Rolandseck erfreut, so bilden die Landschaft auf- und abwärts den Fluß, doch so reizend abgeschlossene Bilder, daß der Maler sie nicht schöner und abgerundeter erfinden könnte. Von dem vorzüglichsten Reize ist namentlich die Schau auf das Siebengebirge, dessen ganze Kette mit allen ihren Kuppen sich hier in anmuthig abgestuften Linien entfaltet. Drachenfels und Rolandseck bilden das Thor, durch welches der Rhein sich Bahn bricht. Im Mittelgrunde aber dehnt sich das reichbelebte Flußthal mit seinen Städtchen, Dörfern, Burgen und Villen aus, wie ein Garten Gottes, in dem überall der breite glänzende Strom aufstrahlt. Das Bild kann sich in der That mit italienischen Landschaften messen. Mehr idyllischer Art ist die Aussicht nach Süden, wo Erpel und Linz erscheinen und wo man in der Ferne das Bergthor bei Andernach erblickt, durch welches der Rhein herabkommt.

Wir konnten uns lange nicht von den lieblichen Stätten, die wir auf unserer Wanderung an den Bergen hin betraten und die uns allerwärts neue Aussichten boten, trennen. Aber die Abendglocken tönten durch das Thal, die von der Arbeit heimkehrenden und vorübergehenden Landleute zogen den Hut und beteten das Ave und die eintretende Dämmerung mahnte zur Heimkehr. Da wir Nachtquartiere im Städtchen bestellt hatten, so begaben wir uns nach dem Gasthofe und saßen noch lange Zeit auf der Terrasse. Der Mond ging im Osten auf, seine Strahlen bauten eine goldene Brücke über den Rhein, es flüsterte und rauschte ganz eigenthümlich in dem Spiel

der Wellen, ein geheimnißvoller Reiz der Poeſie lag auf dem ſchönen Thale, den jeder nach ſeiner Weiſe ſtillſchweigend zu koſten ſchien.

„Es iſt heute der letzte Abend, den wir zuſammen ſind," begann mit einmal der Commerzienrath Wollenſtrumpf, indem er ſich an den luſtigen Rath wandte, „und noch immer haben Sie mir Ihren Plan von der zu gründenden Aktiengeſellſchaft vorenthalten. Ich muß geſtehen, daß mir im Anfange der Gedanke nachgegangen iſt, als hätten Sie wirklich eine reelle Sache im Auge, ich geſtehe aber auch, daß es mir jetzt vorkommt, als hätten Sie mir etwas vorgeſchwindelt. — „Schwindel", rief der Rath, „keineswegs. Es iſt uns in alten Mären erzählt, daß ein gewiſſer Herr Siegfried, der ein Ritter war, in Streit mit einem Herrn Lindwurm gerieth, ihn beſiegte und tödtete und ſich ſein ganzes Vermögen, daß in lauter purem Gold, Silber und koſtbarem Edelſteinen beſtand, aneignete. Beſagter Herr Siegfried verheirathete ſich ſpäter mit einer vornehmen Dame in Worms, in deren Familie aber verſchiedene Differenzen ausbrachen, ſo daß die Verwandten ſich untereinander nach dem Leben ſtellten. Es würde mich zu weit führen, wollte ich die ganze Geſchichte erzählen. Soviel iſt nur gewiß, daß Herrn Siegfrieds Schwager, der Gunther hieß, einen Dienſtmann Namens Hagen hatte, daß dieſer Hagen den Herrn Siegfried ermordete, den Schatz raubte und ihn der Sicherheit wegen in den Rhein warf, um ihn ſpäter wieder herauszufiſchen. Aber auch dieſer Hagen ſtarb eines jähen Todes, und da er die Stelle Keinem verrathen hatte, ſo liegen noch irgendwo im Rheine die betreffenden Millionen verborgen. Ich meine nun, daß es ſich wohl der Mühe

lohnte, unter Conceſſion der Regierung, eine Geſellſchaft zu bilden, einen Betriebsdirector zu ernennen und die Sache nach den Regeln der Kunſt auszubeuten."

„Die Idee iſt nicht übel," meinte Herr Wollenſtrumpf. „Aber wo liegt denn der Schatz?" „Das iſt eben die Frage," ſagte der Rath. „Sie machen ja zuweilen Reiſen nach dem Oberlande. Vielleicht können Sie in Worms und Umgegend, wo die Geſchichte vorgefallen iſt, nähere Erkundigungen einziehen." Der Commerzienrath ſchrieb ſich die Namen der betreffenden Perſonen in ſein Notizbuch, damit ſein Gedächtniß ihn nicht im Stiche laſſe. Verſchiedene Mitglieder unſerer Geſellſchaft, namentlich die Hofräthin, lächelten unendlich ironiſch, und dieſe flüſterte dem Ichtyoſaurus ins Ohr: „Iſt es denn möglich, daß gebildete Menſchen noch nicht einmal das Nibelungenlied geleſen haben."

Wir trennten uns darauf und nahmen Abſchied von einander. Herr Wollenſtrumpf und Familie zogen rheinaufwärts, vielleicht wollte er ſofort nach Worms. Der Naturforſcher ging an die Ahr um dort den neuen Sprudel in Neuenahr anzuſehen. Dr. Dünkeles begab ſich ohne alles Gepäck, denn er pflegte auch in dem Hemde zu ſchlafen, daß er im Anfang des Monats anzog, in die Eifel, um nach einer verlorenen Handſchrift zu forſchen, die Hofräthin kehrte nach Bonn zurück. Wir ſchüttelten uns die Hände und riefen: „Auf Wiederſehen!" Ich begab mich zu meiner lieben Mutter, die in den ſchönen Sommertagen in Remagen wohnt.

XIV.

Poetiſche Beſuche.

Nach einer freundlichen und behaglichen Raſt am mütterlichen Heerde begab ich mich zu Fuß auf den Rückweg, um unterwegs an einige bekannte Thüren zu klopfen. Die rheiniſche Gaſtfreundſchaft iſt zu bekannt, als daß ich ihr ein Lied zu ſingen brauche. Ich muß es übrigens rühmen, daß ich in dieſen Gegenden viele Freunde beſitze, denen ich zu jeder Zeit willkommen bin, was ich aber mehr ihren eigenen trefflichen Eigenſchaften, wie meiner beſcheidenen Perſon zuſchreibe. Wollte ich hier von Haus zu Haus wandern, ſo könnte ich leicht wochenlang unter Wegs bleiben. Das war aber diesmal nicht meine Abſicht; ich hatte vorzugsweiſe einige poetiſche Freunde im Sinne, als ich die Wanderſchaft antrat.

So ſchritt ich denn die Landſtraße unterhalb Remagen hinab, die dicht zwiſchen die Felſen und den Fluß gezwängt iſt, und an welche ſpäter noch die Eiſenbahn gefügt wurde. Oben links auf dem Felſen ſteht ein neues Gebäude im gothiſchen Style. Sei mir gegrüßt, freundliche Marienburg mit deinen gaſtlichen Beſitzern! Heute kann ich dich nicht beſteigen und mir das muntre Geſpräch, die hübſchen Geigen- und Piano-Sonaten und den duftigen Ober-Emmeler zu Gemüthe führen. Gleich unterhalb, wo das Thal ſich öffnet, welches den Arsbach aus der waldigen Schlucht des an glänzenden Fernſichten reichen Scheidskopfes bringt, ſchwenke ich mich links. Dort liegt in friſch angelegtem Garten ein neues blankes Haus. Das iſt Herresberg.

Hier wohnt Guſtav Pfarrius, der Poet des „Nahthals“, der „Waldlieder“, eines Bändchens „Gedichte“, der Erzählungen: „Zwiſchen Soonwald und Weſtrich“ und „Schein und Sein“. Non multa sed multum. Wer dieſe Bücher mit Muße durchnippt, wird ihnen vielfache Genüſſe danken und den Dichter herzlich lieben lernen, denn es offenbart ſich in ihnen ein feiner Geiſt, eine reiche Erfahrung, eine liebenswürdige Weltanſchauung und ein heiterer Humor, die ſich ſtets reinſter und edelſter Formen bedienen. Wenn der Grundton der lyriſchen Dichtungen auch in der Reflexion beſteht, ſo hat Pfarrius doch auch häufig einen charmanten ſingbaren Liederzug. Und ſo verdiente er im Allgemeinen bekannter zu ſein, wie er es in der That iſt. Seltſam, genau haben die Franzoſen ſeine Novellen mit Vorliebe überſetzt, während ſie von unſern Landsleuten verhältnißmäßig wenig geleſen worden ſind.

Glücklicherweiſe deklamirt man in der Schule und ſingt in heiterer Geſellſchaft einzelne ſeiner Gedichte mit wahrem Vergnügen. „Der Trunk aus dem Stiefel“ gehört zu meinen Lieblingsballaden. Und ganz allerliebſt iſt das Lied auf den Siebenundfünfziger, das in den Weinlanden lange Zeit in allen Kehlen war und dem Dichter manche köſtliche Flaſche von Rhein und Moſel einbrachte, welche ihm von den Verehrern ſeiner Muſe anonym, aber mit berühmt klingender Etikette zugeſandt wurde. Vielleicht, dachte ich, liegt noch die eine oder andre im Keller zu Herresberg und kehrte ein. Ich traf den gemüthvollen liebenswürdigen Freund, der einſt ſeines Zeichens ein Theologe war, dann Erzieher der Jugend zu Köln am dortigen Friedrich-Wilhelm's Gymnaſium wurde und erſt vor Kurzem ſeine Stelle aufgegeben hat, im Kreiſe ſeiner freundlichen Frau und ſeiner blühenden Kinder. Der erwünſchte Trank ſtand bald auf dem Tiſche der Terraſſe, wo man einen herrlichen Blick auf den Rhein hat, und wir ſangen das Lied des Dichters:

„Im Jahr achtzehnhundertfünfzig und ſieben
Da verbrannten der Kappus und die Rüben,
Da verbrannten die Braten
Der Geldpotentaten,
Doch Eins und das Beſte gerieth,
Davon ſoll erzählen dies Lied.“

Und als wir geſungen hatten, da plauderten wir noch lange über dies und das, was in der Zeit und in der Luft lag, denn es plaudert ſich eben ganz allerliebſt, mit dem Dichter, der ein trefflicher, grader, grundbraver, neidloſer und guter Menſch iſt.

Aber ich darf mich nicht zu lange verweilen, denn ich habe noch einen weiten Weg vor mir. Der Freund gib mir das Geleite bis an die Fähre von Unkel. Ich rufe „Hol' über!“ ein Schiffer rudert mich auf die rechte Rheinseite. Im Boot gedenke ich eines andern poetiſchen Genoſſen, der vor fünf und zwanzig Jahren dort in dem gelben Hauſe am Ufer des Rheines wohnte. Freilich ſchauſt du nicht mehr aus dem Fenſter herab, ich muß dir jetzt einen Gruß über den Ocean zuſenden, denn du weilſt im Britenlande, mein guter lieber Ferdinand Freiligrath. Ja, es waren doch ſchöne ſonnige Zeiten, als du dich für eine Weile aus dem Handelsleben zurückgezogen hatteſt und hier der jungen Freiheit genoſſeſt. Du dachteſt damals, ein Dichter könne ſich ſo auf eigne Fauſt in die freie ſchöne Gotteswelt ſetzen und die gebratenen Tauben kämen ihm in den Mund geflogen. So ſiedelteſt du hier in dem gelben Hauſe, das du die Strolchenburg nannteſt, weil tagtäglich eine Menge von Strolchen ein- und auszog. Ja, es waren ſchöne ſonnige Zeiten, wir wußten noch nichts von der leidigen Politik und von all dem ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Kram, der bald nachher die jungen Gemüther berauſchte und auch wohl vergiftete. Wir ſchwärmten nur für Poeſie und wollten die ganze Welt in Poeſie tauchen. Und welche ſchönen Lieder haſt du hier geſungen! Das Lied von der Geliebten, die du hier fandeſt, das Lied von der ſeligen Verſchollenheit. Und auch den alten Rolandsbogen, der damals in einer ſtürmiſchen Januarnacht zuſammenbrach, haſt du, ein zweiter Amphion mit deinem Liede wieder aufgebaut. Ich, der ich am Rhein geblieben bin, werd' es dir ewig Dank wiſſen, alter Romantiker, und ich

halte dieſe That noch lange nicht für deine unbedeutendſte Dichtung. Leider dauerte dieſe Herrlichkeit nur allzukurze Zeit. Vorbei! Vorbei! Ich ziehe mit einer Thräne im Auge weiter.

Der Weg führt mich durch Scheuern und Breitbach. Da öffnet ſich rechts ein Thal in das Gebirge. An dem Bache hin ſchlängelt ſich ein Pfad, ich ſchlage ihn ein, um mich nach Menzenberg zu wenden. Ich laſſe den Hagerhof, ein im gothiſchen Styl reſtaurirtes Gebäude mit ſeinem Park und mit ſeinen Teichen zur Rechten liegen. Nach einer Weile klopfe ich links an die Thüre eines ſchlichten Sommerhauſes. Ich bin wieder an einer Dichterwohnung angelangt, denn hier weilt in ſchönen Frühlings- und Herbſttagen Karl Simrock. Meine lieben Leſer wiſſen, daß dieſer Poet während der officiellen Semeſter als Profeſſor in Bonn wohnt und den Studenten Vorleſungen über altdeutſche Dichtung und Mythologie hält. Bedarf er aber der Erholung, ſo macht er ſich auf die Wanderſchaft und beſucht ſein liebes Menzenberg. Ich bin ſo glücklich ihn an Ort und Stelle zu finden. Da er der Beſitzer der vortrefflichſten Weinberge des Thales iſt, läßt er eine Flaſche Eckenblut aus dem Keller holen, auf deren Etikette wir folgende Verſe leſen:

Held Dietrich ſchlug Herrn Ecken
Zu Tod, den kühnen Mann,
Drum laſſen wir uns ſchmecken
Das Blut, das ihm entrann.

Die Erde hat's getrunken,
Die Rebe ſaugt' es ein,
Zuletzt ins Faß geſunken
Ward es ein kühler Wein.

Und trinken wir des Weines,
So gibt das Heldenblut,
Dem kühnen Sohn des Rheines
Erſt rechten Heldenmuth.

Wir fürchten keine Gegner
Auf dieſer Erde Stern,
Lebt auch kein Ueberleg'ner,
Kein Dietrich mehr von Bern.

Ihr müßt nämlich wiſſen, daß nach Simrock's Interpretation, der große Held Dietrich von Bern den Rieſen Eck hier im Menzerberger Gebiet und zwar auf dem Weinberge des Dichters erſchlagen hat.

Aus dem Weine ſtiegen die Bilder vergangener Zeiten auf. Wir gedachten der Tage, wo wir uns vor einem Viertel-Säkular zuſammentrafen und in dieſen Gegenden gewiſſer Maßen eine rheiniſche Dichterſchule gründeten. Simrock war damals unſer Senior und hatte ſchon manches tüchtige Werk hinter ſich. Seine Ueberſetzung des Niebelungenliedes, welcher ſelbſt Goethe das günſtigſte Zeugniß gegeben, lag vor, er hatte den Walter von der Vogelweide überſetzt, Wieland der Schmied, eine eigene Dichtung von feſtem und ſtarkem Gefüge, war fertig, die von ihm geſammelten Rheinſagen enthielten viele trefflichen Balladen von ſeiner Hand. Ueberdies aber beſchäftigten ihn ſchon damals alle jenen großen Pläne, die er ſeitdem zur Ausführung gebracht hat und die theilweiſe in eignen Dichtungen, wie „das Amelungenlied," theilweiſe in Nachdichtungen, wie „die Gudrun, das kleine Heldenbuch, Parcival und Titurel, Triſtan und Iſolde, die Edda, der Heliand, der Beowulf" beſtehen. Gottfried Kinkel in Ober-

kaſſel, Alexander Kaufmann in Bonn und ich in Königswinter geboren, alſo gewiſſer Maßen Nachbarkinder, ſammelten uns ſchon in grüner Jugend um den Meiſter, der auch dieſen ſchönen Gegenden entſtammt war. Aber wir hatten nicht allein eine gemeinſame Heimath, wir fühlten auch alle denſelben Drang, dieſe Heimath in Lied, Sage und Geſchichte poetiſch zu verklären. Simrock ging uns mit Rath und That an die Hand. In die zweite Auflage ſeiner Rheinſagen nahm er ein paar Gedichte auf, die ich als Gymnaſiaſt gemacht hatte. Andere Balladen die während der Studenten-Zeit in Bonn entſtanden, folgten in den ſpätern Editionen.

Nun trat auch bald Freiligrath in unſern Kreis. Ich hatte ihn in Barmen aufgeſucht. Wir beide gingen dann als wir um Pfingſten auf dem Muſikfeſte in Köln waren, zu Chr. Matzerath, der Referendar war. So entſtand der Plan zu dem rheiniſchen Jahrbuch, deſſen Redaktion Simrock, Freiligrath und Matzerath als die älteſten des Kreiſes übernahmen. Das Buch erſchien nur in zwei Jahrgängen, es wurde nicht aus Mangel an Erfolg fallen gelaſſen, ſondern weil das Schickſal die Redaktoren auseinander warf. Matzerath ging nach Berlin, Freiligrath nach Darmſtadt und St. Goar, ſo fehlte der nothwendige Zuſammenhang in der Redaktion. Außerdem verfolgten die Herausgeber nach und nach verſchiedene Ziele. Nur Simrock blieb ſeiner Art und Weiſe treu. Freiligrath wurde in die Bewegungen der folgenden Zeit hineingeriſſen, Matzerath wandte ſich der Beamten-Carriere zu. Indeß hatte ſich doch eine Gruppe von rheiniſchen Poeten zuſammengefunden, deren unſer Strom ſeit den Tagen des Mittelalters

keine mehr beſeſſen hatte. Der alte Fiſchart, Götz, Joh. Georg Jakoby, Goethe, Clemens Brentano und Heinrich Heine waren zwar Rheinländer geweſen, aber ſie hatten die Heimath doch nie dichteriſch vertreten.

Wie glücklich waren wir damals, eine neue geiſtige Genoſſenſchaft zu bilden. Wir hatten ein ähnliches Gefühl in unſern Seelen, wie es der Frühling in der Natur gibt, denn wir traten in den Lenz unſeres Wirkens ein. Und in dieſem Sinne ließ ich die Mitglieder des jungen Kreiſes an meinen geiſtigen Auge vorüberziehen. Von dem heißblütigen, offenen, geraden Freiligrath habe ich ſchon geſprochen. Er war ein wilder Sohn der Zeit, der ſich in all ihre Wirbel und Strömungen hineingeſtürzt hatte. Matzerath erſchien als eine ganz entgegengeſetzte Natur. Seine eigne Seelenſtimmung und tüchtige claſſiſche Studien hatten ihn zu einem Schüler Goethe's und Schiller's gemacht. Er beſaß eine feine Ironie, die indeß niemals verletzte, wie er ſich überhaupt als eine durchaus reine und ſchöne Seele erwies, die ſich deshalb von der Poeſie abwandte, weil ſie zu ſehr durch andere Arbeiten in Anſpruch genommen wurde.

Mit Kinkel verlebten wir gleichfalls jene Tage, die er vielleicht ſelbſt zu ſeinen ſchönſten, und reinſten zählen wird. Der Schwerpunkt ſeines Talentes war rhetoriſcher Art, er gefiel ſich in großen Worten und wohlklingenden Phraſen, wie denn überhaupt bei ihm der Ausdruck den Gedanken überwuchert. Seine einfachſten und ſchönſten Lieder fallen, wie ich glaube, in dieſe Zeit. Wir liebten alle den ſchlichten und klaren Ausdruck für das, was wir ſagten, und ſo war er gewiſſer

Maßen gezwungen in dieſem Sinne zu reden. Es iſt bekannt, daß er ſpäter in Kunſt und Leben oft über dieſe Prinzipien hinausſchoß. Und ſo mag er ſelbſt mitunter ſehnſuchtsvoll an jene Tage der Unſchuld und Kindheit zurückdenken. Sein raſtloſer Ehrgeiz hat ihn in viele unſeligen Verhältniße gebracht. Wir wollen nicht mit ihm rechten. Nach meiner Meinung wäre er glücklicher geworden, wenn er ſich nicht in all jene Agitationen geworfen hätte, die ihn ſo bittere Erfahrungen machen ließen. Zudem glaube ich, daß er ſich mehr durch äußere Antriebe wie durch innere Nothwendigkeit zwingen ließ. Daß ich ihm ſeine politiſchen Tendenzen nicht vorwerfe, beweiſen wohl meine Worte über Freiligrath, den ich grade deshalb ſo hoch halte, weil er nie etwas ſprach und that, was nicht ſeiner innerſten Ueberzeugung entquoll.

Alexander Kaufmann war der jüngſte nennenswerthe Poet unſeres Kreiſes. Er erwies ſich als eine höchſt liebenswürdige, echt deutſche Natur. Mit ſeinen kleinen Liedern und Balladen trat er ſtets ſcheu, ſchüchtern, unentſchloſſen, faſt mädchenhaft hervor. Und doch kann er ganz zufrieden mit dieſen anmuthigen und reizenden Producten ſein, denn ſie ſind meiſt originell in der Erfindung, geiſtvoll in den Wendungen und dabei nicht ſelten von einem eigenthümlichen Zauber des Ausdrucks. So gleichen ſie duftigen Blumen, die verborgen im tiefen Walde blühen. Hoffentlich wird eine ſpätere und gerechtere Zeit ſie beſſer würdigen, wie ſie bis jetzt gewürdigt worden ſind.

Mit Ausnahme Kinkels, deſſen Gedichte eine Zeitlang wegen der eigenthümlichen Schickſale ihres Verfaſſers ſich einer größern Aufmerkſamkeit des Publikums erfreuten,

und mit Ausnahme Freiligraths, der indeß nicht zu den Rheinländern gezählt werden kann, haben wir Andre lange Jahre nicht beſonders wohlgefällig von der Gunſt des deutſchen Publikums reden können. Die Gründe für dieſe Erſcheinung ſind nicht ſchwer zu finden. Unſere hauptſächlichſte Thätigkeit begann in den Tagen, wo das junge Deutſchland die Arena behauptete. Dann kam die Zeit der politiſchen Poeſie, die mit der Revolution vom Jahre 1848 endete. Darauf folgte die Reaktion der Frömmler und Kopfhänger. Was galt damals das Beſtreben wieder ächt nationale Stoffe im ſchlichten deutſchen Sinne zu behandeln? Für die Kritik war der Rhein, dem es trotz ſeiner Induſtrie und ſeinem Handel an einem mächtigen Buchhandel fehlt, eine unbekannte Gegend. Und ſelbſt die gelehrten Literaturhiſtoriker, die damals dicke Bände ſchrieben, überſehen und ignorirten die umfangreiche Thätigkeit eines Simrock, der nicht allein Dichter war, ſondern auch zu den berühmteſten Germaniſten gehörte. Wir waren nicht modern genug. Als wenn die Poeſie, die Beſtand haben ſoll, ſich mit den Tendenzen des Tages ausſtopfen müßte. Glücklicherweiſe denkt das deutſche Volk in ſeiner Größe und Breite anders, als die Prinzipienreiter der jüngeren Epoche. Simrocks ungewöhnliche und erfolgreiche Bemühungen um die Belebung der alten Dichtung ſind in der That nicht verloren gegangen, ſie brechen ſich im Gegentheil von Tag zu Tag breitere Bahnen, während eine Menge von ephemeren Tendenzſchriften, die bei ihrem Erſcheinen in alle Himmel gehoben wurden, ſich nur als Eintagsfliegen erwieſen haben. Und auch ich fange an, mit meinen Erfolgen zufrieden zu ſein, aber

auch ich danke es dem deutſchen Volke und nicht den Wortführern in Journalen und Zeitſchriften. Wir ſtehen uns als Schriftſteller am Beſten, wenn die Kinder unſere Gedichte in der Schule deklamiren und wenn dieſe Lieder auf der Straße geſungen werden. Daß manch Einem die grauen Haare drüber wachſen, nun, das iſt zu allen Zeiten geweſen!

Meine lieben Leſer, Ihr werdet mir dieſe Expektorationen nicht übel nehmen. Da ich Euch ſo vielerlei vom Siebengebirge erzählt habe, mußte ich Euch doch auch einige Mittheilungen von den Poeten machten, die in dieſen Gegenden das Licht der Welt erblickt und ſpäter ihr Weſen hier getrieben haben. Schließlich könnte ich Euch auch nun noch in die Landhäuſer, die auf den Bergen und im Thal zerſtreut liegen, einführen und in den Beſitzern und Beſitzerinnen allerlei intereſſante Bekanntſchaften machen laſſen, denn in Honnef, in Rolandseck, in Mehlem und Godesberg fehlt es nicht an gewichtigen Leuten, die ihre großen Verdienſte um die Entwicklung des rheiniſchen Lebens haben. Ich weiß indeß nicht, ob ſie mir die Erlaubniß geben, denn ſie ſind nicht wie die Poeten, personae publicae.

Und ſo ſchreite ich denn durch das lachende Thal, ſetze über den Rhein und trete zu Mehlem in das Haus Drachenſtein, wo meine Schwiegermutter mir freundlich die Hand entgegenſtreckt und wo Weib und Kinder ſchon lange mit lachenden Angeſichtern auf den ſchonüber die Zeit ausgebliebenen Wanderer gewartet haben.

XV.

Zum Abſchied.

So habe ich euch nun, meine lieben Leſer, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen in meiner Heimath und in ihren nächſten Umgebungen herumgeführt. Hoffentlich habt Ihr Geſchmack an Land und Leuten gefunden, ich gebe mich wenigſtens der Erwartung hin, daß Ihr recht bald Euren Beſuch im Siebengebirge wiederholt. Und ſo könnten wir uns denn die Hände ſchütteln und „Auf Wiederſehn“ zurufen.

Bevor wir aber ſcheiden, möchte ich Euch verrathen, daß Ihr bei einem längern Aufenthalte in der Gegend noch manche ſchöne Partieen zur Ausführung bringen könnt. Verlangt Ihr zum Beiſpiel das Ahrthal zu beſuchen, ſo ſorgt, daß Ihr zeitig in Remagen ſeid. Von dort aus kommt Ihr mit einem Wagen bequem nach dem eben aufblühenden Bade Neuenahr, nach Ahrweiler, Wallports-

heim und Altenahr, ohne daß Ihr Abends das Morgens verlaſſene Bett entbehren müßt. Eine andere Tagespartie iſt nach Schloß Argenfels, Rheineck, Brohl, Tönnisſtein und dem Laacher See. Für einen dritten Tag bieten Coblenz, Ehrenbreitſtein und Stolzenfels herrliche Genüſſe. In gleicher Weiſe wird es Euch intereſſiren, die alte Abtei Siegburg und die Ruinen von Blankenburg an der Sieg in Augenſchein zu nehmen. Der Beſuch von Bonn, Poppelsdorf und Keſſenich für den Morgen, und der ſchönen romaniſchen Kirche zu Schwarzrheindorf, des Ennerts und der Comthurei Ramersdorf für den Nachmittag ſind ebenfalls zu empfehlen. Endlich mögen Fremde aus fernen Gegenden von hier aus nach Köln gehen. Brechen ſie in der Frühe auf und kehren ſpät zurück, ſo haben ſie Zeit genug, um ſich die Eindrücke der alten romaniſchen Kirchen, des mächtigen Domes, des intereſſanten Muſeums und der gewaltigen ſtehenden Rheinbrücke zu verſchaffen.

Und ſo wollen wir uns denn in allem Ernſte verabſchieden, zumal da Ihr Euern Führer nicht mehr nöthig habt. Möchtet Ihr nur einigermaßen zufrieden mit ihm geweſen ſein! Alſo lebt wohl und nochmals auf Wiederſehen! Ihr geht in die Weite, ich bleibe hier:

Mein Herz iſt am Rheine, im heimiſchen Land.

Königswinter

Taxen und Nachweisungen.

Hôtels.

Hôtel de Berlin am Rhein. (Ch. Schmidt). Gewöhnliche table d'hôtes 20 Sgr.; außergewöhnliche 1 Thlr. bis 1 Thlr. 10 Sgr.; Logis mit Frühstück 25 Sgr.; nach Auswahl höher; 1 Port. Kaffe mit Butter und Brod 8 Sg.; eine Tasse ditto ohne: 2 Sgr.; 1 Port. Thee mit Butter und Brod 10 Sgr.; Chocolade mit Backwerk 10 Sgr.; eine Tasse ditto mit Backwerk 6 Sgr. — Wein- und Speisekarten in allen Räumen.

Hôtel de l'Europe am Rhein. (W. Kirch). Logis 15—25 Sgr.; Frühstück 7—12 Sgr.; Table d'hôtes 20 Sgr.; Weine 20 Sgr. bis 4 Thlr.

Düsseldorfer-Hof am Rhein. (Th. Hermanns). Logis und Frühstück 15 Sgr.; Pension à Person 1 Thlr. 5 Sgr. Restauration billig und gut.

Hôtel Remi Schmitz am Rhein. Logis und Frühstück 16 Sgr. — Pension à Person 1 Thlr. 5 Sgr. — Speise à la charte.

Hôtel Rieffel, Hauptstraße. Logis und Frühstück 16 Sgr.; table d'hotes 1 Uhr 12 Sgr.; Pension à Person 35 Sgr. — Service 5 Sgr. per Tag.

Hôtel du Drachenfels, Hauptſtraße. (C. Plücker.) Logis mit Frühſtück 16 Sgr.; Table d'hôtes 12 Sgr. — bei längerem Aufenthalt vollſt. Koſt und Logis à Perſon 1 Thlr.

Hôtel Mattern auf dem Drachenfels. Logis 15 und 20 Sgr.; table d'hôtes 20 Sgr.; Frühſtück 7½ Sgr.; Penſion für Diner und Abends 1 Thlr. 15 Sgr. Extra-Diners zu jeder Zeit. —

Reſtauration in Wein und Bier.

F. W. Schleuter. Hauptſtraße.
Rud. Rhein. Hauptſtraße.
Peter Dewald. Hauptſtraße.
Michel Schuhmacher Hauptſtraße.
Carl Weber. Hauptſtraße.
Im Wildenmann bei Dom. Koppmann. Hauptſtraße.
Lommertzheim. Hauptſtraße.
Fr. Joſeph Mirbach im Schützengarten.
M. Schwiertz auf dem Wülsdorfer-Hof.
Michel Reinarz auf der Hauptſtraße.
Theodor Bonn, Speiſewirthſchaft, auch möbl. Zimmer.
Karbach, Speiſewirthſchaft.

Außerdem befinden ſich gute Reſtaurationen auf der Löwenburg, Margarethenhof, Oelberg, und Petersberg ſowie in Heiſterbach.

Auszug aus dem Lohnkutscher-Reglement für die Stadt Königswinter.

Taxe

einschließlich Chaussee-, Brücken- und Trinkgeld.

Benennung der Ortschaften.	Hinfahrt der Wagen.				Hin- und Rückfahrt in 5 Stndn. incl. Fahrzeit				Hin- und Rückfahrt für den ganzen Tag.			
	Zweispänner		Einspänner		Zweispänner		Einspänner		Zweispänner		Einspänner	
	Thlr.	Sgr.	Thlr.	Sgr.	Thlr.	Sgr.	Thlr.	Sgr.	Thlr.	Sgr.	Thlr.	Sgr.
Asbach	3	25	2	25	—	—	—	—	4	25	3	20
Altenahr	—	—	—	—	—	—	—	—	7	20	5	20
Beuel	2	—	1	10	2	20	2	—	4	10	3	10
Egidienberg	2	25	2	5	—	—	—	—	4	10	3	10
Erpel	2	—	1	20	—	—	—	—	4	15	3	15
Godesberg	2	—	1	15	2	15	2	—	4	10	3	10
Honnef	1	—	—	20	1	20	1	10	4	10	3	10
Heisterbach	1	15	1	—	2	15	1	25	4	10	3	10
Hennef	3	—	2	15	—	—	—	—	4	15	3	15
Ittenbach oder Margarethenhof	2	—	1	15	2	15	2	—	4	10	3	10
Linz	3	—	2	15	—	—	—	—	4	15	3	15
Niederdollendorf	—	20	—	15	—	—	—	—	—	—	—	—
Neuenahr	3	25	3	—	—	—	—	—	4	25	3	25
Oberdollendorf	—	20	—	15	—	—	—	—	—	—	—	—
Obercassel	1	—	—	20	1	20	1	10	4	10	3	10
Oberpleis	2	20	2	5	—	—	—	—	4	10	3	10
Remagen	3	—	2	15	—	—	—	—	4	15	3	15
Rheinbreitbach	1	20	1	—	2	15	1	20	4	10	3	10
Rhöndorf	—	20	—	15	—	—	—	—	—	—	—	—
Rolandseck	2	—	1	15	2	15	2	—	4	10	3	10
Siegburg und Anlgasse	3	—	2	15	—	—	—	—	4	15	3	15
Unkel	2	—	1	10	2	20	1	25	4	10	3	10

Sofern der Wagen den nöthigen Raum bietet, wird bei einem zweispännigen Wagen à fünf Personen auf jede Person höchstens ein Koffer, ein Reisesack und eine Hutschachtel an Gepäck gerechnet, bei einem Einspänner für drei Personen ebenfalls auf jede derselben ein Koffer, Reisesack und Hutschachtel; Mehreres ohne Entschädigung aufzuladen, ist der Kutscher nicht verpflichtet.

Taxe für Gepäckträger und Führer in Königswinter.

Für den Transport von Effecten vom Rheinufer in die Stadt, bis zu 30 Pfund 1½ Sgr.; 30—100 Pfd. 2½ Sgr., für jeden Centner Mehrgewicht 2½ Sgr.! — Nach Honnef, bis zu 60 Pfd. 7½ Sgr.; 60—100 Pfd. 10 Sgr.; für jeden Centner Mehrgewicht 2½ Sgr.

Führer. Für Begleitung von Fremden, einschließlich des Tragens deren leichter Effecten bis

	zum Drachenfels	10 Sgr.
dito	nach Heisterbach	10 „
„	auf den Petersberg	12½ „
„	nach Drachenfels und Wolkenburg zugleich	15 „
„	nach Heisterbach und Petersberg zugleich	17½ „
„	nach Löwenburg oder Oelberg . .	20 „
„	nach Drachenfels u. Oelberg zugleich	22½ „
„	nach Drachenfels und Löwenburg zugleich	25 „
„	auf einen ganzen Tag	1 Thlr.

Außer diesen angeführten Taxsätzen dürfen besondere Trinkgelder oder Entschädigung für die während der Reise nöthige Beköstigung nicht gefordert werden.

Taxe für Benutzung der Pferde und Esel.

Station für die Reitthiere in der Nähe des Felsenkellers, am Wege zum Drachenfels.

Nach dem Drachenfels oder der Wolkenburg, Esel 12½ Sgr., Pferd 15 Sgr.; nach der Wolkenburg und dem Drachenfels, Esel 20 Sgr., Pferd 25 Sgr.; nach Heisterbach oder nach Honnef, oder nach Oberkassel, Esel 15 Sgr. Pferd 20 Sgr.; nach dem Petersberg oder Gaisberg, oder nach der Löwenburg, oder nach dem Oelberg, Esel 20 Sgr., Pferd 25 Sgr.; nach dem Oelberg und Heisterbach Esel 25 Sgr., Pferd 1 Thlr.; für einen ganzen Tag, Esel 1 Thlr. 10 Sgr., Pferd 1 Thlr. 20 Sgr.; für den Ritt nach verschiedenen Bergen, ohne inzwischen zum Sammelplatze zurückzukehren, darf die Taxe für den ganzen Tag (1 Thlr. 10 Sgr. resp. 1 Thlr, 20 Sgr.) nicht überschritten werden, sobald bei Annahme des Reitthiers diese Tour bezeichnet wird; andernfalls müssen die betreffenden Taxsätze gezahlt werden. Für den Rückritt nach ein- bis zweistündigem Aufenthalt, gleichviel von welchem Gebirge oder Art, incl. Lohn des Führers, wird zu obiger Taxe zugesetzt. Bei Benutzung eines Esels oder Pferdes 5 Sgr.; für den Rückritt nach längerem Aufenthalt wird für jede Nachstunde gezahlt, für den Esel 2½ Sgr., für das Pferd 3 Sgr.;

für das Vorführen des Thieres zum Aufsitzen am Gasthof oder an der Privatwohnung und ebenso zum Rückritt dahin jedesmal für Esel oder Pferd 2½ Sgr.; bei Nachtzeit (mit Sonnenuntergang anfangend) wird der Taxe zugesetzt, für Benutzung eines Esels 5, eines Pferdes 10 Sgr.

Das Fordern von Trinkgeld ist unbedingt verboten.

Tarif für die Fähranstalt in Königswinter.

Für eine Person, wenn die gewöhnliche Ueberfahrt abgewartet wird, à Person ½ Sgr.; für Ueberfahrt bis 4 Personen per Nachen 2 Sgr.! Personen, welche zu einem Fuhrwerke oder als Reiter, Führer oder Treiber zu Thieren gehören, sind frei. Von Thieren wird erhoben, für einen Esel 1 Sgr., und 1½ Sgr. wenn die Brücke abgefahren ist; für ein beladenes Fuhrwerk 4 Sgr. ein unbeladenes 2 Sgr.; wenn aber die Brücke abgefahren ist 6 Sgr. resp. 3 Sgr.

Nachen-Taxe zu Königswinter.

Bei einer Fahrgesellschaft bis zu vier Personen von Königswinter nach Remagen 1 Thlr. 10 Sg. Rolandseck 25 Sgr., Rüngsdorf 7½ Sgr., Plittersdorf und Obercossel 15 Sgr., Beuel oder Bonn 25 Sgr. Bei Nachtzeit, nämlich für diejenigen Stunden, wo die hiesige Gierponte nicht reglementsmäßig fährt, wird diese Taxe um die Hälfte erhöht. Für jede weitere, die Zahl vier übersteigende Person wird bei Tageszeit 1 Sgr., bei Nachtzeit 1½ Sgr. der Taxe zugesetzt.

Die Lohnkutscher, Nachenführer und Lohndiener sind verpflichtet, die Taxe bei sich zu führen, und den Fremden auf Verlangen vorzuzeigen. Außerdem wird das reisende Publikum dringend ersucht, Zuwiderhandlungen gegen vorstehende Taxen dem Unterzeichneten anzuzeigen.

Königswinter.

Mirbach,
Bürgermeister.